

Zeitschrift

für

österreichische Volkskunde.



Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien.

Redigiert von

Prof. Dr. Michael Haberlandt.

XVIII. Jahrgang 1912.

Mit 54 Textabbildungen, 3 Figurentafeln und 7 Notenbeispielen.



WIEN.

Verlag des Vereines für österreichische Volkskunde.
Kommissionsverlag: Gerold & Ko., Wien, I. Stephansplatz Nr. 8.

Buchdruckerei Helios, Wien.

Inhaltsverzeichnis des XVIII. Jahrganges.

	Seite
Inhaltsverzeichnis	III
Verzeichnis der Abbildungen	IV

I. Abhandlungen und größere Mitteilungen.

Ernst Hamza: Eine Bauernhochzeit im niederösterreichischen Wechselgebiete. (Mit 1 Textabbildung und 7 Notenbeispielen)	1
Hella Schürer v. Waldheim: Volkskundliches aus Vigo di Fassa. (Mit 5 Textabbildungen.)	20
Dr. Oswald Menghin: Totenbretter aus Südtirol. (Mit 1 Fundkarte.)	27
Prof. Josef Tvrđý: Über die sogenannten Brüdergefäße in Mähren	32
Jenny Goldstern: Twardowski, der polnische Faust. (Mit 1 Textabbildung.)	36
Elias Weslowski: Das rumänische Bauernhaus in der Bukowina. (Mit 33 Textabbildungen und 6 Abbildungen auf 3 Tafeln.)	81
Dr. Max Höfler: Der Frauen-Dreißiger. (Mit 2 Textabbildungen.)	133
Josef Blau: Die alten Ewiglasten der eisernen Kühe und ihre angeblichen Rechtssymbole	161
Paul Tschurtschentaler: Die Abfahrt von der Alm im Pustertal (Tirol). (Mit 2 Textabbildungen.)	176
Prof. Josef Tvrđý: Die Anfänge der Habaner-Keramik in Mähren. (Mit 2 Textabbildungen.)	201

II. Kleine Mitteilungen.

Dr. Oswald Menghin: Eine verschwundene Steinopferstätte bei Riffian (Südtirol)	46
Robert Eder: Ruthenische Gebräuche	46
Prof. Joh. Košťál: Kleine Beiträge zur österreichischen Volkskunde	49
Anton Dachler: Die Schwarze Schnur	118
Dr. Max Höfler: Einige Ergänzungen zum polnischen Faust (Twardowski)	119
Josef Blau: Die Gebirgsbewohner des Teschner Kreises	184
Josef Blau: Die Gebirgsbewohner des Troppauer Kreises.	186
Dr. Georg Kyrle: Ein verschollenes Heilmittel in einer gebräuchlichen Redensart	187
Dr. Oswald Menghin: Eine Anregung	212
Dr. Oswald Menghin: Die Geige, ein Oberinntaler Brauch. (Mit 1 Textabbildung.)	212
Dr. Oswald Menghin: Der Anlaßtritt im Brixentale (Tirol)	213
Dr. Oswald Menghin: Zwei totenbrettähnliche Grabdenkmäler aus Südtirol. (Mit 1 Textabbildung.)	215
Anton Böhringer: Volkstümliche Pflanzen des Egerlandes (I)	218
Hugo v. Preen: Bockhäuteln oder Eschbellen im oberen Innviertel	220
Hugo v. Preen: Trudenspruch	220
Hugo v. Preen: „Keil“ (Fischereigerät für Flüsse). (Mit 2 Textabbildungen.)	221
Anton Dachler: Der Hahnenschlag	221

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

† Prof. Dr. Richard Andree S. 52. — Eröffnung des niederösterreichischen Landesmuseums S. 53. — Das Museum für tirolische Volkskunst und Gewerbe in Innsbruck (Dr. K. v. Rädinger) S. 54. — Museumsverein in Rožnau S. 57. — Ausstellung mährischer Kinderspielwaren S. 57. — Eine Anregung (Josef Blau) S. 57. — † Benjamin Kroboth S. 119. — Trachtenausschuß für Salzburg S. 120. — Internationaler Kongreß

für Heimatschutz in Stuttgart S. 120. — Volkskunstaussstellung in Kimpolung S. 120. — Mährische volkskundliche Ausstellung S. 120. — Ein Wörterbuch der bayrisch-österreichischen Mundart (mit einem Anruf) S. 188. — Das Pfingstreiten zu Kötzing 1912 (Josef Blau) S. 189. — Die Ausstellung für Volkskunst, Hausindustrie und Hausfleiß in Kimpolung, Bukowina S. 222. — Steirisches Volksschauspiel S. 222. — Mährische Sammlungen Franz Kretz' S. 223. — Zum Stand der ethnographischen Museen in Belgrad und Sofia (mit 2 Textabbildungen). (Von Dr. E. Schneeweiß) S. 223.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Anton Dachler: Verschanzungen in Niederösterreich und den Nachbarländern (Prof. Dr. M. Haberlandt)	58
2. Katalog der Wischauer keramischen Ausstellung 1911 (Josef Blau)	58
3. Dr. Č. Zibrť: Die altböhmischen Testamente der zwölf Patriarchen, der Söhne (Josef Blau)	59
4. Das Bauernhaus in Kroatien (Anton Dachler)	59
5. Volksmärchen aus Österreich (Prof. Dr. M. Haberlandt)	120
6. Oberösterreichische Volkssagen (Dr. Alfred Webinger)	121
7. Oststeirisches Bauernleben (Dr. Alfred Webinger)	122
8. Dr. Richard Braungart: Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischen Völker an der Geschichte der Kulturpflanzen und Ackerbaugeräte in Mittel- und Nordeuropa nachgewiesen (Hofr. Prof. Dr. v. Schullern)	122
9. Dr. G. Graber: Die Vierberger (Prof. Dr. M. Haberlandt)	126
10. D. E. O. Arenander: Die altertümliche Milchwirtschaft in Nordschweden (A. Dachler)	127
11. Adalbert Jungbauer: Das Weihnachtsspiel des Böhmerwaldes (Dr. R. Jordan)	191
12. Der Mensch aller Zeiten. (Dr. A. Haberlandt.)	197
13. Otto Rank: Der Mythos von der Geburt des Helden (Dr. Alice Sperber)	230
14. Die Wachau in Wort und Bild (Prof. Dr. M. Haberlandt)	233
15. Krobath: Vom Kärntnervolk (Dr. A. Webinger)	233
16. Paul Schlosser: Der Sagenkreis der Poštela (Prof. Dr. M. Haberlandt)	234
17. Peasant art in Russia. Special Number of „The Studio“ 1912. (Von Doktor Artur Haberlandt)	234
18. Dr. Ludwig Pfeiffer: Die steinzeitliche Technik und ihre Beziehungen zur Gegenwart. (Dr. A. Haberlandt)	235

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

Jahresbericht des Vereines für 1911	60
Tätigkeitsbericht für 1911 des Museums, erstattet vom Museumsdirektor Prof. Dr. M. Haberlandt.	64
Kassabericht für 1911, erstattet vom Kassier Julius Thirring	67
Vereinsleitung	68
Verzeichnis der Stifter, Ehrenmitglieder, Korrespondenten und Mitglieder	69
Tauschverkehr und Widmungsexemplare	75
Vereinsnachrichten	77, 128, 198, 235
Museumsnachrichten	78, 130, 198, 236

Verzeichnis der Abbildungen.

Fig. 1. Plan von Hollabrunn	12
Fig. 2. Altes Bauernhaus aus Vigo di Fassa	21

	Seite
Fig. 3. Fresko: St. Christoph, in Pera, Fassatal	23
Fig. 4—6. Backöfen im Fassatale	25
Fig. 7. Verbreitungskarte der Totenbretter in Tirol	28
Fig. 8. Tonpfeifchen, Dr. Twardowski darstellend, Czenstochau	37
Fig. 9. Prof. Dr. Richard Andree	53
Fig. 10. Einstubenhäuschen in Fundul-Moldovič	82
Fig. 11. Bauernhaus samt Anlage in Jacobeni	83
Fig. 12—18. Grundrisse typischer Bauernhäuser in der Bukowina	84
Fig. 19. Bauernhütte in Valea-Putnei	87
Fig. 20. Herdanlage, Backofen und Ofenbank in Ciocanesti	91
Fig. 21. Herdanlage in Negrileasa	92
Fig. 22—29. Die gebräuchlichsten Eckholzverbindungen an rumänischen Bauernhäusern	97
Fig. 30. Steinerne Brunnenfassung	111
Fig. 31—42. Firstschindelverzierungen und Ecksäulchen am rumänischen Bauernhause	114
Fig. 43. Muttergottes im Ährenkleide vom Bogenberge	138
Fig. 44. Muttergottes aus Piding	138
Fig. 45. Großer Kuhkranz vom Niedermairhof bei Bruneck	180
Fig. 46. Beim Umhängen des Kranzkuhschmuckes	181
Fig. 47. Mährische Tonschale des 16. Jahrhunderts (?)	203
Fig. 48. Mährische Tonschale (Seitenansicht)	205
Fig. 49. „Geigen“ von Häusern in Fließ (Tirol)	213
Fig. 50. Totenbrettähnliche Grabdenkmäler in Laatsch (Obervintschgau)	216
Fig. 51. „Keil“ (Fischereigerät)	221
Fig. 52. Eisengewicht zum Versenken des Netzes (Oberes Innviertel)	221
Fig. 53. Bogumilengrabstein aus dem 11. Jahrhundert in Lipenovič	227
Fig. 54. Hirtenhütte auf Schlittenkufen (Bosnien)	228

Tafel I—III: Bauernhäuser der Rumänen in der Bukowina.

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Eine Bauernhochzeit im niederösterreichischen Wechselgebiete. ¹⁾

Von Ernst Hamza, Landwirtschafts-Fachlehrer, Oberalm.

(Mit 1 Textabbildung und 7 Notenbeispielen.)

Der bäuerliche Brautwerber läßt sich von anderen Gesichtspunkten leiten als der städtische. Von der auf dem ganzen Erdball gleichen Liebe und der Frage nach dem Reichtum der Braut abgesehen, muß er sehr stark auf die persönliche, zum Berufe notwendige Arbeitseignung der künftigen Bäuerin achten. Die sozialen und ethischen Ansichten sind oft eigenartige, natürliche, ganz andere wie in der Stadt. Manchmal treffen Verhältnisse zusammen, in welchen ihm das »Mitbringen« von zwei bis drei größeren, unehelichen Kindern, der Hilfe bei der Arbeit wegen, in unserer Zeit, wo der Bauer nur noch mit eigenen Arbeitskräften etwas erwerben kann, sogar erwünscht ist.

Ist das Herz des Brautsuchers noch nicht vergeben, so geht er »bi^dln«, das heißt »auf Brautschau«. Beim »Bi^dln« gehen immer zwei, der Werber und ein älterer Verwandter von ihm: die »Bi^dlmána«. Sie streifen, oft tagelang ausbleibend, alle Bauernhöfe, in welchen sie eine heiratsfähige Tochter, Schwester, Witwe etc. des Bauern wissen oder vermuten, in weitem Umkreise ab, besehen, wie zufällige Wanderer gehend, die Felder, die Früchte, das Haus, gehen in den Stall, wo zum Scheine um ein Stück Vieh gefragt wird u. s. f. Finden sie an dem Anwesen Gefallen, so treten sie ins Haus, um auch die menschlichen Bewohner kennen zu lernen und speziell die zu Erwählende unauffällig zu beobachten. Ist auch diese nach ihrem Geschmack, so rücken sie dem Bauer und der Bäuerin gegenüber mit der Farbe heraus, worauf eine Besprechung mit diesen folgt. Gewöhnlich bleibt nun die ganze Sache bis auf weiteres ein Geheimnis.

¹⁾ Im folgenden ist eine Hochzeit dargestellt mit all den Gebräuchen, wie sie in Feistritz am Wechsel (Niederösterreich) üblich sind, welche wohl als typisches Beispiel für das ganze niederösterreichische Wechselgebiet gelten kann. Kleine Abweichungen vom geschilderten Beispiele werden immer vorkommen und beruhen auf verschiedenem Reichtum der heiratenden bäuerlichen Personen, der Disponiertheit der Hauptfiguren zu all den Scherzen, Gesängen u. s. f., sowie auch die Menge und Güte der folgenden Gespräche, »Schnaderhüpfeln«, »Spielmännlügen« etc. von der persönlichen Eignung und Kunstfertigkeit und dem guten Willen, der Laune der handelnden Personen abhängen.

Auf das talkräftigste wurde der Verfasser bei der Zusammenstellung dieser Hochzeitschilderung von dem alten, erfahrenen Musiker Peter Steinbauer (genannt »Blochberger«) unterstützt, seines Zeichens Bauer in der Rotte Hollabrunn bei Feistritz am Wechsel, welchem er schon Hunderte von Liedern und Tausende von Ländlern verdankt, die sämtlich dem »Arbeitsausschuß für das Volkslied in Niederösterreich« übergeben wurden.

Der Bauer, Vater oder Bruder, Schwager etc. der Erwählten vereinbart mit dem Brautwerber eine Frist, bis zu welcher er ihm seine Antwort sowie diejenige der Erwählten per Post oder Boten zuschicken wird, oder er sagt einen Gegenbesuch mit oder ohne dieser beim Brautwerber an.

Das Weitere ist nun selbstverständlich bei jeder Brautwerbung verschieden.

Ist eine Einigung aller beteiligten Teile über alles zu Besprechende erfolgt, ist der Verhehelichung nichts mehr im Wege und will man zu selber schreiten, so muß dies den Pfarrern der Pfarrkirchen der Braut und des Bräutigams angezeigt werden, welche die kommende Verheiratung an den drei nächstfolgenden Sonntagen nach dem Vormittagsgottesdienste von ihren Kanzeln herunter öffentlich verkünden. Die Trauung selbst findet nach alter Sitte immer in der Pfarrkirche der Braut am Dienstag nach dem letzten Verkündigungssonntag statt.¹⁾

Die Mitgift der Bauernbräute setzt sich im Mittel, wenn nicht »aufs Haus zu wighairad« wird,²⁾ aus einem Geldbetrag, einer Kuh, einer Truhe, einem Kasten, zwei Betten oder auch nur einem und der Brautwäsche oder nur »paar Stückeln Leinwand« zusammen.³⁾ Je nach dem mitbekommenen Bargeldbetrag hat die Braut noch einen Anspruch »aufs Auszahlen« oder nicht.⁴⁾

Die Zeit vom ersten Verkündigungstage bis zum Hochzeitstage ist »die Brautzeit«. In dieser muß die Braut täglich einmal die Kirche besuchen. Während der Brautzeit werden die Hochzeitsgäste geladen, welche weit entfernt wohnen, dann die Verwandten des Bräutigams und seine Gödln und Go^udln.⁵⁾

¹⁾ Seit altersher ist es Brauch, im Fasching zu heiraten. Kirchlich sind die Trauungen verboten in der Fastenzeit, das ist vom Aschermittwoch bis Ostern und im Advent.

²⁾ Das heißt, wenn die Braut eine Haus und Hof besitzende Witwe oder die Alleinerbin eines Bauerngutes ist. „Einheirat.“

³⁾ „Großbauern“ mit 200 bis 400 österreichische Katastraljoch Grundbesitz gibt es in der Gegend nicht.

⁴⁾ Es ist dies ein wunder Punkt des bauerlichen Erbrechtes. Die Söhne eines Bauern haben in erster Linie Anspruch auf die Übernahme der Liegenschaften. Dies ist weit verbreitet und entspricht einer alten rechtlichen Überlieferung. Nach diesen haben die Töchter, die das Gut selbst bewirtschaften wollen, ein Vorrecht. Alle Geschwister haben von dem Übernehmer der Liegenschaft einen Erbanspruch zu fordern. Gewöhnlich haben die Söhne einen größeren Erbteil wie die Töchter, zum Beispiel vier Teile gegen drei Teile des Gutswertes (Ertragswert). Wo nur ein Sohn für die Gutsübernahme in Betracht kommt, läßt sich alles leichter durchführen, als wenn mehrere Geschwister da sind. In solchen Fällen ist es fast unmöglich, daß alle beisammen bleiben, und in diesem Erbrechte ist dann der Grund zu der unwirtschaftlichen Teilung des Gutes zu suchen. Oder der Gutsübernehmer muß sich zugunsten der Geschwister überschulden, um ihnen ihre Erbteile auszahlen zu können. Damit ist den Miterben nie gedient. Der Übernehmer wird dadurch (auch ein Grund der Bauernwirtschaftenverkäufe in den Alpen) oft zu einer Losschlagung des Objekts bei günstiger Gelegenheit verleitet, um sich vor zu großer Verschuldung zu retten und eventuell den Spekulationsgewinn einzustreichen.

⁵⁾ Paten und Patinnen.

Am Tage vor der Hochzeit ist das »Bischarlbändn«¹⁾ im Hause der Braut. Am Abend werden dieselben in das Hochzeitswirthshaus getragen.²⁾

Um 1 bis 2 Uhr früh des Hochzeitstages wird die Braut durch Pöllerschüsse geweckt. Hierauf treten der Brautführer und der Bräutigam in das Haus der Braut. Hier ist gewöhnlich nur der Vater derselben zu finden; die Mutter hält sich absichtlich abseits, wie wenn sie von nichts wüßte. Die Braut ist versteckt, gewöhnlich in einem Kasten, und der Brautführer hat nun die Aufgabe, sie zu finden, und muß so lange suchen, bis ihm dies glückt. Nun wird die Mutter gerufen, worauf der Brautführer die Brauteltern zur heutigen Hochzeit mit einigen Worten einladet. Braut und Bräutigam müssen vor den Eltern niederknien und dieselben um Verzeihung bitten, wenn sie sie etwa einmal beleidigt hätten in ihrem Unverstande. Hierauf geben ihnen Vater und Mutter gute Lehren, geben ihnen ihren Segen, besprengen sie mit dem »Weihbrunn« und machen das Kreuz über beide. Bräutigam und Brautführer bekommen dann etwas Warmes zu essen, meist Kaffee mit Gebäck.

Hierauf gehen Brautführer und Bräutigam zu den glädän³⁾ Nachbarn der Braut. Diese werden zuerst geladen, was persönlich geschehen muß. Dann zu den Brautgo^udln und Göⁱdn. Hierbei ist der Brautführer der Wortführende, während der Bräutigam nur als Begleitperson erscheint. Der Brautführer gibt dem Nachbar (Göⁱdn) die Hand und sagt folgenden Spruch:⁴⁾

»Gelobt sei Jesas Christas! Ich bitt freundlichst, däs der Herr Náchba nicht für ungut nehme, däs ich heute so unverhofft ins Haus komme als gesännter Bot von jungen Herrn Bräutigam und seiner versprochenen Jungfrau Braut. Dieses Brautpaar laßt euch bitten, ihnen das Geleite zu geben von Haus auf die Gasse, über Weg und Straße ins ehrwürdige Gotteshaus, dort der heiligen Messe beizuwohnen. Nach der heiligen Messe kommt das Brautpaar zum Hochaltar, wo sie durch Priestershand mit Shtola und Band verbunden werden in den heiligen Ehestand. Hernach wird der Herr Náchba gebeten, ihnen das Geleite zu geben von der Kirche auf die Gasse hin ins Hochzeitshaus. Dort wird man eich zu Tische setzen mit Herrn und Fraun und es wird aufgetragen Fleisch, Kraut und Brod und állas, wás da liabi Gou^d (Gott) dascháffen hád. Und hab ich

¹⁾ Diminutiv von Buschen = Bischarl.

²⁾ Wenn die Hochzeit im Hause der Braut oder des Bräutigams stattfindet (hier sehr selten), so sind alle folgenden, sich im Wirthshause abspielenden Gebräuche in dieses Haus verlegt zu denken.

³⁾ Den, dem Brauthause zunächst wohnenden, den Anrainern. Von glát (glatt) = knapp, nahe; glát, gléda, iñ glédän.

⁴⁾ Derselbe wird in einem Gemisch von Schriftdeutsch und Dialekt gesprochen, was ich auch in der Schreibweise zum Ausdrucke bringe.

meine Sache recht gemacht, so wiad da Hea Náchba de Bitt ma nid abschlägn.«

Hierauf ladet er mit demselben Spruche, mit den notwendigen textlichen Veränderungen, die Frau des Nachbarn (Go^{dl}) ein. Wenn dies geschehen (bál s' mi(d)n Lâ(d)n fiadi san), werden »die Lader« in jedem Hause, wo sie luden, mit »Geselchtem«, Kaffee und dergleichen bewirtet.

Nachdem sie alle persönlich zu ladenden Personen besucht haben, begeben sie sich in das »Hözatswiadshaus« (Wirtshaus, wo die Hochzeitstafel gehalten wird), wo sich alle »Hözatslaid« (Hochzeitsleute -- alle zur Hochzeit geladenen Personen), auch die Braut mit ihren Eltern, die Eltern des Bräutigams und die Musikanten versammeln. Alle nehmen hier ein gemeinsames Frühstück ein: Wein, Brot und Kaffee. Alle anwesenden männlichen Hochzeitsleute werden mit einem der am Tage vorher gemachten »Bischa^{ln}« geschmückt. Der Stock des Brautführers wird mit »Bischa^{ln}« und verschiedenfarbigen Bändern reich geziert.

Nun stellt der Brautführer die Hochzeitsleute in bestimmter Reihenfolge zum Kirchgange an. An der Spitze die Musikanten, hinter diesen die Junggesellen, dann die Hochzeitsleute »ersten Ranges« (die beiderseitigen Väter, die nächsten Nachbarn der Väter, die Gö^{dn} der beiden Familien, der Bürgermeister etc.); diesen folgt der Brautführer selbst mit der Braut, hinter ihnen kommt der Bräutigam mit den Beiständen und zum Schlusse alle weiblichen Teilnehmer (die beiderseitigen Mütter, Nachbarinnen, Go^{dl}n, Kranzeljungfern etc.). Unter den Klängen eines Marsches bewegt sich der Zug zur Kirche. Vor dieser schwenken die Musikanten ab, spielen so lange, bis der ganze Zug in der Kirche ist und bleiben auf dem Kirchenplatze stehen.

In der Kirche beginnt nun das Hochzeitsamt. Nach diesem stellt der Brautführer die Brautleute vor den Altar, den Bräutigam rechts, die Braut links, hinter diese die beiden Beistände, welchen sich die übrigen Hochzeitsleute in kleiner Entfernung anreihen. Dem Pfarrer wird von der Brautmutter ein Sträußchen überreicht: Ein Rosmarinzwig und ein »Bischa^l« dran. Nun nimmt der Pfarrer die Kopulation vor, nach welcher er die Kirche verläßt. Die Hochzeitsleute, voran der Bräutigam und dann die Braut, welchen sich alle übrigen anschließen, machen nun einen Rundgang um den Altar. Sobald die Brautleute rundherum gekommen sind, knien sie an derselben Stelle, wo sie während der Kopulation knieten, wieder nieder und nehmen nun kniend von den ihnen folgenden Hochzeitsleuten die Glückwünsche zu einem glücklichen Ehestand entgegen. Während des Ganges um den Altar spielen die vor der Kirche postierten Musikanten einen Marsch.¹⁾

¹⁾ Früher schienen bestimmte Märsche gespielt worden zu sein oder es waren einige derselben lange Zeit üblich. Die heutige Musikkapelle, die »Jungen«, bedient sich

Nach der Beglückwünschung begeben sich der Brautführer, das Brautpaar und die beiden Beistände in den Pfarrhof, um den Herrn Pfarrer zur Hochzeitstafel einzuladen. Mittlerweile wirft die Brautmutter aus einem großen Handkorbe Krapfen, allerlei Backwerk und Zuckerln auf den Platz und die Straße, um welche Gegenstände sich die Schuljugend balgt.

Nach dem Wiedererscheinen der Brautleute ordnet der Brautführer den Hochzeitszug zum Rückmarsch in das Wirtshaus.¹⁾ Die Teilnehmer werden genau so gruppiert wie beim Zuge in die Kirche, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt Bräutigam, Braut und Brautführer mitsammen gehen. Die Musikanten stimmen einen Marsch an und der Zug setzt sich in Bewegung.

Während des Ordnen des Zuges und auch während des Marsches in das Wirtshaus muß der Brautführer achten, daß ihm die Braut nicht »gestohlen« wird. (Der »Brautraub«, das »Brautrauben.«) Gewöhnlich nähern sich einige Leute unauffällig der Brautgruppe, fassen plötzlich die Braut und zerren sie²⁾ in ein an der Straße gelegenes Haus, während andere dem Brautführer, wenn er den »Raub« bemerkt und ihn verhindern will, wie zufällig den Weg vertreten. Die Braut wird in einem Zimmer, Kasten, im Dachraum etc. versteckt und der Brautführer muß sie suchen, und sobald er das Versteck findet, ein Lösegeld für sie versprechen. (Ea mua(s) wás vahoassn.) Gewöhnlich werden ebenso spaßhafte wie unangenehme Forderungen gestellt, so zum Beispiel ein Sack voll Haselnüssen oder Maikäfern und dergleichen. Hierauf wird die Braut freigelassen, der Brautführer reiht sich mit ihr dem Zuge ein und unter Musikbegleitung geht es auf Kommando des Brautführers wieder dem Wirtshause zu. Plötzlich gerät der Zug ins Stocken, da die Straße durch eine in etwa ein Meter Höhe über dieselbe gespannte Kette (Eisenkette oder ein dicker Strick) abgesperrt

„moderner“ Märsche. So wurde früher ein Marsch gespielt, zu dessen Melodie sich die Spaßmacher und bösen Zungen einen Text zurechtgelegt hatten:

Sekundstimme.

Hauptstimme.

Mi wu-nad's dás aš' gñou-ma háud mi wu-nad's dás aš'

má! Mi wul a. Mi wul a!

¹⁾ Manchmal singt der Brautführer vorher einige auf die Hochzeit und den Ehestand anspielende „Schnaderhüpfeln“, deren Melodie nach jedem einzelnen von der Musik nachgespielt wird.

²⁾ Gewöhnlich macht sie ohne Sträuben den Spaß mit, auf den sie ja vorbereitet ist. Sträubt sie sich, so wenden die „Räuber“, so weit notwendig, Gewalt an.

ist. An einem Ende der Kette stehen zwei zur Unkenntlichkeit maskierte Personen bei einem Tische, auf diesem eine mit Wein gefüllte Literflasche und zwei Trinkgläser. Die Musikanten treten zur Seite, so daß die Brautleute in die Nähe der Kette kommen. Hierauf schenken die beiden Masken die Gläser voll und überreichen je eines der Braut und dem Bräutigam. Während dieselben trinken, spielen die Musikanten einen »Tusch«. Dann reicht eine Maske dem Brautführer ein Glas Wein. Derselbe erhebt es auf die Gesundheit der Brautleute. Zum Beispiel:

„Guadi Gsundhaid fia di Juñgfrau Braud,
 Guadi Gsundhaid fia 'n Juñghean Braitigan,
 Guadi Gsundhaid fia de gånzn Hõzadslaid,
 Guadi Gsundhaid af a guads Gligg,
 Däs_si bål wida wå(s)_schigg!“

Die Braut greift nun in die Tasche und legt ein Geldstück auf den Tisch, nach ihr der Bräutigam. Hierauf wird die Kette von den Maskierten zu Boden gelassen und der Hochzeitszug geht darüber hinweg. Jedes männliche Mitglied des Zuges legt beim Passieren des Tisches ein Geldstück auf denselben. (Dieses »Mautgeld« gehört den Maskierten. Gewöhnlich sind es jüngere Burschen oder arme Leute der Gemeinde.) Wenn der Hochzeitszug beim Wirtshause anlangt, findet er daselbst alle Türen, Tore und Fenster fest verschlossen. Der Brautführer klopft nun an die Eingangstüre. Lange rührt sich nichts, bis sich ein Fenster öffnet und der Wirt aus demselben fragt: »Wea saids denn? Wås wõllds denn?« — Brautführer: »Mia san hãl(d)d'Hõzadslaid va da ... (Name der Braut) und in ... (Name des Bräutigams)¹⁾ eãna Hõzad uñ(d) khë'ma hãld scha waid hea«. Der Wirt tritt vom Fenster zurück und man meint er gehe öffnen. In einer Weile erscheint er bei einem anderen Fenster und sagt: »Jã, Fix! È'ng san ja dame'ni (der Menge) Laid! Wia khã'n ma denn dëi'ãll aĩnlã'ssn?!« — Brautführer: »Na, lå's_ins nua'aini, mia ween_in(s)_scha hibsich zãmschmugga (aneinanderschmiegen).« — Wirt: »Jã, saids's uandlichi Laid_a? Deaf ma'ë'ng traun a?!« — Brautführer: »Jã, i bi mi(d) mäini Laid scha waid heagroasd und hã iwa neamb koan Klã.« — Wirt: »Na, åfd lå's_i ë'ñg_aina.« In einer Weile öffnet sich die Eingangstüre des Wirtshauses, der Wirt erscheint, auf einer Tasse einen Liter Wein mit Trinkgläsern und einen Laib Brot tragend und geht auf die Braut zu. Der Brotlaib ist angeschnitten und im Anschnitte steckt ein primitiv geschnitztes, hölzernes Messer. Der Wirt reicht der Braut den Brotlaib und »ead«²⁾ sie abzuschneiden. Die Braut nimmt den Laib, zieht das hölzerne Messer heraus und wirft dasselbe von sich. Fällt das Messer der Wirtshaustüre zu, so bedeutet dies »Glück«; fällt es in die entgegengesetzte Richtung, »Unglück«. Hierauf

¹⁾ Der Name »Braut«, »Bräutigam«, »Brautleute« etc. bleibt den Neuvermählten, bis die Braut ihr neues Heim betreten hat.

²⁾ Ehrt; ehren = mit freundlichem Zuspruche — bittend — nötigen.

greift sie in den Sack um ihr Taschenmesser, schneidet mit demselben Brotschnitten ab und beteiligt damit ihren Bräutigam, seinen und ihren Vater, den Brautführer und die beiden Beistände.¹⁾ Hierauf schneidet sie ein Stück Brot für sich selbst ab und reicht den Laib ihrer Mutter, worauf diese die anderen Hochzeitsgäste mit Brot beteiligt. Nun schenkt sie zwei Gläser voll Wein, überreicht eines dem Bräutigam, nimmt das zweite selbst zur Hand und stoßt mit ihrem Bräutigam an. Während das Brautpaar trinkt, wird von den Musikanten ein »Tusch« geblasen. Dann reicht sie dem Brautführer ein Glas, welches dieses auf das Wohl der Brautleute leert, etwa:



Nun ladet der Wirt die Hochzeitsleute zum Eintritt in den Hochzeitssaal ein. Die Musikanten gehen voran, postieren sich auf der »Musikanten-Budl«²⁾ und beginnen sofort mit einem Tanzstücke. Die nachfolgenden Hochzeitsleute tanzen »Sturm«, das heißt, es tanzt jeder, der will und mit wem er will.

Wenn der Tanz vorbei ist, begibt man sich zu den Speisetischen. Der Brautführer hat nun die Aufgabe, den Hochzeitsleuten ihre Plätze anzuweisen. An dem Tische, an welchem die Brautleute Platz nehmen, sitzen »iñ gledan« die Beistände und dann die »gledan« Nachbarn des Bräutigams.³⁾ Sonst sitzt niemand an diesem Tische. Zu einer Seite des Brauttisches sitzen an einem Tische des Bräutigams Eltern und Geschwister mit ihren Go^dln und Gö^ddn, auf der anderen Seite an einem Tische die Brauteltern und Geschwister mit ihren Go^dln und Gö^ddn. Ein dritter Tisch ist dann noch für die noch übrigen »Hochzeitsleute ersten Ranges« reserviert. (Bürgermeister, Pfarrer, die Gutsnachbarn der Braut etc.) Für die anderen Tische besteht keine Sitzordnung. Sobald der Brautführer mit dem »Zäms^sëzn« anfängt, wird von der Musik ein Marsch angestimmt. Zuerst weist er dem Bräutigam dessen Sitz an. Während er nun die Braut neben ihren Bräutigam setzen will, kommt plötzlich die »wilde Braut« und will sich neben diesen setzen.⁴⁾ Es ist dies eine zur Unkenntlichkeit ver-

¹⁾ Sollte sie ihr Taschenmesser vergessen haben, so wäre dies ein böses Omen, da dann die Leute sagen: „Es wird keine ordentliche Hausfrau.“

²⁾ Gestell, ähnlich einer Schulbank. Immer in einer Ecke des Saales aufgestellt, wo es die Tänzer am wenigsten behindern kann.

³⁾ Neben den Brautleuten sitzen links und rechts ein Beistand und diesen reihen sich die nächsten Gutsnachbarn des Bräutigams an. Über glät -- gleda, siehe vorher.

⁴⁾ Wüß (wild) heißt im Dialekt: a) wild; b) garstig, häßlich, abstoßend; c) roh, ungehobelt, unnachsichtig.

kleidete und geschminkte weibliche Person in unreinlicher und zeretzter Kleidung, die so »ausgestopft« ist, als wenn sie nicht mehr lange auf die Niederkunft zu warten hätte. Sie gerät mit dem Bräutigam in Streit, wieso er nun eine andere heiraten könne, nachdem er doch wissen werde, »was er getan.«¹⁾ Nach längerem Hin und Her zieht die »wilde Braut« mit drohenden Worten ab. Nun setzt der Brautführer die »schöne Braut« zum Bräutigam. Wenn alles auf den Plätzen ist, trägt der Wirt die Speisen auf, und zwar: »de easchn drai Richd« (die ersten drei Gänge).

1. Nu(d)lsupm^{mm} (Nudelsuppe).

2. Schwäinas mi(d) Kraud (Schweinsbraten mit Kraut).

3. Rindfleisch mi(d) Kreñkhu^u (Rindfleisch mit Meerrettigkoch).

Und zwar »Semmelkrenkoch«. Semmeln werden in kleine Stücke geschnitten, in Milch eingeweicht, eingebrannt und dann kommt geriebener Kren dazu.

Nach diesen ersten drei Gängen ist eine längere Pause. Die anwesenden Weiber entfernen sich mit der Braut und ziehen sich in freien Zimmern des Wirtshauses in gewöhnliche Tageskleidung um, um so ihre zur Trauung genommenen besten Kleider zu schonen, sowie sich beim folgenden Tanze bequemer bewegen zu können. Sobald sie in den Saal zurückkehren, beginnt der Tanz, welchen das Brautpaar eröffnet. Die strenge Tischordnung wird aufgehoben, es setzt sich zusammen wer will, man plaudert, scherzt, raucht, singt etc. (Steinbauer sagte: »Bis s'wida^r älls äabai(d)ld hãm ban Tãzn, äf(d)gëd eãn da Huñga^re scha wida brav.ãñ.«)

Dann trägt der Wirt die zweiten »Richd« auf und alles setzt sich wieder in der Sitzordnung zu Tische.

1. Heãsupm^{mm} (Hühnersuppe).

2. Bãchãñã Rais (Gebackener Reis; so wie »Reisaufwurf«).

Derselbe wird in großen Schüsseln aufgetragen und jeder Tisch bekommt eine Schüssel, aus welcher sich die Tischgenossen auf die Teller nehmen. Die Schüssel für den Brauttisch ist besonders schön geziert mit Reisig, farbigen Papieren und Bändern. Oft auch mit einer kleinen Wiege, einer Storchfigur und dergleichen, welche Gegenstände zu allerlei Scherzen Anlaß geben, die die Mädchen verlegen machen, und die »Mãnatsn (männlichen Anwesenden) de lâcha hãld fësd«.

Nun ist freie Unterhaltung mit Lied und Tanz. Leider wird der alleinheimische Ländler immer mehr und mehr durch Walzer und Polka verdrängt.

Das Schnaderhüpfel tritt hier voll und ganz in seine Rechte; solche Gelegenheiten sind der richtige Zeitpunkt zu seiner Entstehung. Oft entwickeln sich förmliche »Dichterstreite«.

¹⁾ Der Streit dauert je nach Laune und Mutterwitz der beiden Streitenden verschieden lange, nimmt zuweilen auch unverblümte Formen an, die in ihrer bäuerlichen Natürlichkeit freilich absolut nicht so klingen und zu beurteilen sind, wie aus anderem Munde, an anderer Stätte, wo die Heuchelei der Unerfahrenheit Vorschrift ist.

Der frühere Bürgermeister in Feistritz hatte einmal am Tage vor einer Hochzeit mit den Hollabrunnern¹⁾ einen Wortwechsel, da man in einer Gemeindeangelegenheit verschiedener Meinung war. Bei der Hochzeitstafel herrschte nun zwischen beiden Parteien eine kleine Spannung, die sich allmählich verflüchtigte, und gegenseitig flogen harmlose Stichelreden und Liedchen hin und her. Da erhob der Bürgermeister sein Glas auf die Hollabrunner mit folgendem Liedchen:

„D'Hollabrunna san Jaga,
San Briada, san Schwaga,
Dö's is a Raß,
De koän Tuifl nid fraß“ (fräße).

Die alten Leute erzählen und erinnern sich längst vergangener Tage und Begebenheiten und oft finden sich da einige zusammen, die in ihrer Jugend »kernige Burschen« und freudige Sänger waren. Mit dem Tanzen geht es so nicht mehr recht und so stecken sie denn die Köpfe zusammen und singen Lieder und Jodler aus vergessenen Tagen.²⁾ Und ein alter Großvater, der mit seiner »Äldn«, im Augenblick sich wieder jung fühlend, gerne einen ruhigen, alten Ländler tanzen möchte wie bei seiner Hochzeit, »kauft« sich einen solchen bei den Musikanten und hänselt dieselben und ihre »neumodischen« Musikstücke zugleich mit dem Liedchen:

„Mächds ma an Äldvadärischn auf,³⁾
I zääßig an geen (gerne),
Eiüga Rumparlpum — pumparlpum⁴⁾
Mâu i's nid heen (hören).“

Einen uralten Witwer hänselt man mit der Frage, wann er sich denn wieder »eine aussuchen wird«. Und der alte Schalk antwortet:

„Hairadn mâu i's nid,
I hân ma 's varëit (verredet, ausgeredet),
I mâu jâ dö's Zäppln nid
Laidn in Bëit.“

Manchmal lassen sich auch junge Leute mit einem »neuen Lied« hören und eine junge »Gschpännschäfd« (Gespannschaft, zusammen Eingesungene, von: der Gschpänn = der Gefährte) bringt drei oder vierstimmige Jodler und dergleichen zu Gehör.

„Lusti is 's Bua sain,
I tausch mi(d) koän Mâvñ,
BÄl(d) mi 's Diandl (Schätzchen) ni(d) gfraid,
Gän i's wida davouñ“

¹⁾ Hollabrunn ist eine kleine Rotte bei Feistritz a. Wechsel. Die Bewohner derselben sind vielfach miteinander verwandt und als tüchtige Jäger bekannt. Auch stellen sie seit altersher die besten Musikanten zur Feistritzer Musik, insbesondere ist da die Familie Steinbauer zu nennen.

²⁾ So besitze ich von der Familie Steinbauer in Hollabrunn auch zwei Volkslieder, von denen eines von Kaiser Ferdinand und Radetzky und das zweite von den Feldzügen im Jahre 1809 handelt.

³⁾ „Machet (= spielet) mir einen Altväterischen auf.“

⁴⁾ Onomatopoeische Verspottung der gespielten Musikstücke.

läßt sich ein junger Bursche vernehmen. Dem Bräutigam zum Ärger, daß er sich nun nicht mehr mit seinen Freunden so frei und ungebunden wird unterhalten können? Oder ist er auf sein Schätzchen eifersüchtig und sagt ihr so seine Meinung, was von allen anderen nicht verstanden werden kann? Oder will er es nur reizen? Natürlich bekommen viele an- und abwesende Personen bei den vielen Schnaderhüpfeln etwas ab, und auch Ereignisse der letzten Zeit werden besungen. So zum Beispiel wird einem Schmiede zugesungen:

„Schmid, Schmid,
Siñg nua du nid,
Wãn da schwãaz Tuifl khimb,
Nimb_a di mid.“

Einem Schneider:

„Schnaidagoas, gmäää!
Und_a Schissarl vuñ Fle
Und_a Schisserl vuñ_Lais
Is_in Schnaida sain Schpais.“

Dem Wirte:

„Da Wia(d) gëd_in Khöñla,
Tuad Wãussa pumpn,
D'Frau Wiadin schraid au(s)a:
Gua(d) gmua fia d'Lumpn.“

Den Feistritzer Mädchen:

„Wãu s' in Faistraz laitn (läuten)
Dã wãgld da Tuan (Turm),
D'Faistraza Mëindscha
Kriagū koāni an Buam.“

Und da sich diese die Hänselei nicht ruhig gefallen lassen und dem Sänger widersprechen, fügt ein anderer hinzu: »Buam scha, åwa kloāni.« Und auch die Musikanten, die im Schweiß ihres Angesichtes sich redlich mühen und eifrig zum Tanze aufspielen, während sich alle anderen unterhalten, kommen schlecht weg:

„Ëi(s)_Schpüñlaid,
Ëis Hundshaid,
Wãn 's_a Göld hãbbs,
Gëd 's_a waid,
Wãu s' koāns hãm,
Gëigña s' hoam,
Sa gëds hoam
Iñ Goãdsnãm.“

(Sinn: Daß sie sich lange bitten lassen oder daß man sie immer mit Trinkgeldern bedenken muß, will man, daß sie fleißig spielen.)

Und der noch ledige Busenfreund des Bräutigams singt, demselben schmollend, daß er ihn nun »allein lasse«, und der Braut ein Kompliment machend:

„Koān Fischarl in Wãussa,
Koān Veigarl in Wãld,
In_a kraiz(s)_auwas Diandl
Valiab_b_ma si hãld.“

Und ein Alter folgt ihm: »Jä, jä main Liawa!«

Da Khaisa liabb saïn Landl,
 Da Baua liabb saïn Föld,
 Da Bua dea liabb saïn Diandl,
 So gäd 's hear af deara Wöld.*

Nun kommen die »Maschkara« (die Maskierten). (Sie kommen immer erst, wenn es draußen finster ist. Da die Hochzeiten fast ausschließlich im Fasching stattfinden, ist die Zeit ihres Erscheinens gewöhnlich zwischen 8 und 9 Uhr abends.) Es sind dies junge Leute des Ortes beiderlei Geschlechtes, die sich in fantastische Kostüme hüllen. Oft sind auch die Gewerbe vertreten. So ist ein Rauchfangkehrer in seiner ganzen Arbeitsausrüstung dabei, ein Schuster, der den Anwesenden vollkommen unbrauchbare und zerfetzte alte Schuhe anbietet u. s. f. Dirndl kommen als Burschen verkleidet und umgekehrt. Ihr Anführer ist als »Kaschparl« (Narr, Hanswurst) angezogen.¹⁾ Die Maschkara reden nicht, sondern verständigen sich untereinander und mit den Hochzeitsgästen durch Zeichen. (Da man den einzelnen sonst an der Stimme erkennen könnte.) Der Kaschparl führt einen großen Stock mit sich, mit dem er durch Aufschlagen auf den Boden seiner Bande Zeichen gibt und das Kommando leitet. Bevor die Maschkara das Wirtshaus betreten, schlägt der Kaschparl mit seinem Stock dreimal an die Eingangstür des Hochzeitssaales. (Die Anmeldung.) Dann tritt er allein ein. Er wird natürlich sofort, so wie später auch seine Genossen, mit Fragen bestürmt und zum Lachen geködert, um ihn zum Reden zu verleiten. Er antwortet aber nur durch Gesten und geht zum Brauttisch, wo er dem Bräutigam »an Paß« (einen Paß) überreicht. Es ist dies ein Bogen Papier, auf welchem der Kaschparl schriftlich ersucht, man möge ihm die Erlaubnis geben, mit seiner Schar eintreten zu dürfen. Ferner bittet er um drei Tänze.²⁾ Der Bräutigam oder der Brautführer liest nun den Paß laut vor.³⁾

¹⁾ Vor 5 Jahren wußte ich in Feistritz am Wechsel noch drei originelle Kaschparlkostüme.

²⁾ Manchmal werden uralte, in der Gegend heimische Tänze verlangt, wie zum Beispiel der „Strohschneider“, der „Siebenschritt“, die gegenwärtig sonst nicht mehr getanzt werden. Ebenso kommen bei dieser Gelegenheit durch die Maschkara manchmal uralte Trachtenstücke an das Tageslicht, nach denen man sonst ganz vergeblich suchen würde.

³⁾ Hier ist dem Bauerdichter Gelegenheit geboten sich zu zeigen. Das im Folgenden gebrachte Beispiel ist absolut nicht etwa eine der besten Dichtungen, im Gegenteil!! Es ist der Paß, welcher bei der zuletzt stattgefundenen Hochzeit benützt wurde und den ich noch aufzuspüren froh war, um so wenigstens ein Beispiel im Original geben zu können. Es kommen hierbei oft ganz staunenswert gute, witzige Dichtungen vor, manchmal voll satyrischer Reime auf die bei einer speziellen Hochzeit Anwesenden. Das gebrachte Beispiel ist für einen solchen Paß etwas kurz. Da ein und derselbe Paß zweimal nicht verwendet werden darf und kann, werden die Pässe leider, nachdem sie ihren Zweck erfüllt haben, weggeworfen.

Reise Paß! 4)

Wir reisen über'n Nordbol her,
 mit den Luftschif übers Meer,
 und wir ma sein herkema in die Feistritza Gegnd,²⁾
 so kitzelt ma d' Nos'n a weng,
 hirz³⁾ hob i gsogt, do kehrn ma ein,
 zum zuhof wor a Hochzeit drein,
 und wir i eini kim, do hob i umadam her gschaut,
 owa hirz hob i erst gseh'n, wo sitzt die Jungfrau Braut,
 hirz möcht i die Jungfrau bitten recht ra⁴⁾ und fein,
 won⁵⁾ i mit meini Kumarodn kema deaf, hirz folt ma erst no was ein,
 wir dadn⁶⁾ bitten um a bor⁷⁾ Tanzl,
 das si rührt a jedes schwanzl,
 und Spieleit nemts die Geig'n und dorts⁸⁾ a bisl blos'n,
 sist fint i nit eini in die Hos'n,
 an Wolzer, an Pulka⁹⁾ und an Scheitrischn, mit den seima¹⁰⁾ verknügt,¹¹⁾
 woma¹²⁾ dös urndli mocha, oft¹³⁾ homa¹⁴⁾ a Klük,¹⁵⁾
 und das Tonz'n und trinka hot bei uns nit gfehlt,
 und ös Spielleit do hobs an Beidl voll Geld,
 Wir donka da Jungfrau Braut für die Ehr,
 wer wors¹⁶⁾ woma¹⁷⁾ wieda kema do hierher,
 wir wünschen der Jungfrau Braut viel Schaf und Rinder
 und a Stub'n voll klorni¹⁸⁾ Kinder,
 und oft rorsma¹⁹⁾ wieda aus
 aus den Hochzeitshaus.

Achtungsvoll

Florian Durstisama.

Der Bräutigam bewilligt dem Kaschpa'l seine im Paß gestellten Bitten, worauf dieser den Saal verläßt, um seine Genossen zu holen. Der Paß wird den Musikanten übergeben. Der Kaschpa'l an der Spitze, marschieren nun die Maschkara zu zweit in den Saal und begeben sich auf den Tanzboden. Der Kaschpa'l gibt mit dem Stock das Zeichen und die Musikanten beginnen mit dem im Paß an erster Stelle verlangten Tanz. Diesen tanzen die Maskierten untereinander.²⁰⁾ Beim zweiten und dritten Tanz wählt sich jeder Maskierte seinen Mittänzer aus den anwesenden Hochzeitsgästen. Bei der Musikantenbudl werden die Maschkara mit Wein bewirtet, den sie durch Strohhalm trinken müssen. Der Kaschpa'l übergibt in einem alten Geld-

¹⁾ Ich behalte genau die Schreibweise des Originals bei. Es ist zugleich ein Beispiel, wie der Dichter seinen Dialekt zu schreiben versuchte.

²⁾ Gegend, im Dialekt gesprochen Geiñg. — ³⁾ hiaz = jetzt. — ⁴⁾ rā = rar = auserwählt, gewählt. — ⁵⁾ wān = a) wann, b) wenn, c) ob. — ⁶⁾ tätén. — ⁷⁾ paar, einige wenige. — ⁸⁾ toads = tuhet. — ⁹⁾ der Pulka = die Polka. — ¹⁰⁾ sein wir — sind wir. — ¹¹⁾ vergnügt, begnügt. Endung gt im Dialekt gesprochen gg. — ¹²⁾ wān_ma = wenn wir. — ¹³⁾ āfd = nachher. — ¹⁴⁾ hām_ma = haben wir. — ¹⁵⁾ Glück. — ¹⁶⁾ woas = weiß. — ¹⁷⁾ wān_ma = wann wir. — ¹⁸⁾ kloani = kleine. — ¹⁹⁾ roas_ma = reisen wir.

²⁰⁾ Sind natürlich zahllose Spässe. So tanzt ein als Weib verkleideter Mann mit einer als Mann verkleideten Frau, ein vollkommen berufster Rauchfangkehrer mit einem ganz bemehlten Müller u. s. f.

beutel den Musikanten ein Trinkgeld, meist fünf Kronen. Oft ist der Beutel auch stark mit Ruß gefüllt und dergleichen. Nach dem dritten Tanz müssen die Maschkara in aller Eile das Weite suchen, sonst werden sie hinausgeprügelt.

Hierauf folgt wieder freie Unterhaltung mit Gesang und Tanz.

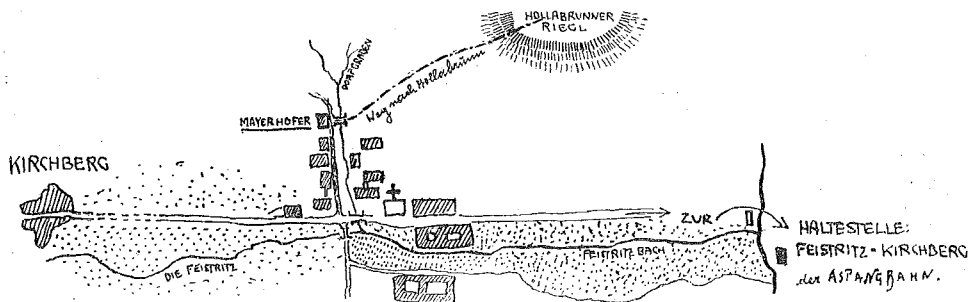
Etwa eine Stunde vor Mitternacht kommen die dritten »Richt«, »is Mitinächd'ë'ssn« (das Mitternachtsessen).

Das Rindfleisch, welches vom dritten Gange übrig geblieben ist, kommt nun als »ssaus Rindflaisch« auf den Tisch. (Saures Rindfleisch. Gesottenes Fleisch mit brauner Sauce, ähnlich einem »Lungenbraten«.) Danach kommt »Schmäälzkho« mit ssiassn Säläd« (Schmalzkoch = fetter Griesschmarrn, mit süßem Salat = gedörrten Zwetschen¹⁾) und zum Schluß »Brä'dn mid ssaun Säläd« (Braten mit saurem Salat = Erdäpfelsalat).

Während der Braten aufgetragen wird, kommt der beste Redner und Spaßvogel unter den Musikern mit einer Blechtasse, worauf er eine mit Wein gefüllte Literflasche und zwei Trinkgläser trägt. Das eine Glas ist leer und steht richtig, auf dem Boden, das zweite ist verkehrt, mit dem Boden nach aufwärts und mit Wein gefüllt. (Dieses Glas wird vorher angefüllt, dann die Tasse verkehrt daraufgegeben und nun beides umgedreht.) Mit der Tasse geht er zur Braut und ersucht sie zu trinken, wobei er um ein Trinkgeld für die Musikanten bittet. Er verlangt dies aber nicht so ohneweiters. Er spricht von einem Trinkgeld gar nichts, sondern ersucht die Braut für etwas ganz anderes, erdichtetes, um eine Gabe. Da erzählt er nun ein Fabel-Geschichtchen, ein Märchen, das er sich schon früher ausdenken mußte und das natürlich um so besser ausfällt, je witziger er veranlagt ist. (Es treten da oft die besten und komischsten bäuerlichen Einfälle zutage.) So erzählt er zum Beispiel:²⁾

¹⁾ »I(s) Schmäälzkhou deaf jã nid schpëa (trocken) sain! Wän_oam Pfeitn (Aus: d'Feitn) äarind iwa 'n Fouds, ätd_is's guad!«

²⁾ Zum Verständnis des Folgenden ist eine Veranschaulichung der Ortsverhältnisse notwendig. Die Rotte Hollabrunn, wo der Musiker zu Hause ist, liegt auf dem »Hollabrunner-Riegl«, einem Berg bei Feistritz a. Wechsel, das im Tale liegt. Von Feistritz nach Hollabrunn geht man ungefähr eine Stunde, von dortselbst nach Feistritz eine halbe Stunde. Von Feistritz nach Kirchberg a. Wechsel oder umgekehrt ist es eine schwache Gehstunde.



»Hiaz lo^usds_{auf}, wás_i öñg dazöll! Hiaz há^dma maín Áldi amul_{is} Hiats (das Haushüten) ändrad (angedreht, schlau mir übertragen). Há(d) gságg, se wüll_a amul_{kh}iaragáin (kirchengehen, in die Kirche gehen). ,Na já,‘ sá^u_i, ,wás_{sull}i dänn áf(d) kho^ucha?‘ — ,Na, máchsd háld_{an} Schtrudl,‘ hád s’ gságg. — ,Na já,‘ sá^u_i, ,wiavl Möll muas_i dänn áfd_nöma?‘ — ,Na,‘ ságg_s, ,nimmsd háld_{alls}, is e ni(d) z’vüll!‘ — und_i(s)_{scha} dauss(d) gwenn_a! Hiaz bi_i’s háld hëagánga Schtrudltoach mácha, hán_{in} háld a Wa^ul_átrim ám Tisch. Hiaz_i(s) ma_s Möll z’wöñ(g) gwoatn. Wás toán? I(s) ma nix_ánas_iwablím, i mua(s) gschwind_{af} Faistra(z)_{ds}chaun, dás_i a Möll kria. Wia_i áikhim, hán i koäns kriagg. Dá (Name des Kaufmannes in Feistritz) há^djá do^u säin Lëbba nia nix bá_löäns wá^us gschwind hám wüll. Hiaz hán i miass(n)_{af} Khiabëa (älter: Khiri-bëri) rëna. Áf(d) bi_i’s háld hoamzua grënd wás_s Pláuz há(d) ghád; dëñg_ama, dás_i já nid_{in} Khialaidn (Kirchenleuten, Kirchenbesuchern) intakhim! Wia_i o^uwas Moaho^ufa_äusakhim (älter: auakhim) — hiaz khimb_{ma} da Schtrudltoach schon_{öñ}(t)gëgn!! I hán_{na} wölln zruggtau(ch)a, hán ’s ni(d) z’wë_gn bráchd, hám_{ma} a Wa^ul_á brussd_{in} Klee drain. Hiaz hám_{ma} da Hëascháffd_{in} gánzn Klee zámmt_rëdn! — Miassds do^uawëñg wá^us baischtain, dá(s) ma khina_{in} Schádn záln!«

Derartige Erzählungen heißen »Schpüllmä^unüg_n« (Spielmannlügen).

Die Braut schenkt nun gewöhnlich das leere Glas voll und reicht es ihrem Bräutigam, stellt die Flasche auf den Tisch, faßt das volle, verkehrte Glas und dreht die Tasse behutsam um, damit sie ja nichts verschüttet, sonst würde sie ausgelacht. Denn wenn ein volles Glas umgeworfen wird oder aus einem Glase unabsichtlich verschüttet wird, sagen die Leute: »Wiad_a Khindstaff bá_l ween!« Natürlich sorgen die Anwesenden mit Witzen und Schreckmitteln dafür, daß ihr das Umkehren des Glases, ohne etwas zu verschütten, nicht glückt.

Dann legt die Braut dem Spielmann ein Trinkgeld auf die Tasse, das so vermacht oder versteckt ist, daß er Mühe hat es zu finden. Der gewöhnlichste Scherz ist, daß in hunderten von Papieren ein Heller darinnen ist. Der Spielmann muß nun so lange auspacken, bis er den Heller findet. Oft muß er noch auf die »Wechselbank«, das heißt, er geht zu verschiedenen Hochzeitsgästen und ersucht sie, sie mögen ihm das erhaltene Geldstück wechseln, da statt des Hellers oft auch falsches oder altes Geld von »Kaiser Hãnsiag_s Zeiten« in den Papieren ist. Da dies niemand tut, bringt er das Geldstück der Braut wieder zurück. Nun legt ihm diese ein »wirkliches« Trinkgeld auf die Tasse, meist fünf Kronen. (Natürlich kommen bei diesen Episoden unzählige scherzhafte Eintagsfliegen vor.)

¹⁾ Herrschaft Feistritz a. Wechsel des Fürsten J. M. Sulkowski.

Hierauf geht er zum Bräutigam und nach diesem zu allen männlichen Hochzeitsgästen mit dem Wein auf der Tasse; zu den weiblichen Anwesenden geht er nicht. Jeder derselben legt ein Trinkgeld auf die Tasse und bei jedem solchen spielt die Musik einen »Tusch«. Jeder Trinkgeldgeber trinkt aus dem ihm auf der Tasse dargebotenen Glase auf das Wohl der Brautleute. Dieses heißt »is Gsundhai(d)triñga« — das Gesundheittrinken.

Guadi Gsundhaid fia de Juñgfrau Braud,
Guadi Gsundhaid fia 'n Juñghean Braitigan!«

Dies spricht jeder. Manche ziehen natürlich auch die Brautmutter, Brauteltern, Bräutigameltern u. s. f. in ihren Spruch.

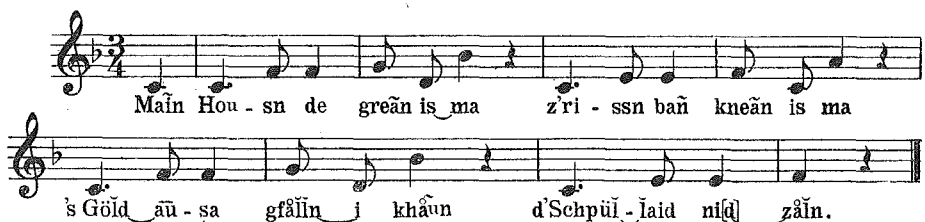
So setzt einer nach dem Wunsch an die Brautleute noch hinzu:

Guadi Gsundhaid fia de Moasnschizn,¹⁾
Dei ba da Tia_ainaschaun
Und_si nid_ainatraun.

Oder:

Guadi Gsundhaid fia de Juñgfrau Braud,
Guadi Gsundhaid fia 'n Juñghean Braitigan,
Guadi Gsundhaid fia 'n Braudfiara,
Guadi Gsundhaid fia de Braudmuada,
Guadi Gsundhaid fia de gänzn Hôzadslaid,
Guadi Gsundhaid fia de Musikantn,
I woas_'s nid, san s' fiñf oda via,
(zu den Musikanten gewendet:)
Ghead hân i êng no^u nia!²⁾

Manche singen auch, während oder bevor sie das Trinkgeld auf die Tasse legen, ein auf die Musikanten gemünztes Schnaderhüpfel. Zum Beispiel:



Main Hou - sn de greän is ma z'ri - ssn bañ kneän is ma
's Göld ā - sa gfälln i khâun d'Schpüll - laid ni[ā] zāln.

Main Housn de greän,
Is ma z'rissn bañ kneän,
Is ma_'s Göld āusa gfälln,
I khâun d' Schpüllaid nid zāln.

Statt des »Tusches« wird dann die Melodie des Schnaderhüpfels nachgespielt.

¹⁾ Maisenschützen = „Gratisblitzer“, Leute, die sich zur Hochzeit drängen, weil es etwas zu gaffen oder umsonst zu essen gibt.

²⁾ Eine Anspielung auf die Spielfaulheit der Musikanten.

meine Sache recht gemacht, so wiad da Hea Náchba de Bitt ma nid abschlägn.«

Hierauf ladet er mit demselben Spruche, mit den notwendigen textlichen Veränderungen, die Frau des Nachbarn (Go^{dl}) ein. Wenn dies geschehen (báll s' mi(d)'n Lå(d)n fiadi san), werden »die Lader« in jedem Hause, wo sie luden, mit »Geselechtem«, Kaffee und dergleichen bewirtet.

Nachdem sie alle persönlich zu ladenden Personen besucht haben, begeben sie sich in das »Hözatswiadshaus« (Wirtshaus, wo die Hochzeitstafel gehalten wird), wo sich alle »Hözatslaid« (Hochzeitsleute -- alle zur Hochzeit geladenen Personen), auch die Braut mit ihren Eltern, die Eltern des Bräutigams und die Musikanten versammeln. Alle nehmen hier ein gemeinsames Frühstück ein: Wein, Brot und Kaffee. Alle anwesenden männlichen Hochzeitsleute werden mit einem der am Tage vorher gemachten »Bischa^{ln}« geschmückt. Der Stock des Brautführers wird mit »Bischa^{ln}« und verschiedenfarbigen Bändern reich geziert.

Nun stellt der Brautführer die Hochzeitsleute in bestimmter Reihenfolge zum Kirchgange an. An der Spitze die Musikanten, hinter diesen die Junggesellen, dann die Hochzeitsleute »ersten Ranges« (die beiderseitigen Väter, die nächsten Nachbarn der Väter, die Gö^{dn} der beiden Familien, der Bürgermeister etc.); diesen folgt der Brautführer selbst mit der Braut, hinter ihnen kommt der Bräutigam mit den Beiständen und zum Schlusse alle weiblichen Teilnehmer (die beiderseitigen Mütter, Nachbarinnen, Go^{dl}n, Kranzeljungfern etc.). Unter den Klängen eines Marsches bewegt sich der Zug zur Kirche. Vor dieser schwenken die Musikanten ab, spielen so lange, bis der ganze Zug in der Kirche ist und bleiben auf dem Kirchenplatze stehen.

In der Kirche beginnt nun das Hochzeitsamt. Nach diesem stellt der Brautführer die Brautleute vor den Altar, den Bräutigam rechts, die Braut links, hinter diese die beiden Beistände, welchen sich die übrigen Hochzeitsleute in kleiner Entfernung anreihen. Dem Pfarrer wird von der Brautmutter ein Sträußchen überreicht: Ein Rosmarin-zweig und ein »Bischa^l« dran. Nun nimmt der Pfarrer die Kopulation vor, nach welcher er die Kirche verläßt. Die Hochzeitsleute, voran der Bräutigam und dann die Braut, welchen sich alle übrigen anschließen, machen nun einen Rundgang um den Altar. Sobald die Brautleute rundherum gekommen sind, knien sie an derselben Stelle, wo sie während der Kopulation knieten, wieder nieder und nehmen nun kniend von den ihnen folgenden Hochzeitsleuten die Glückwünsche zu einem glücklichen Ehestand entgegen. Während des Ganges um den Altar spielen die vor der Kirche postierten Musikanten einen Marsch.¹⁾

¹⁾ Früher schienen bestimmte Märsche gespielt worden zu sein oder es waren einige derselben lange Zeit üblich. Die heutige Musikkapelle, die „Jungen“, bedient sich

Nach der Beglückwünschung begeben sich der Brautführer, das Brautpaar und die beiden Beistände in den Pfarrhof, um den Herrn Pfarrer zur Hochzeitstafel einzuladen. Mittlerweile wirft die Brautmutter aus einem großen Handkorbe Krapfen, allerlei Backwerk und Zuckerln auf den Platz und die Straße, um welche Gegenstände sich die Schuljugend balgt.

Nach dem Wiedererscheinen der Brautleute ordnet der Brautführer den Hochzeitszug zum Rückmarsch in das Wirtshaus.¹⁾ Die Teilnehmer werden genau so gruppiert wie beim Zuge in die Kirche, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt Bräutigam, Braut und Brautführer mitsammen gehen. Die Musikanten stimmen einen Marsch an und der Zug setzt sich in Bewegung.

Während des Ordnen des Zuges und auch während des Marsches in das Wirtshaus muß der Brautführer achten, daß ihm die Braut nicht »gestohlen« wird. (Der »Brautraub«, das »Brautrauben.«) Gewöhnlich nähern sich einige Leute unauffällig der Brautgruppe, fassen plötzlich die Braut und zerren sie²⁾ in ein an der Straße gelegenes Haus, während andere dem Brautführer, wenn er den »Raub« bemerkt und ihn verhindern will, wie zufällig den Weg vertreten. Die Braut wird in einem Zimmer, Kasten, im Dachraum etc. versteckt und der Brautführer muß sie suchen, und sobald er das Versteck findet, ein Lösegeld für sie versprechen. (Ea mua(s) wás vahoassn.) Gewöhnlich werden ebenso spaßhafte wie unangenehme Forderungen gestellt, so zum Beispiel ein Sack voll Haselnüssen oder Maikäfern und dergleichen. Hierauf wird die Braut freigelassen, der Brautführer reiht sich mit ihr dem Zuge ein und unter Musikbegleitung geht es auf Kommando des Brautführers wieder dem Wirtshause zu. Plötzlich gerät der Zug ins Stocken, da die Straße durch eine in etwa ein Meter Höhe über dieselbe gespannte Kette (Eisenkette oder ein dicker Strick) abgesperrt

„moderner“ Märsche. So wurde früher ein Marsch gespielt, zu dessen Melodie sich die Spaßmacher und bösen Zungen einen Text zurechtgelegt hatten:

Sekundstimme.

Hauptstimme.

Mi wu-nads dás a's' gñou-ma háud mi wu-nads dás a's'

má! Mi wul a. Mi wul a!

¹⁾ Manchmal singt der Brautführer vorher einige auf die Hochzeit und den Ehestand anspielende „Schnaderhüpfeln“, deren Melodie nach jedem einzelnen von der Musik nachgespielt wird.

²⁾ Gewöhnlich macht sie ohne Sträuben den Spaß mit, auf den sie ja vorbereitet ist. Sträubt sie sich, so wenden die „Räuber“, so weit notwendig, Gewalt an.

Ist die Melodie des Schnaderhüpfels das zweitemal durchgespielt, so wird eine Kadenz angehängt, welche den Übergang zu dem nun folgenden »Steirischen« (Ländler) vermittelt.¹⁾

Den ersten »Steirischen«, den die Kapelle nun spielt, tanzt die Braut mit dem Bräutigam, den zweiten mit dem älteren Beistand, den dritten mit dem jüngeren Beistand. Dieses Tanzen der Braut mit dem Brautführer, dem Bräutigam und den beiden Beiständen heißt »der Ehrentanz«.²⁾

Nun kommt das »Kränzlätzanz« (Kränzeleinabtanz). Der Brautführer nimmt die Braut bei der Hand und singt:

(Alle folgenden Liedlein werden nach der bei dem ersten angegebenen Melodie gesungen. Die Striche bezeichnen das Stehen der Worte im Takt.)

- Mai-ni li - am Hean und Fraun e'is kē-inds mia's si - cha
stärker *binden* *stärker* *langsam („ziehen“)*
 glau - um i tra - u mi - a's fäsd nid sä - ägñ - wäs i mechd hām.

Maini liam Hean und Fraun,
 E'is kēinds mia's sicha glaum,
 I traui mia's fäsd nid sägñ,
 Wäs i mechd hām.

Die Musik spielt die Melodie des Liedchens nach (zweimal durch), wozu Braut und Brautführer tanzen.

Sekundklarinetten.
 Primklarinetten.

I | khäun 's mea | nid vaschwaigñ,
 I | häd jã ain Bijgëan,
 I | säu 's bai mainar | Ea, |
 Ausfälln wiad 's | schwea.

Wie oben.

¹⁾ Es würde zu weit aus dem Rahmen der Arbeit führen, wollte man hier darlegen, was in unserem Gebiet unter einem »Steirischen« verstanden wird, über das Wesen der Kadenz sprechen etc. (Die bei uns wechselnde Bezeichnung »Steirer« und »Ländler« gilt für einen vollkommen gleichartigen Tanz, wie wohl in fast ganz Niederösterreich, Wien inbegriffen. Ausgenommen ist das Grenzgebiet gegen Oberösterreich, wo »Steirer« und »Ländler« zwei verschiedene Tanzarten darstellen.) »Die Kadenz ist das Übergangsstück, Bindeglied, von einem Ländler zum nächstfolgenden.« Sie besteht bei uns aus 7 bis 9 Takten. Näheres hierüber finden die Leser in der Zeitschrift »Das deutsche Volkslied«, herausgegeben vom »Deutschen Volkslied-Verein« in Wien, 13. Jahrgang 1911, 8. (Oktober-) Heft.

²⁾ Getanzt wird immer nur gewöhnlicher Rundtanz (Walzer) im Ländlertempo. »Landlarisch tänzn« im Gegensatz zu »schaim«. »Scheiben« ist die an anderen Orten und gewöhnlich »steirisch tanzen«, »Figurenländler« genannte Tanzart. Auch aus Mitternandsdorf in der Nähe von Krems kenne ich die Benennung »schaim« für diese Tanzart.

Va dar|easâma | Jungfrau Braud |
 Von|ia ge|ziatan Haupd |
 Mechd i 's deîn | Kränz biheim |
 Geen fia mäin | Lëim.

Wie oben.

Während des Tanzens nimmt der Brautführer der Braut den Jungfernkranz vom Kopfe. Sie hat denselben entweder schon »ē ro^ugli gmächd« (vorher in der Befestigung gelockert). oder der Brautführer zieht ihr bei jedem Tanz mit ihr eine Befestigungsnadel aus den Haaren.

Nun hält der Brautführer das »Kranz|« in der Hand, meist streift er es über den Arm und beginnt wieder zu singen:

(Nach derselben Melodie und wieder wird jedes »Gsez|« [Gesätz, Liedchen, Strophe] von der Musik nachgespielt [einmal wiederholt], wozu der Brautführer mit der Braut tanzt.)

Dea | Kränz dea wiad|aufbiwääd
 Dua(d)|droum|âm Himmis|øad,
 Deîn|iar|älls brailligs | Pää
 Häbbs | brächd zan|Ältää.

Wie oben.

Und | maini liam | Braudlaid
 Èis | saids veabun|dn
 Und däs | Schließ|arl wäs | aufschpiad
 Wiad | neama gfun|dn.

Wie oben.

As | wiad neama | gfundn
 Und | schpiad neama|auf
 Und af|a | brinadi | Liab
 Is a | Kraizschleiß|arl | drauf.

Wie oben.

Nun erst sind die Brautleute für die Anwesenden Mann und Frau, doch werden sie gewöhnlich erst am folgenden Tage so angesprochen. Man setzt sich hierauf wieder zu Tische (und es wird aufgetragen:¹⁾)

1. »Brändwainnudl«. (Branntweinnudeln. Teig wird in Streifen geschnitten, über dem Kochlöffel aufgewickelt und in siedendes Schmalz gehalten. Ist dann so ähnlich wie »Schneeballen«. Dann wird ein Schnaps darübergossen. Weichselgeist, Kornschnaps etc.) Nach diesem kommt:

2. Der »Baunschtrudl« (Bauernstrudel, ein Strudel aus Germ-[Hefe-] Teig mit sehr viel Zibeben [Rosinen]), Kaffe mit Guglupf und Krapfen.

Dann folgt wieder »freie, ungezwungene« Unterhaltung mit Sang und Tanz.

¹⁾ Steinbauer: „D' Laid frëissn gänzn Tã un(d) gänzi Nächd, wia de Khia.“

Wenn es schließlich beim Morgengrauen Zeit zum Nachhausegehen wird, bindet sich jeder Angehörige einer Familie, was ihm vom Strudel, Guglupf, den Krapfen übriggeblieben ist, in ein »Binka'l« (Ränzchen) und nimmt dies mit nach Hause. Diese Überbleibsel heißen »die Moasnschtigg'l« — Maisenstückchen.

Die Brautleute sind die »Lösstn« (Letzten), welche das Wirtshaus verlassen. Vor dem Wirtshaus verabschieden sich die Hochzeitsgäste von den Brautleuten und dann nimmt die Braut Abschied von ihren Eltern. Da soll sie »rechd rëan (röhren, heftig weinen), sonst ist's nicht schön«. Ist der Bräutigam ein ordentlicher, ein »khamo'ta«¹⁾ Mensch, so nimmt er sie bei der Hand und sagt: »Hiaz gheas(d) du main zua, hiaz hoasd 's mi(d) gain.« (Manchmal kommen schon so »Triawln« (ungeschlachte Kerle) vor, die, wenn ihnen die Braut zu lange weint, sich umdrehen und heimgehen. Da muß dann der Vater die Braut »nächibringa« [nach-hin-bringen].)

Die Musikanten begleiten das allein heimgehende Brautpaar ein Stück Weges mit klingendem Spiele. Das ist das »Hoamblä'sn«.

Sobald die Braut die Schwelle ihres neuen Heimes überschreitet, fällt auch der Titel »Brautleute« und die Neuvermählten sind »Mann und Frau«.

Am folgenden Tage kommen junge Leute, Bekannte der Neuvermählten, in deren Heim und führen auf einem Wagen, den sie selbst ziehen und schieben, ein großes Scheit Holz, einen Holzblock oder ähnliches. Dieses werfen sie durch das Fenster in die Stube oder legen es in den Hof. Dies heißt das »Wiegenholzführen«.

Volkskundliches aus Vigo di Fassa.

Von Hella Schürer v. Waldheim.

(Mit 5 Textabbildungen.)

Durch die Eröffnung der neuen Dolomitenstraße ist ein bis jetzt weniger bekanntes Tal in Südtirol, das Fassatal, dem Fremdenstromen zugänglich geworden. Auch mir war es im vorigen Jahre möglich, durch die verhältnismäßig geringe Entfernung, die meinen Sommeraufenthalt von Vigo trennte, einige kleine Exkursionen dahin zu unternehmen, wo ich die nun folgenden bescheidenen Aufzeichnungen machte.

Ungefähr in der Mitte des von Nord gegen Süd streichenden, unfruchtbaren und heißen Tales liegt Vigo. Die breite Reichsstraße, die längs den Ufern des klaren Avisio läuft, führt erst an der etwas tiefer als der Ort liegenden Kirche vorbei und dann aufwärts zu den

¹⁾ khamo't = kommod = leicht mit ihm zu reden, verkehren, sich zu verständigen, anheimelnd, bieder, verständig.

zahlreichen, verwahrlosten Häusern des Dorfes. Vigo macht dem Fremden den Eindruck eines halbzerfallenen, schmutzigen, italienischen Nestchens, das aber in seinen malerischen Farben vortrefflich in die Dolomitenlandschaft hineinpaßt. Der Brunnen in der Mitte des Dorfplatzes, die im Winde wehende Wäsche auf den Balkons, die Blumen an den Fenstern, das alles erinnert an Einrichtungen, die weiter im Süden zu Hause sind; auch noch manches andere deutet auf italienischen Einfluß hin, so der Bau der Häuser und die recht kunstfertige Bemalung der Außenwände.



Fig. 2. Altes Bauernhaus aus Vigo di Fassa.
Der Stall ist wegen des ansteigenden Terrains seitlich angebaut.

Die meisten Häuser der Dorfes stammen aus dem Beginne des 18. Jahrhunderts und unterscheiden sich demgemäß von denen der neueren Zeit. Ich konnte ungefähr zwei Arten des Hausbaues aus dem Gewirre der Hausformen herauschälen, da eigentlich kaum ein Gebäude Vigo di Fassas dem anderen gleicht. Bei der ersten und in diesem Tale älteren Gruppe ist das Wohnhaus mit der Scheune derart verbunden, daß beide unter einem Dache stehen. Das Wohnhaus ist ein Ziegelbau; die unteren, halb in die Erde gebauten Räume dienen als Keller und Vorratskammern, darüber liegen, meist von der Straße aus durch eine Steinstiege zugänglich, die Zimmer. Über den Wohnräumen, unter dem Dache, befindet sich der Speicher, der zur Aufnahme von Getreide, Feldfrüchten und Handwerksgeräten aller Art dient. An der Außenwand des Hauses läuft ein Holzbalkon, der das Wohnhaus mit der anstoßenden Scheune verbindet. Der untere Teil der Scheune ist fast immer aus Stein und schließt den niederen, dumpfigen Stall ein. Darüber kommt der aus Holz gebaute geräumige Heuboden, meistens mehrfach geteilt, um die Halmfrüchte von dem Viehfutter, welchem in den Alpen natürlicherweise am meisten Bedeutung beigelegt wird, zu trennen. Das Dach ist mit Holzschindeln bedeckt und von großen Steinen beschwert. Nach

Dachler¹⁾ nennt man ein solches Haus, wie ich es eben beschrieb, ein Einheitshaus, das sich durch den geringen Verbrauch an Holz beim Bauen als billiger erwies und dessen Verbreitung in den Alpen, wo die Waldungen geschont werden müssen, eine große ist. Die zweite Art hingegen, die auch in Vigo recht oft vertreten und, wie es mir scheint, da jüngerer Ursprunges ist, der Einzelbau, trennt das Wohngebäude von dem Vorratshaus. In der Anlage der Räumlichkeiten herrscht beim Fassaner Einheitshaus und beim Einzelbau Übereinstimmung, nur daß eben beim letzteren der Stall mit dem darüber befindlichen Heuboden in einiger Entfernung vom Wohnhaus aufgestellt ist; die Verminderung der Feuergefahr und die Möglichkeit, den Stadel bei den ohnehin ungünstigen Terrainverhältnissen dorthin zu bauen, wo Platz vorhanden ist, werden trotz des Holz Mangels auch dieser Bauart im Fassatale Eingang verschafft haben.

Holz wird in Vigo zum Bau der Häuser überhaupt nicht viel verwendet — das zahlreiche Vorkommen von gemalten Hauswandverzierungen deutet darauf hin, daß nur Stein- oder Ziegelmauern aufgeführt werden.

In Larzoné, Valle, Vallongo, alles Weiler an der Straße Vigo—Karerpaß, besteht der Unterbau der meisten Häuser aus Stein oder Mauerwerk, der darüberliegende Teil aus Holz; daß eine solche Bauart jedwede Malerei ausschließt, ist selbstverständlich.

Außer der einen Form, dem »Einheitshause«, der anderen, dem »Paarhause« — wie Dachler den Einzelbau nennt — gibt es auch schon in Vigo italienische Kolonenbauten. Diese sind zweistöckige, halbwegs modern gebaute, schmucklose weiße Häuser, in denen sich mehrere Wohnungen befinden, die vom Besitzer vermietet werden. Davon sind jedoch diejenigen Anwesen zu unterscheiden, die durch ein Verweißen der Malerei an der Front und durch das Aufsetzen eines neuen Stockwerkes aus alten Einheitshäusern zu neuen Wohnbauten herausgeputzt wurden.

Das altertümliche Einheitshaus hat einen Vorzug, der es vor allen jüngeren Gebäuden auszeichnet, bei denen dieser originelle Schmuck fast durchwegs fehlt — es besitzt an der Vorderfront Malerei. Letztere stellt meistens biblische Personen dar, wie zum Beispiel Maria und Josef mit dem Jesukind, die von anbetenden Heiligen umgeben sind; den Abschluß des Bildes macht entweder ein recht geschickt gemalter Wolkenhimmel oder eine Gruppe von Säulen. Hie und da fand ich an Stelle dieses Vorwurfs das Wappen des Hausbesitzers abgebildet, worunter stets die Jahreszahl des Baubeginnes oder der Renovierung des Hauses stand, oder auch Sonnen-

¹⁾ „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und seinen Grenzgebieten.“ Herausgegeben vom Österreichischen Ingenieur- und Architektenverein. Dresden 1906. 2. Auflage. „Herstellung und Zierformen des Bauernhauses.“ Bearbeitet von Anton Dachler.

uhren, Kirchen und dergleichen. Auch über den an der Hauswand ganz unregelmäßig verteilten Fenstern sind phantastische, farbenreiche Arabesken angebracht, manche Lücke an der Mauer wird mit kleinen Christusfigürchen ausgefüllt. Vom Fuß bis zum Dach läuft an den Hausecken eine blau oder rot gemalte Verzierung, die dem Haus etwas ungemein Freundliches und Abgeschlossenes gibt.



Fig. 3 St. Christoph in Pera, Fassatal.

Selten sind die Malereien direkt schlecht, die Farben vielmehr ganz natürlich und die dargestellten Figuren haben einen recht lebendigen Ausdruck. Das läßt sich besonders von der »Santa Giuliana« sagen, deren Abbild in dem Kapellchen an der Dorfstraße zu sehen ist. Diese Heilige ist mit großer Kunstfertigkeit und mit besonderer Lebenswahrheit dargestellt, die deutlich den südlichen Einfluß erraten lassen und das Auge des Kunstfreundes erfreuen. Der Durchreisende sollte nicht unterlassen, der heiligen Juliana einen Augenblick der Betrachtung zu schenken!

Den Ausführungen Dr. O. Menghins¹⁾ entnehme ich, daß die Fassaner Maler des 17. und 18. Jahrhunderts unter dem Einfluß von Fleimser Malern gestanden hatten, wodurch ihre Kunst einen großen Aufschwung nahm; als die fördernde Einwirkung vom südlicheren

¹⁾ Hausschmuck, Kreuze und Bildstöcke im Ultentale (Südtirol) von phil. Oswald Menghin. Aus dem I./II. Heft des XVI. Jahrganges der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, Wien 1910.

Tale aufhörte, sank auch das künstlerische Niveau der Fassaner Schöpfungen und es entstanden Arbeiten, die, was Schönheit und Fertigkeit betrifft, hinter allen älteren zurückstehen. In der Tat sieht man in Vigo manche Zeugnisse der jüngeren und jüngsten Zeit, die einen traurigen Eindruck machen und mit den alten Malereien nicht zu vergleichen sind.

Herr Professor Haberlandt beauftragte mich, über die Verwendung des St. Christoph bei der Hausmalerei nachzuforschen, wobei ich zu folgendem Resultat kam: Der St. Christoph ist der Schutzheilige von Pera, einem Dörfchen in der Nähe Vigos, und ist dort nur ein einzigesmal, und zwar an der Front des Gasthauses Rizzi abgebildet. Die nebenstehende Abbildung (Fig. 3) zeigt den in etwas übernatürlicher Größe aufgemalten Kirchenvater, unter welchem folgende Worte stehen:

St. Christopholo alto e forte
Guardá da improvisio morte.

Die Malerei ist so alt wie das Haus, also 200 Jahre. Außer diesem Abbilde gibt es kein einziges in Pera, das den Schutzpatron vorstellt. Von dem Vorhandensein von St. Christoph-Malereien an den Hauswänden im oberen Fassantale ist schon vielfach berichtet worden. In Vigo tritt der San Giovanni, nach dem auch die Kirche benannt ist, an seine Stelle und man findet ihn natürlicherweise auch oft unter den anbetenden Heiligen gemalt.

Ebenso interessant wie die äußere Ausgestaltung der Häuser in unserem Fassaner Dorfe ist deren innere Einrichtung. In so manches, schon fast baufälliges Gebäude konnte ich Einblick nehmen und dabei feststellen, daß die Wohnräume etwas netter und reinlicher sind, als man es erwarten würde. Betritt man über die Steinstiege die Schwelle der Wohnung, so überblickt man einen kurzen düsteren Gang, der in die Küche führt. Die rußgeschwärzten Wände des Küchenraumes umschließen eine schier mittelalterliche Einrichtung: in einer Ecke steht der aus Steinen ungefügt zusammengesetzte Herd, der »forn'«, wie er in der Sprache der Einheimischen genannt wird. Über dem offenen Feuer steht ein eiserner Dreifuß, der Rauch verzieht sich durch einen Kamin, in den die Wände oberhalb der Herdstelle übergehen. In der Höhe eines Fensters ist ober dem Herde der Backofeneingang gebaut, der die Hausmauer durchbricht und sich dann in einem Anbau zu einem größeren Hohlraum erweitert. Von außen wird der Backofen durch Balken gestützt, hie und da kommt er auch unter ein Extradach. (Vergleiche nebenstehende Zeichnungen Fig. 4—6.)

Das Feuerungsmaterial ist auf und neben dem Herd aufgeschichtet. An der dem Herd gegenüber liegenden Wand hängen schöne Kupferkessel. An der Decke über der Feuerstelle laufen in Ringen lange Stangen, an die das Fleisch zum Räuchern gehängt

wird. Ein Ständer zur Aufnahme des nicht gar zahlreichen Geschirrs vervollständigt die Kücheneinrichtung.

Die Zimmer, deren Zahl verschieden ist, sind oft getäfelt, hie und da auch durch eine schöne Schnitzerei verziert. Ein sehr viel verwendetes Schnitz- und Kerbmotiv ist der bekannte sechsstrahlige Stern, den ich an Haustüren, an Schränken — da gemalt —, an Tischen, Stühlen und Wiegen bemerkte. Im Wohnzimmer fehlt nicht die weißbemalte Taube in der Mitte der Decke und der geschnitzte Heiland blickt aus einer Wandecke herab. Was in den alten Häusern zu Vigo an volkskünstlerischen Erzeugnissen nicht niet- und nagelfest war, ist längst schon von Altertumshändlern und verständigen Sammlern — meist Engländern — angekauft worden, weshalb es mir trotz aller Mühe nicht möglich war, viele Ergebnisse einheimischen Fleißes zu Gesicht zu bekommen.

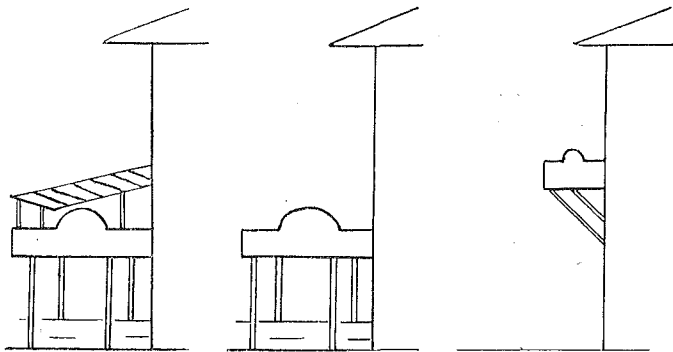


Fig. 4—6. Backöfen im Fassatale.

Früher einmal gab es in Vigo und im Fassatale noch eine Menge Holzschnitzer, die aber der ungünstigen Erwerbsverhältnisse wegen auswanderten. Der heutige Bauer von Vigo erwirbt sich durch Rinderzucht sein Brot, denn mit dem Ackerbau sieht es nicht gut aus, da der Boden steinig und unfruchtbar ist. Die Frauen helfen im Sommer bei der Feldarbeit, im Winter spinnen und weben sie. Was sonst im Haushalte notwendig ist, wird vom »Negoziant« und vom Händler gekauft; ja, in manchen Familien, die in den neuen Häusern wohnen, ist sogar das Brotbacken aufgegeben worden. In der warmen Jahreszeit wandert mancher arme Bauer aus und verdingt sich in anderen Tälern. Oft sind ganze Häuser und Hütten leer, die geringe Feldarbeit wird von Verwandten besorgt.

Auch die Zahl der wandernden Maler ist sehr groß; ist irgendwo in Tüdtirol die Auffrischung verblaßter alter Malereien nötig, so wird sie von einem Wandermaler aus dem Fassatale ausgeführt. Auch mit ihren eigenen »Schöpfungen« schmücken sie die Hausfronten, doch scheinen sie in dieser Kunst nicht recht glücklich zu sein, wenigstens sieht sich Menghin veranlaßt, bei der Schilderung von Fresken aus

dem Ultentale recht oft zu verzeichnen: »Schreckliche Malerei eines wandernden Fassaners!«

Wer nicht in die Fremde ziehen kann, sucht sich im Heimattal oder näher noch, in seinem Geburtsort Brot zu verdienen.

Einige kluge Dörfler haben sich das Interesse, daß der Wissenschaftler den geologischen Verhältnissen des Fassatales entgegenbringt — zwischen den rötlichen Korallenriffen der Dolomiten erhebt sich nämlich das vulkanische Monzonigebirge — zunutze gemacht und sind Mineralienhändler geworden.

Eine schöne, farbenprächtige Tracht wurde einst in Vigo getragen, welche auch noch jetzt bei besonders festlichen Gelegenheiten von den Reichen des Dorfes vorgeführt wird — leider war es mir auch da nicht möglich, sie außer auf einer schlechten Ansichtskarte zu Gesicht zu bekommen. So viel mir schien, ähnelt sie den Trachten in den umliegenden deutschen Tälern, nur daß dabei viel mehr Glasperlschmuck in Verwendung kommt. Die Alltagskleidung des Fassaners ist dunkel und daher in der Sommerszeit sehr heiß und unhygienisch, die Kinder vieler vermögender Bauern tragen sich an Sonntagen schon licht und städtisch.

Im Wirtschaftsleben macht sich gegen die früheren Verhältnisse ein stetiger Rückgang bemerkbar, der durch die neue Erwerbsquelle, den Fremdenverkehr, nicht aufgehalten werden dürfte. Jahr für Jahr geht die Bevölkerungszahl zurück, die besten Kräfte wandern in die Fremde und nur wenig Nachwuchs ist vorhanden.

»Der Wälsch« heißt der Fassaner im deutschen Tal, da seine Sprache eben »wälsch«, nicht deutsch, sondern ladinisch ist. Das Ladinische wird in Vigo und im Tale des Avisio nicht rein gesprochen, das ist nur mehr im Gader-, Enneberger- und Abteytal der Fall. Die ladinische Sprache war ursprünglich eine lateinische Vulgärsprache, welche von römischen Soldaten bei den Eroberungszügen in verschiedene Alpenländer — Graubünden, Tirol und Friaul — zur Zeit des Augustus und Tiberius gebracht wurde. Die Besiegten vermengten ihre Muttersprache teilweise mit dem neu eindringenden Element, so daß auch noch jetzt einige wenige rhätische Worte im ladinischen Sprachschätze erhalten sind.¹⁾

Im Laufe der Zeit machte sich in der Sprache italienischer Einfluß geltend, der auch im Wesen und Charakter der Fassaner bemerkbar ist. Die dunkle Augenfarbe, die gebräunte Haut, der feinere Gesichtsschnitt unterscheiden ihn vom deutschen Südtiroler, und mit der Lebhaftigkeit des Italieners hat er auch dessen Sorglosigkeit und mangelnden Ordnungssinn übernommen. Wie wäre

¹⁾ Vergleiche: „Die ladinischen Idiome in Ladinien etc.“ von Dr. Johann Alto n Innsbruck. Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 1879. — „Welschtirol in seiner geschichtlichen Entwicklung.“ Von Universitätsprofessor Dr. M. Mayer. Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines 1907.

es sonst möglich, daß ein so freundlicher Ort wie Vigo so verwahrlosten kann? Und doch könnte man sich unser Dörfchen nicht gut ohne die alten, baufälligen Häuser, ohne die halbzerkratzten, durch Wind und Wetter undeutlich gewordenen Malereien denken, die in all ihrer Zerstörung doch wieder im Gesamtbilde schön wirken.

Zum Schlusse erlaube ich mir, Herrn Professor Dr. Michael Haberlandt für die freundliche Anregung zu dieser Arbeit meinen Dank auszusprechen.

Totenbretter aus Südtirol.

Von Dr. Oswald Menghin, Wien.

(Mit 1 Fundkarte.)

I.

»Bei dem engen Zusammenhang, der zwischen den Tirolern und Bayern besteht, wie dieser nicht nur in der Geschichte, sondern ganz besonders auch durch die Mundart nachgewiesen ist, werden wir voraussetzen müssen, daß auch in Tirol die Sitte der Leichen- oder Totenbretter einstmals in weitem Umfang bestand,« sagt Friedrich Stolz in seinem »Nachtrag zu dem Aufsätze ‚Über die Leichenbretter im Mittelpinzgau.‘¹⁾ Bisher konnte man allerdings für Tirol nur einige Belege aus dem nördlichsten Grenzgebiet gegen Bayern beibringen, die noch dazu dem schwäbischsprechenden Teil des Landes angehören (siehe Karte). Zu dem, was W. Hein²⁾ und Fr. Stolz³⁾ an positiven und negativen Forschungsergebnissen noch weiter zusammengetragen haben, möchte ich nur noch beifügen, daß auch L. v. Hörmann⁴⁾ schon sehr früh auf den Reichtum an Totenbrettern in dem Sumpfbereich zwischen Lermoos und Ehrwald mit folgenden Worten aufmerksam gemacht hat: »Als Ergänzung zum Abschnitt über die ‚Leichenbretter‘ wäre noch anzuführen, daß das Ehrwalder Moos im Bezirk Reutte mit solchen Erinnerungsbrettern ganz übersät ist.« Neuestens spricht der Münchner Hans Schnetzer über »Das Totenbrett«⁵⁾ und bietet, wo er über die Verbreitung der Totenbretter in Österreich handelt,⁶⁾ ein bemerkenswertes Detail. »Hier treffen wir,« schreibt er, »Denkmalsbretter im Bezirk Reutte (Tirol), und zwar in den Gemeinden Ehenbühl,⁷⁾ Pflach, Hinterbühl,⁸⁾ Wengle (Mitteilungen des Landesbauführers Josef

¹⁾ „Zeitschr. f. österr. Volkskunde“, IX, 1903, S. 238.

²⁾ „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft“, XXIV, 1894, S. 211.

³⁾ L. c. und „Zeitschr. f. österr. Volkskunde“, XII, 1906, S. 119, Anm.

⁴⁾ Grabschriften und Marterln, II, 1891, S. 9.

⁵⁾ Deutsche Gaue, XI, 1910, S. 243.

⁶⁾ L. c., S. 252.

⁷⁾ Bei Schnetzer irrtümlich Ehrenbühl.

⁸⁾ Hinterbühl gehört zur Gemeinde Wängle.

Oberforcher,¹⁾ Reutte), dann im Ehrwalder Moos (Gruber, Marterln und Taferln, Zeitschrift des deutsch-österr. Alpenvereines, 1888, S. 133). Das Aufbahren auf dem Brett soll jedoch in Tirol viel häufiger vorkommen.« Außerdem erfahren wir noch durch eine Anmerkung der Redaktion,²⁾ daß der genannte Landesbauführer Oberforcher in Reutte ebendort eine große Anzahl Totenbretter kartographisch und photographisch für das Archiv der »Deutschen Gaue« aufgenommen hat. In Betreff des Ausdruckes »Rechtbrett«, der in der Totenbretterfrage eine Rolle spielt, kann ich versichern, daß er in den mir am nächsten stehenden Gegenden, das wäre im Burggrafenamt um Meran

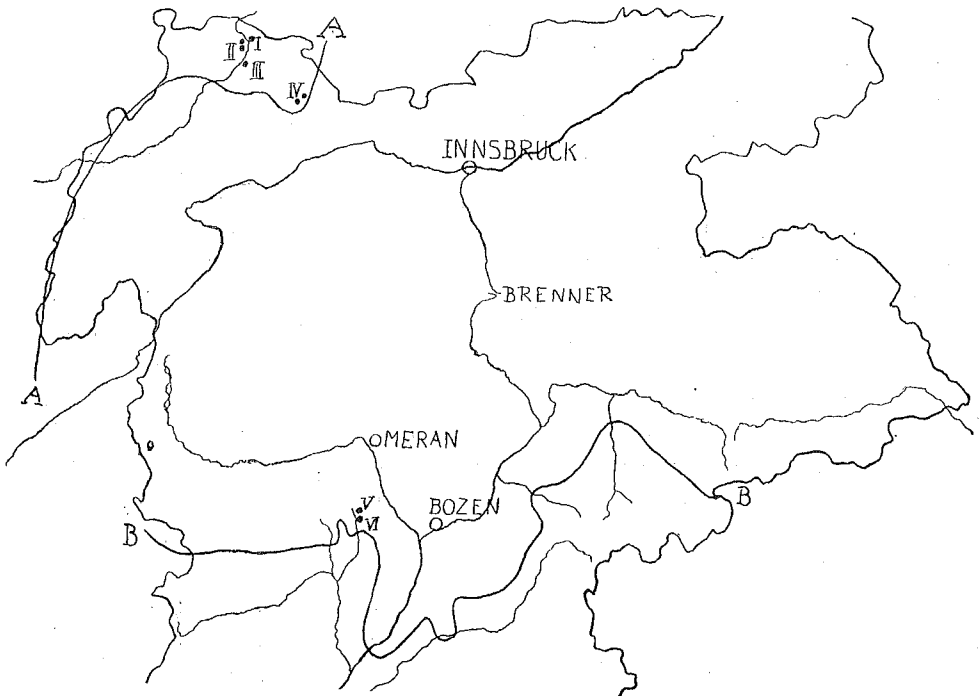


Fig. 7. Verbreitungskarte der Totenbretter in Tirol.

und im Etschtale südlich von Bozen, heute noch allgemein gebraucht wird. Man darf wohl sagen, daß er in Südtirol noch überall bekannt ist.³⁾ Allerdings ist der ursprüngliche Wortsinn schon lange vergessen und man spricht allgemein »Rechtbrett«,⁴⁾ jedenfalls in Anlehnung an »richten«. Es tritt damit auch eine Sachwandlung ein

¹⁾ Bei Schnetzer irrtümlich Oberforchner.

²⁾ L. c., S. 256.

³⁾ Vergl. J. Schöpf, Idiotikon, S. 541. Interessant ist sein Nachweis des Wortes für Bozen aus Zobel's Tagebuch (1780–1800): „N. ist sodann auf dem Rechbrödt ausgesetzt worden.“ Ferner J. V. Zingerle, Sitten, S. 49: „Wenn die Leiche auf dem Rechtbrett liegt, ziehe man einen Nähfaden kreuzweise über sie (Ulten).“

⁴⁾ Vergl. A. Menghin, „Aus dem deutschen Südtirol“, S. 115: „Hat ein Verstorbener auf dem Rechtbrett (Leichenbett) die Augen offen, so zieht er baldigst jemand aus der Verwandtschaft nach.“

und das Wort bedeutet nun überhaupt das, worauf die Leiche gelegt wird, das Leichenbett.¹⁾

Neben den von Stolz angeführten Gründen muß auch schon diese allgemeine Vertrautheit mit dem Worte Rechbrett auf den Verdacht führen, daß die »Sitte der Rechbretter«, das Totenbrett, seinerzeit in Südtirol kräftig geherrscht habe und nur im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen sei. Ich bin in der angenehmen Lage, dartun zu können, daß diese Vermutung vollauf berechtigt ist, daß es in Südtirol noch einen Punkt gibt, wo die Totenbrettersitte floriert. Ich hoffe, daß meinem ersten Nachweis noch mehrere folgen; denn daß Tirol noch manches volkskundliche Geheimnis birgt, beweist wohl diese Entdeckung zur Genüge.

II.

Mein Landsmann Herr Daniel Sailer, Lehrer aus Meran, berichtete mir über eine eigentümliche Sitte, die er in Unsere liebe Frau im Walde und in St. Felix am deutschen Nonsberge, seinem damaligen Schulorte, bemerkt hatte. Seine Beschreibung deckte sich vollständig mit dem, was ich über die Verwendung von Totenbrettern in sumpfigen Gegenden wußte, und es konnte kein Zweifel obwalten, daß es sich hier um einen Ueberrest der Totenbrettersitte handle.

Ich wandte mich daher mit einer Anfrage an den Kuraten von St. Felix, Herrn Peter Saltuari, der mir in liebenswürdigster Weise und so präzise Auskunft erteilte, daß ich die diesbezüglichen Stellen seines Schreibens in vollem Wortlaute hier wiedergeben kann.

Er berichtet:

»1. Die Sitte der Rechbretter ist, wie es scheint, nur in Unsere liebe Frau im Walde und in St. Felix auf dem deutschen Nonsberg verbreitet.

2. Sie dienen als fromme Erinnerung an die lieben Verstorbenen und es ist Brauch, bei Betreten derselben ein ‚Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen‘ zu beten. Zugleich dienen dieselben, um leichter über nassen Grund oder Sumpf zu gehen, wohl auch als Brücken über kleine Wasserwäle.²⁾

3. Diese Bretter sind meistens die gleichen, auf denen die Toten aufgebahrt worden sind. Eigentlich ist es immer nur ein Brett, auf dem die Leiche lag. Darum wird auch der Name des Verstorbenen eingeschnitzt (das heißt nur die zwei Anfangsbuchstaben des Namens und Zunamens), sowie die Jahreszahl des erfolgten Todes, selten das ganze Datum, und hie und da auch in der Mitte der Buchstaben ein Kreuz. Anderes findet sich nicht darauf.« In einem

¹⁾ In diesem Sinne bei A. Menghin, siehe vorige Anmerkung; ebenso bei Schöpfle.

²⁾ Wäle heißen in der Tiroler Mundart die Kanäle zur Wiesenbewässerung.

zweiten Briefe vervollständigte mein freundlicher Gewährsmann noch die Beschreibung durch Angabe der Größen. »Bewußte Bretter haben verschiedene Länge und Breite. Ungefähr $1\frac{1}{2}$ — 2 m ist die Länge, die Dicke $1\frac{1}{2}$ — $2\frac{1}{2}$ cm, die Breite 20—30 cm.«

Wir haben es also nach diesen Angaben hier mit Totenbrettern von jenem einfachen Typ zu tun, der zumeist in ärmeren Gegenden oder dort, wo die Verwendung als Brücke über Sümpfe und Kanäle eine bessere Ausstattung nicht aufkommen läßt, allenthalben sich vorfindet. Ich werde vielleicht später einmal Gelegenheit haben, darzutun, daß es sich hier auch jedenfalls um eine ältere Form des Totenbrettes handelt, der gegenüber die reichverzierten Typen als Produkte ausschweifender Weiterentwicklung unter fernliegenden Einflüssen anzusehen sind. Die Bezeichnung »Totenbrett« ist, wie aus dem Schreiben des Herrn Saltuari hervorgeht, im deutschen Nonsberg unbekannt; der technische Ausdruck dafür ist »Rechbrett«, ein Moment, das deswegen Beachtung verdient, weil dadurch wahrscheinlich gemacht wird, daß im älteren (mhd.) Sprachgebrauche nicht Totenbrett, sondern Rechbrett auch für das, was wir heute unter dem volkstümlichen Terminus Totenbrett verstehen, angewendet wurde. Bemerkenswert ist auch noch die Nachricht, daß die Totenbretter »meistens« die gleichen seien, auf denen der Tote aufgebahrt wurde. Es ist auch sonst vielfach nachgewiesen, daß andere Bretter als der eigentliche Leichladen zur Herstellung des Totenbrettes verwendet werden;¹⁾ ohne Zweifel eine Verfallserscheinung.

Vergeblich habe ich mich bemüht, einen direkten Nachweis über das Alter der Sitte an diesem Orte zu finden. Die mir bekannten Quellen und Verarbeitungen der Geschichte des deutschen Nonsberges enthalten keine Andeutung der Sitte, auch nicht die »Geschichte des ehemaligen Klosters, der Wallfahrt und Pfarre Senale, Unsere liebe Frau im Walde am Nonsberg« von P. Vinzenz Gasser,²⁾ wo ich am ehesten etwas erwartet hätte.

III.

Die Ausdehnung des Totenbrettergebietes so weit nach Süden, ja bis unmittelbar an die Sprachgrenze (siehe Karte)³⁾ vermag schon an und für sich großes Interesse zu erwecken. Vor allem auch deswegen, weil es bisher meines Wissens nach nicht gelungen war, diesen so charakteristischen volkskundlichen Typus irgendwo südlich vom Alpenkamme nachzuweisen. Aber noch eine andere wichtige

¹⁾ Darüber siehe Deutsche Gauen I. c. S. 247.

²⁾ Zeitschr. des Ferdinandeums XLV, 1901, S. 81. Senale ist die italienische Bezeichnung des Ortes Unsere liebe Frau im Walde.

³⁾ Bei dem großen Maßstabe unserer Karte können Feinheiten der Grenze natürlich nicht zum Ausdruck kommen. Ein detailliertes Kärtchen der Sprachgrenze am Nonsberg findet man Deutsche Erde, I, 1902, S. 89.

Frage knüpft sich an unsere Funde. Es muß festgestellt werden, welchem Stammesgebiete die neuen Totenbretterorte zuzurechnen sind, ob sie der vielfach geteilten, aber noch nicht ganz gesicherten Meinung vom baiwarischen Ursprunge der Totenbrettersitte widerstreiten oder neue Stütze geben. Es ist ja klar, daß eine Inanspruchnahme der Totenbrettersitte als urbaiwarisches Gut von vornherein unhaltbar wird, wenn es gelingt, den Brauch in einem derartigen Umfange außerhalb des baiwarischen Siedlungsgebietes nachzuweisen, daß die Wahrscheinlichkeit späterer Uebertragung nicht mehr Bestand haben kann. Nun möchte es wohl manchem erscheinen, die Frage nach dem Volkstum des neuzugewachsenen Totenbrettergebietes sei doch schon längst gelöst, Tirol gehört ja zum baiwarischen Kolonisationslande. Allein man wird sich daran erinnern, daß über die Herkunft des südtirolischen, ja überhaupt des alpinen Deutschtums die verschiedensten Hypothesen existieren und sein baiwarischer Ursprung durchaus nicht unangefochten geblieben ist.

Nach noch immer verfochtenen Ansichten würde der deutsche Nonsberg in ostgermanisch besiedeltes Gebiet fallen. Erst neuestens hat Rhamm,¹⁾ von der Hausforschung ausgehend, solchen Hypothesen wieder Rückhalt zu verleihen gesucht und das ganze österreichische Deutschtum als im Grunde ostgermanisch und nur leicht baiwarisch überdeckt hingestellt.

Nun will ich aus diesem verhältnismäßig entlegenen Anlasse nicht die ganze südtirolische Besiedelungsfrage aufrollen, schon deswegen nicht, weil in meinem nächstes Jahr erscheinenden Buche über die älteste Besiedelungsgeschichte Deutschtirols alle diese Probleme auf breiter Basis erörtert werden. Ich darf aber vielleicht hier meine dort gewonnenen Resultate vorwegnehmen. Es ist nicht schwer, darzutun, daß alle für die Ostgermanenhypothese angezogenen historischen, anthropologischen, volkskundlichen und sprachlichen Beweise einer Kritik nicht standhalten können und Tirol als ein durchaus baiwarisch²⁾ besiedeltes Land zu gelten hat. Unsere neuen Fundplätze gehören also dem baiwarischen Stammesgebiete an. Die Position der Totenbretter als urbaiwarische Sitte wird durch sie daher bedeutend gestärkt.

¹⁾ Ethnographische Beiträge zur german.-slawischen Altertumskunde, 1908, II, S. 892, 1040, 1050.

²⁾ Die Langobarden kommen fast nur für den italienischen Süden in Betracht.

Über die sogenannten Brüdergefäße in Mähren.

Von Prof. Josef Tvrđý, Wischau.

Die Tatsache kann als feststehend und allgemein bekannt gelten: Die Majolika in Mähren ist nicht das Ergebnis einer langen Entwicklung des Töpferhandwerkes, sondern von auswärts ins Land gebracht worden, um sich hier dem nationalen und lokalen Geschmack anzupassen und vollkommen einzubürgern.

Deswegen wurde in Mähren das Handwerk der Majolikaerzeuger stets von dem der Töpfer streng geschieden. Die Krügelmacher bildeten, wo dies möglich war, selbständige Zünfte,¹⁾ und wenn sie zur Töpferzunft zugeteilt wurden,²⁾ bildeten sie in dieser eine selbstständige Abteilung. Wie man in Delft zwischen den »platelbäckers (respektive platelschilders und plateldrayers)« und »pottebäckers« unterschied, so bezeichnete man in Mähren die Majolikaerzeuger ganz anders (Krügelmacher, Hafner, Weißhafner, brüdrisch Geschirrmacher, Majolikameister) als die gewöhnlichen Töpfer, welche bloß Töpfer hießen.³⁾ Mit der deutschen stimmt auch die tschechische Bezeichnung überein. Die Majolikaerzeuger hießen tschechisch »toufar« (im slowakischen Gebiete »džbankar«) und die Töpfer »hrnčír« (oder auch »kamnár«). Auch die lateinische Nomenklatur in den Matriken ist verschieden für die beiden Arten des Tonhandwerkes; die Majolikaerzeuger heißen »amphorarius«, »argillarius« oder »figulus vulgo tafuar«, während die Töpfer bloß »figulus« genannt werden.

Das deutsche Wort »Krügelmacher« kommt in Mähren erst um das Jahr 1750 vor. Der Theresianische Kataster (aus dem Jahre 1749) kennt es noch nicht und nennt die Majolikaerzeuger regelmäßig »Hawner« (auch »Howner«), die gewöhnlichen Töpfer nur »Tepfer«. Vor dem Jahre 1749 gebrauchte man das Wort »brüdrisch Geschirrmacher« (oder »Geschirrmeister«), wenn man feststellen wollte, daß man den Majolikaerzeuger bezeichne. So wird zum Beispiel im Grundbuche der Stadt Wischau in den Jahren 1736 und 1739 ein slowakischer Majolikaerzeuger, namens Simon Janosch, als »brüdrisch Geschirrmacher« angeführt, in dessen deutschem Testament — gestorben 1750 — er »Krügelmacher« genannt wird, da die ältere Bezeichnung »brüdrisch Geschirrmacher« wahrscheinlich vergessen wurde.

Daß diese Bezeichnung nicht eine bloß lokale war, sondern eine allgemein gebräuchliche, läßt sich daraus schließen, daß auch der Begründer der Salzburger Majolika Johann Moser (im Jahre 1736) seine Ware als »das sogenannte Weißbrüdrische Geschirr« bezeichnete.⁴⁾

¹⁾ So in Wischau und Butschowitz.

²⁾ In Wischau vor 1761.

³⁾ Dasselbe hat für Ungarn konstatiert Josef Diner: „Ungarische Fayencen und Töpferwaren.“ „Kunstgewerbeblatt“, 1891, S. 27.

⁴⁾ Prof. Dr. M. Haberlandt, „Österreichische Volkskunst“. Text. S. 88.

Ich glaube mit Recht annehmen zu dürfen, daß das nach Karl Schirek¹⁾ in den Urkunden der Stadt Mährisch-Trübau häufig vorkommende Wort: »brüdrisches Geschirr« hierher gehört. Schirek gelangte hingegen zu der Annahme, infolge falscher Auffassung durch das Gehör sei dieses Wort aus der Bezeichnung »Briegerisches Geschirr« (Brieg ist eine Stadt in Schlesien) entstanden.²⁾ Mir erscheint diese Erklärung schon deshalb nicht stichhaltig, weil sie die strenge Wirkung der Lautgesetze der Sprache außer acht läßt.

Übrigens finden wir den Terminus »Briegerisches Geschirr« nur in den Urkunden der Stadt Olmütz und zwar in jenen, welche dem Ende des 18. Jahrhunderts angehören.³⁾

Die Bezeichnung »brüdrisch Geschirrmeister« und »brüdrisch Ware« findet man schon in den Urkunden vom Anfang des 18. Jahrhunderts (und allem Anscheine nach ist der Terminus noch älter), also in einer Zeit, da in Mähren noch keine Rede von »briegerischem Geschirr« sein konnte, zumal man die Majolika, wie aus den Urkunden hervorgeht, von Mähren nach Schlesien exportierte.⁴⁾ Will man das Wort »brüderisches Geschirr« richtig deuten, so muß man das tschechische Wort zum Vergleiche heranziehen, denn infolge der kulturellen Gemeinschaft beider Stämme des Landes ist der Begriff in beiden Sprachen derselbe, nur die Benennung erscheint auf den ersten Blick als ganz verschieden.

Es ist seltsam, daß die Tschechen in Mähren für die Bezeichnung des Majolikaerzeugers sich eines fremden, nicht tschechischen Wortes bedienen. Das spezifisch mährische Wort »toufar« geht nämlich auf das deutsche Wort »Täufer« zurück und dies ist der verkürzte Ausdruck für die »Wiedertäufer«, wie man allgemein die Anabaptisten nannte. Dieser tschechische Terminus beweist uns klar, daß meistens die Wiedertäufer die Majolikaerzeugung nach Mähren (man kann wohl nicht sagen überallhin) gebracht haben. Tschechische historische Urkunden des 16. und 17. Jahrhunderts beweisen am besten die Richtigkeit dieser etymologischen Erklärung, da hier die Anabaptisten kurz »toufar« (»taufarové«) genannt werden.⁵⁾

¹⁾ Mitteilungen des Mährischen Gewerbemuseums, 1900, Nr. 14, S. 112.

²⁾ In meinem Werke „Österreichische Volkskunst“, Textband I. S. 103, habe ich eine bestimmte Anzahl von Krügen und Bechern auf diese Bezeichnung „briegerisches Geschirr“ bezogen. Diese Gruppe hat aber mit der Habaner Ware, dem „brüderischen“ Geschirr, nichts zu tun. Prof. Dr. M. Haberlandt.

³⁾ „Brünner Zeitung“ vom 21. September 1782, Joh. Al. Hanckes v. Hankenstein: „Versuch über die Schiffbarmachung des Flusses March und Handlung der Mährer.“ Wien 1796, 3. Auflage, S. 37. Zitiert bei Karl Schirek: „Mitteilungen des Mährischen Gewerbemuseums“, 1900, Nr. 12, S. 92/93, „Mährische Keramik“.

⁴⁾ Ibidem, S. 2.

⁵⁾ Fr. Mareš in „Český časopis historický“, XIII, 32. Kameniček „Sněmy moravské“, III, 470.

Die Aufmerksamkeit des Volkes wurde auf die Anabaptisten gelenkt, da ihre Erscheinung allgemeines Aufsehen erregte. Sie wurden dem Volke als »Teufel« geschildert. Dadurch wurde jedoch seine Neugier nur erhöht, und es wollte in ihr Leben eindringen. Das Auffallendste war das neue Handwerk, das ihm gefiel, umso mehr da die schönen Gefäße mit ihrer schönen Glasur und ihren bunten Farben sich in sein Gedächtnis prägten. So bürgerte sich allmählich auch die Gepflogenheit ein, mit dem Terminus »toufar« auch Majolika-erzeuger zu bezeichnen, welche mit den Anabaptisten höchstens das Handwerk gemein hatten.¹⁾ Es ist einer der sehr oft vorkommenden Fälle der Verengung der Bedeutung eines Wortes. Diesem tschechischen Worte »toufar« entspricht genau der deutsche Terminus »brüdrisch Geschirrmacher« und bedeutet daher einen Erzeuger von Geschirr, wie es die Anabaptisten erzeugten.

In ihren Schriften nannten sich die Anabaptisten überall Brüder.²⁾ Aus diesen ist die Bezeichnung »Brüder« für »Wiedertäufer« in die deutsche Schriftsprache überhaupt übergegangen und es werden damit (ähnlich wie im Tschechischen »toufar«) später besonders diejenigen bezeichnet, die das Handwerk nach den Anabaptisten geerbt haben.

Einen interessanten Beleg zu dieser Worterklärung bringt Dr. Franz Weiner in seinem Artikel über Wischauer Keramik,³⁾ in welchem er eine Bemerkung des Arztes Johann Christian Kundmann aus Breslau in Schlesien aus der »Sammlung von Natur- und Medizinalgeschichten aus dem Jahre 1723« zitiert: »Bei einigen Jahren hat man auch angefangen zur Jahrmarktszeit in unsere Stadt (Breslau) vieles weiße, mit bunten Blumen und Tieren bemahltes Gefäße aus Mähren, meistens von Skalitz und Wischkau oder Wischa, an der hungarischen Grentze liegende, zu bringen, so ehemals das Brüder-Gefäße geheißten, weil eine gewisse schwärmerische Sekte, so alles untereinander gemein haben gewollt, es daselbst erstlich verfertigt.«

Diese Nachricht ist überaus wichtig, und zwar dadurch, daß sie von einem Manne stammt, der Zeitgenosse des Ausdruckes war und die Bedeutung des Wortes noch verstand. Seine Erklärung, daß damit eine Sekte, die dem Kommunismus huldigte, gemeint sei, kann auf niemand anderen bezogen werden als auf die Anabaptisten, denn gerade der Kommunismus gehörte bei dieser Sekte zu den wichtigsten Glaubensartikeln, wodurch sie sich von den anderen

¹⁾ Dieselbe breite Bedeutung hat auch der in Ungarn übliche Terminus »Habaner Keramik«, wodurch auch manchmal die slowakische, der Habaner Keramik ähnliche Keramik bezeichnet wird.

²⁾ Gregor Wolny: »Die Wiedertäufer in Mähren« (Abschrift aus der hamburgischen Handschrift), Hans Amons Briefe u. a. in J. v. Beck: »Die Geschichte der Wiedertäufer.« nach Dr. E. W. Braun in »Schlesiens Vorzeit« N. F. III.

³⁾ »Časopis moravského zemského musea«, Jahrg. XI, 1911, Nr. 1. Dr. Weiner zitiert

Sekten unterschieden, zum Beispiel von den mährischen, respektive böhmischen Brüdern, bei denen der wirtschaftliche Kommunismus nicht üblich war. Daß wirklich damit nicht die mährischen Brüder gemeint seien, wie zum Beispiel Paul Sochán meint,¹⁾ geht aus der Erwägung hervor, daß das Wort Brüdergeschirr u. s. w. nur im Deutschen vorkommt, während im Tschechischen nirgends die Rede von »bratrské nádoby« ist.

Nun wäre noch die Frage, wo die Anabaptisten in Mähren in der Zeit zwischen 1526 und 1621 (denn nur in dieser Zeit kann man von der anabaptistischen Majolika in Mähren sprechen) die Majolika erzeugten, zu berücksichtigen. Die Antwort ist sehr schwer, denn über Kunstindustriegeschichte wurde in Mähren sehr wenig geschrieben, und was besonders fehlt, sind die Detailarbeiten.²⁾ Es müßten vorerst alle Urbarien, Grundbücher und andere Urkunden der einzelnen Städte durchgesehen werden, bevor ein wenig Licht in dieses Dunkel käme.

Mit einiger Wahrscheinlichkeit können wir nur zwei Orte der anabaptistischen Majolikaerzeugung bestimmen. Es ist Austerlitz und Alexowitz (bei Seelowitz in der Nähe von Brünn). Auf die polnische Nachricht, die bezeugt, daß schon um das Jahr 1585 Gefäße von schöner Ausführung in Austerlitz erzeugt wurden, hat schon Karl Schirek aufmerksam gemacht.³⁾ Da Austerlitz damals einer der Hauptsitze der Anabaptisten war (es waren ihrer gegen 4000 in zwei Gemeinden geteilt) und da in der Umgebung von Austerlitz das tschechische Wort »toufar« im Sinne von »Majolikaerzeuger« von altersher gebraucht wurde, ist die Annahme naheliegend, daß diese Majolikaerzeugung von Austerlitz anabaptistisch war. Ueber Alexowitz findet sich eine Nachricht im Notizenblatt 2 (der Hist.-stat. Sektion 1867, 9).⁴⁾ Daß dort die Majolika von Anabaptisten erzeugt wurde, geht aus dem Umstand hervor, daß die Alexowitzer Anabaptisten dem böhmischen Winterkönig Friedrich v. Pfalz unter anderem eine Menge von Tongeschirr für die Königin gegeben. Daß es sich hier nicht um das gewöhnliche Töpfergeschirr handeln kann, geht aus der Bedeutung der Gabe selbst hervor. Noch ein seltsamer Umstand deutet auf die anabaptistische Erzeugung der Majolika, und zwar in einem Orte unweit von Butschowitz. Die Wischauer und Hvězdltitzer Krügelmacher haben von Anfang an (bis jetzt) den Ton aus Dobročkovitz genommen. Wer hat diesen zur Herstellung von Majolika vorzüglich geeigneten Ton gefunden? Waren es nicht auch die Anabaptisten? Daß die Anabaptisten wirklich bei Dobročkovitz siedelten, bezeugt Gregor Wolny, der in seiner Topographie

¹⁾ Paul Sochán: „Habánská majolika“, in „Národopisný věstník“, I, 1896, S. 135 ff., auch Koula im „Naučný slovník“ (Ottos) s. v. „Keramika“.

²⁾ Eine aner kennenswerte Ausnahme bildet Karl Schirek mit seinen Arbeiten.

³⁾ „Mitteilungen des Mährischen Gewerbe-Museums“ in Brünn, 1900, S. 101 u. f.

⁴⁾ Kratochvíl: „Vlastivěda moravská,“ Židlochovický okres, S. 101 und folgende.

von Mähren anführt, Fürst Maximilian v. Liechtenstein habe einen Hof von Uhřitz (gerade an der Grenze des Dorfes Dobročowitz) namens »dvůr taufarský« (Anabaptistenhof) im Jahr 1630 gekauft.

Aus allen diesen Gründen geht hervor, daß die Anabaptisten die Majolika nach Mähren gebracht und dieselbe in Mähren schon im 16. Jahrhundert erzeugt haben und daß ihre Erzeugnisse im deutschen Sprachgebrauch Brüdergeschirr oder Brüdergefäße hießen. Dieser Terminus blieb auch dann gebräuchlich, als nach der Schlacht am Weißen Berge alle Anabaptisten — unter ihnen auch die Majolikaerzeuger — aus Mähren ausgewiesen wurden. Man nannte später gleicherweise die katholischen Krügelmacher, wenn sie dieselbe Keramik mit weißer Zinnglasur und bunten Farben erzeugten, denn die mährische Keramik nach 1630 ist nicht mehr anabaptistisch.

Wie die eigentliche mährische Anabaptistenmajolika aussah, ist ganz unsicher, und hier ist noch der Weg zur weiteren Forschung und Arbeit offen. Ich glaube, daß positive Resultate nur dann zu erzielen wären, wenn an jenen Orten, wo Anabaptisten siedelten und ihr »Haushaben« hatten, Ausgrabungen stattfänden. Besonders sollten auch alle Gefäße, welche die Jahreszahl vor 1620 tragen oder mit Namen beschrieben sind (auch mit Initialen), in einschlägigen Zeitschriften abgebildet und unter Erläuterungen des Fundortes und der historischen Handhaben veröffentlicht werden. In Privatsammlungen und Lokalmuseen versteckte Exemplare könnten in dieses dunkle, immerhin sehr interessante Gebiet Licht bringen und Gelegenheit zu vergleichendem Studium bieten.

Twardowski, der polnische Faust.

Von Jenny Goldstern, Wien.

(Mit 1 Textabbildung.)

Czenstochau, der berühmteste Wallfahrtsort Polens, ist in ethnographischer Hinsicht gewiß eine der interessantesten Städte Russisch-Polens. An den altertümlichen Mauern seines aus dem Ende des 14. Jahrhunderts stammenden Klosters werden jährlich von Pfingsten bis Oktober Kramläden für die Pilger aufgeschlagen. Unter allerlei Erzeugnissen der polnischen Volkskunst sind hier zahlreiche buntbemalte Tonpfeifchen, hauptsächlich in Vogelgestalten, zu sehen.¹⁾

Zwischen diesen Pfeifchen fällt besonders eine Art, in Gestalt eines berittenen Hahnes auf, dessen Reiter nach Angabe der Ver-

¹⁾ Derartige tönerner Kinderspielzeuge bilden, wie A. v. Walcher meint, einen uralten Zweig der keramischen Betätigung, welche in höchster Altertümlichkeit der Formgebung in den verschiedensten Landschaften Europas bis auf den heutigen Tag als alte Handwerksübung erzeugt werden. A. v. Walcher: „Die deutsche Keramik“ der Sammlung Figdor, I. Kunst und Kunsthandwerk, XII., S. 22 f. (cit. nach Professor M. Haberlandt: „Oesterreichische Volkskunst“).

käufer der Schwarzkünstler Twardowski ist. Die nebenstehende Abbildung Fig. 8 zeigt ein solches Pfeifchen, das sich im k. k. Museum für österreichische Volkskunde befindet:

Es ist zirka 11 cm breit, 12 cm hoch, aus Ton gearbeitet, mit grellroter Farbe bemalt und mit Gold verziert. Das Pfeifenmundstück befindet sich vorne unten. Twardowski, in der Tracht eines polnischen Edelmannes aus dem 16. Jahrhundert, sitzt auf einem goldenen Sattel und hält in der rechten Hand das Schwert, in der linken die Zügel. Bei Betrachtung dieser Figur, deren Ausführung ziemlich plump ist, fällt vor allem die unnatürliche Stellung des Oberkörpers des Reiters im Verhältnis zum Reittiere auf, und zwar steht die Sagittalebene des Reiters zur Sagittalebene des Hahnes unter dem Winkel von 90°.



Fig. 8. Tonpfeifchen, darstellend Dr. Twardowski auf dem Hahne. Czenstochau.

Diese eigenartige Darstellung der lokalen Volkskunst knüpft an eine Episode aus der in Polen¹⁾ weit verbreiteten und allgemein bekannten Sage von Twardowski, dem polnischen Faust, die im folgenden nun mit Berücksichtigung einiger wichtiger Bestandteile derselben mitgeteilt werden soll. Ich stütze mich dabei hauptsächlich auf die Dissertation des Herrn W. Leppelmann: »Twardowski, der polnische Faust.« Münster 1910. Die übrige, für die Arbeit benützte Literatur führe ich in Fußnoten an.

¹⁾ Auch in Ungarn besteht eine, von der volkstümlichen polnischen Version etwas abweichende Sage von Twardowski. Therese Pulszki: „Sagen und Erzählungen aus Ungarn“, S. 147 bis 159.

Daß Twardowski ebenso eine historische Persönlichkeit ist wie Faust, darin stimmen alle Quellen überein. Es lassen sich jedoch keine festen Daten für die Lebenszeit Twardowskis angeben. Herr Leppelmann, nach kritischer Durchsicht des vorhandenen Materials, nimmt an, daß Twardowski in der Blütezeit der Krakauer Hochschule zu Ende des 15. Jahrhunderts gelebt habe und daß seine Erdentage auch noch in das 16. Jahrhundert hineinragten.¹⁾

Er lebte also zu derselben Zeit wie der deutsche Faust. Noch heutzutage werden in Polen einzelne Gegenstände als Reliquien des großen Zauberers aufbewahrt und als solche auch vom Volke angesehen. Von diesen kommt vor allem ein Spiegel in Betracht, der sich in der Kirche zu Wengrowo befindet. Er ist aus weißem Metall, fein geschliffen, 22 Zoll hoch, 19 Zoll breit und in einen altmodischen Rahmen eingefast, der folgende Inschrift trägt:

»Luserat hoc speculo magicus Twardovius artes
Lusus est iste Dei versus in absequium est.«

An dem unteren Ende ist der Spiegel in zwei gleich große Teile gespalten. Diese Verletzung soll nach der Ortssage von Klosterzöglingen herrühren: ergrimmt über die Fratzenbilder, die ihnen aus dem Spiegel entgegenfletschten, schleuderten sie einen Kirchenschlüssel nach demselben.

Auch eine eiserne Tür, die mit einem eigenartigen Schloß versehen ist, betrachtet das Volk als wahres Denkmal von Twardowski. Sie soll aus jener Schenke stammen, in der der Teufel seinen Verbündeten abgeholt hat und bei der Befreiung Twardowskis aus den Händen des Teufels auf den Markt von Wislica gefallen sein, wo sie sich noch jetzt in der Kirche befindet.

Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts bekam man in Krakau, unweit des Schloßtores, ein uraltes, finsternes und unheimliches Gebäude zu sehen, das Twardowski besessen und bewohnt haben soll.

Auch in der Krakauer Universitätsbibliothek wird in einem alten, angeblich Twardowski angehörenden Pergamentbuche ein schwarzer Fleck gezeigt, der als Abdruck der Teufelshand gedeutet wird.

Die Gestalt Twardowskis als historische Persönlichkeit wird vom Nebel des Aberglaubens ziemlich stark verhüllt. Die schriftlichen Zeugnisse über ihn, von denen sich das früheste in den Werken eines polnischen Geschichtsschreibers findet,²⁾ tragen wenig dazu bei, dieselbe deutlicher erscheinen zu lassen. Erst mit Hilfe der Sage, worin sich historisch-nationale Momente widerspiegeln, läßt sich dem Bilde von der historischen Persönlichkeit Twardowskis etwas näher kommen.³⁾

¹⁾ W. Leppelmann: „Twardowski, der polnische Faust“, S. 21.

²⁾ Lukas Gornicki: „Der polnische Hofmann 1566.“

³⁾ W. Leppelmann, op. cit. S. 26.

Die schriftliche Ueberlieferung der Sage ist recht mangelhaft. Es existiert kein Volksbuch aus früheren Jahrhunderten, das im Geiste der Zeit niedergeschrieben wäre und die Sage fristete ihr Dasein jahrhundertlang nur in mündlicher Tradition. Erst im 19. Jahrhundert ist sie, teilweise sehr unvollkommen, schriftlich niedergelegt und auch dichterisch behandelt worden.¹⁾

Die Darstellung der Sage von Wojcicki²⁾ wird allgemein als die genaueste und sorgfältigste betrachtet und deshalb soll sie hier etwas verkürzt wiedergegeben werden.

Twardowski war ein Edelmann väterlicher- wie mütterlicherseits. Schon frühzeitig hatte er sich den Wissenschaften gewidmet, mit rastlosem Eifer das Studium der Medizin, der Philosophie, der Physik und Magie betrieben und schließlich das Doktordiplom der Medizin an der Krakauer Universität erworben. Der Ruf von seinen Wunderkuren verbreitete sich sehr schnell und es dauerte nicht lange, so galt er als einer der berühmtesten Aerzte in Polen. Ebenso schnell wuchs aber auch der Glaube an seine Kenntnisse des Uebernatürlichen und an seinen Umgang mit der Geisterwelt, welcher noch durch die geheimnisvolle Lebensweise Twardowskis gesteigert wurde. Denn kein menschlicher Fuß durfte die Schwelle seines Hauses überschreiten, mit Ausnahme eines Studenten, den er sich zum Famulus erwählt hatte. Nach vielen rastlosen Bemühungen fand er endlich in einem alten Zauberbuch, wie man den Teufel heraufbeschwören könne. In einer stürmischen Herbstnacht verließ er nun Krakau und begab sich nach Podgorze, wo er den Teufel zu beschwören begann. Dieser erschien auch bald mit Dreispitz, Frack und Schnallenschuhen. Twardowski verlangte nun von ihm Macht, Reichtum, Ruhm und schleunigste Erfüllung all seiner Befehle. Der Teufel sollte dafür Anrecht auf Seele und Leib Twardowskis erhalten, sobald er ihn in Rom ergreifen könnte. Als die Einigung erzielt war, lehnte sich der Teufel an eine Felswand und schrieb auf seinen Knien das Chyrophograph, welches auch Twardowski mit seinem Blute unterschrieb. Von nun an gab es für den Teufel viel zu schaffen. Erstens mußte er Twardowski alles Silber aus ganz Polen zusammenholen und es mit großen Sandschichten bedecken. An dieser Stelle entstanden nach dem Volksglauben die Silbergruben von Olkusz, einer durch den Reichtum ihrer Minen berühmten, jetzt fast nur aus Ruinen bestehenden Stadt der ehemaligen Woiwodschaft Krakau. Zweitens mußte der Teufel einen hohen Berg auf den Sandsteinfelsen setzen, und zwar so, daß das breite Ende nach oben, die Spitze aber nach unten gerichtet war. Der Berg heißt bis auf den heutigen Tag Falkenfels.

¹⁾ Von poetischen Bearbeitungen kommt vor allen die Ballade von Adam Mickiewicz „Pani Twardowska“ in Betracht (bereits 1874 ins Deutsche übertragen). Auch das Gedicht von F. W. Weber: „Doktor Twardowski“ sowie die Ballade von J. N. Vogl: „Twardowski“ mögen da angeführt werden.

²⁾ K. W. Wojcicki: „Polnische Volkssagen und Märchen“, Berlin, S. 77 bis 82.

Dann wiederum verlangte Twardowski, daß der Teufel die tiefen Teiche von Knyszyn grabe und endlich wurde er noch gezwungen, einen Damm durch die Weichsel zu werfen. Nur mit größter Mühe gelang es dem Teufel, die Befehle auszuführen. Eines Tages erblickte Twardowski ein rotes Roß auf dem Aushängeschilde eines Wirtshauses und befahl dem Teufel, dasselbe ganz reitfertig herausspringen zu lassen. Ein anderesmal wieder gefiel es ihm, ohne Flügel die Luft zu durchfliegen oder aber zum Ergötzen des Volkes rücklings auf einem Hahne sitzend daherzujagen. In buntem Durcheinander bewegte sich so sein Leben. Eines Tages verliebte er sich in ein schönes Mädchen, die Tochter eines Töpfers, und nahm sich ernst vor, dasselbe zu heiraten. Die stolze Schöne hatte aber ihr Jawort an eine Bedingung geknüpft: In einem Fläschlein hielt sie ein Tier verborgen und nur demjenigen von ihren vielen Freiern wollte sie ihre Hand bieten, der den Namen des Tieres erraten könnte. Twardowski begab sich, als Bettler verkleidet, zu ihr und erriet mit Leichtigkeit den Inhalt der Flasche. Er stellte sich nun dem Mädchen als Edelmann vor und schon am nächsten Tage fand die Hochzeit unter feierlichem Gepränge statt. Das Glück währte aber nur kurze Zeit. Twardowski hatte das gesetzte Leben eines Ehemannes bald satt und sehnte sich wieder nach seinem früheren ungebundenen Jungesellentum. So trennten sich auch beide bald von einander. Twardowski wurde der alte Lebemann, Frau Twardowski leitete wieder das Geschäft ihres Vaters. Auf dem Marktplatze zu Krakau stellte sie ihre Töpferwaren zum Verkaufe aus. Twardowski bereitete es nun die größte Freude, täglich in seiner stattlichen Karosse mitten durch die aufgestellten Töpferwaren seiner Frau zu fahren, so daß sie unter den Hufen der Rosse und den Rädern des Wagens zerschellten. Er soll ihr aber dabei stets viel Geld unter die Füße geworfen haben; denn Geld besaß er in Unmenge, wofür der Teufel zu sorgen hatte. Einst, als sich Twardowski in einem dunkeln Walde befand und in tiefes Nachdenken versunken war, erschien vor ihm plötzlich der Teufel und verlangte, daß er ihm sofort nach Rom folge. Durch die Macht seiner Sprüche gelang es aber Twardowski, den Bösen in die Flucht zu schlagen. Dieser riß noch im Fliehen eine Fichte aus dem Boden und schleuderte sie mit solcher Wucht gegen die Füße des Edelmannes, daß ihm das rechte Bein vollständig zerschmettert wurde. Von dieser Zeit an blieb Twardowski lahm und wurde allgemein »Kulas« (Volksausdruck für Hinkefuß) genannt. Die Wunde fesselte ihn lange Zeit ans Bett. In einem der vielen Bücher, die er da in die Hand bekommen hatte, fand er genau beschrieben, wie man sich verjüngen könne. Nun wollte er an sich selbst den Versuch anstellen. Er vertraute seinem treuen Diener, dessen Hilfe er bedurfte, sein Vorhaben. Um Mitternacht mußte dieser seinen Meister in Stücke zerhauen, die einzelnen Teile einsalben, mit Kräuter-

säften begießen und sie dann wieder zu einem Körpergebilde zusammenfügen. Darauf wurde der Leichnam in einen Sarg gelegt und unter der Friedhofsmauer begraben. Sieben Tage, sieben Nächte und sieben Stunden sollte er da ruhen, vom treuen Diener bewacht. Als die Zeit verstrichen war, öffnete dieser das Grab und fand zu seiner größten Verwunderung im Sarge ein Kind. Der Diener trug es nach Hause und pflegte es mit hingebender Sorge. Bereits am folgenden Morgen hatte es die Größe eines einjährigen Knaben und schon nach sieben Monaten war der Knabe zum kraftvollen Manne emporgewachsen. Ein neues, tolles Leben begann. Und die Last des Dienens empfand der Teufel von Tag zu Tag schwerer. Endlich wurde ihm das Warten auf die Seele Twardowskis doch zu dumm und er beschloß, seinen Herrn zu überlisten; in stürmischer Nacht kam er zu ihm in Gestalt und Tracht eines Hofdieners und bat ihn, den berühmten Arzt, ihm sogleich zur Wohnung seines todkranken Herrn zu folgen. Twardowski brach sofort auf und folgte dem Boten in das nahe gelegene Dorf. Das Gasthaus aber, in das sie einkehrten, führte den Namen »Zur Stadt Rom«. Kaum war Twardowski über die Schwelle getreten, als sich auch schon das nahende Verhängnis ankündigte. Scharen von Uhus, Eulen und Raben umflatterten das Dach der Schenke und erfüllten die Luft mit Schreien. Twardowski fand in der Stube nur den Wirt, die Wirtin und ein neugetauftes Kind, alle drei recht gesund. Plötzlich trat der Teufel in seiner wahren Gestalt herein: Einen Dreispitz auf dem Kopf, einen deutschen Leibrock, eine lange, bis über den Bauch reichende Weste, kurze, enge Hosen und Schuhe mit Silberschnallen und seidnen Bändern geschmückt. . . . Vorne lugten unter der Kopfbedeckung Hörner und aus den Schuhen schauten lange Krallen heraus. Schon wollte der Teufel seine Beute greifen, als Twardowski das neugetaufte Kind aus der Wiege riß, dessen Unschuld ihn vor dem Bösen schützen sollte. Da kam nun dem Teufel der glückliche Gedanke, den Edelmann bei seinem Ehrenworte zu packen: »Quid cogitas, domine Twardowski? An nescis pacta nostra? Verbum nobile debet esse stabile,« redete er ihn an. Damit war aber der Edelmann an seiner verwundbarsten Stelle getroffen. Er legte das Kind in die Wiege und lieferte sich der Gewalt des Teufels aus. Dieser entwich mit seiner Beute durch den Rauchfang. Immer höher ging der Flug, immer trauriger wurde es Twardowski zu Mute. Da fiel ihm in seiner Not ein Muttergotteslied ein, das ihn in seiner Kindheit die Mutter gelehrt hatte. Er stimmte es an und in demselben Augenblicke bemerkte er, daß der Flug nicht höher ging. Als er sich umschaute, war sein Entführer verschwunden. Eine Stimme ertönte von oben und verurteilte ihn, bis zum Jüngsten Tage zwischen Himmel und Erde zu schweben. Sein Famulus, den er einst im Zorn in eine Spinne verwandelt hatte, befand sich zufällig auf dem

Mantel, den Twardowski beim Verlassen des Hauses umgenommen hatte und wurde auf diese Weise mit seinem Herrn in die Luft getragen. Zuweilen läßt sich die Spinne an ihrem Faden hinab und bringt dann ihrem Herrn Kunde von dem, was da unten auf der Erde vor sich geht.

Noch vor einigen Jahren, so schreibt Wojcicki, zeigten die alten Leute, wenn der Vollmond in seiner ganzen Herrlichkeit erstrahlte, ein kleines Fleckchen am Himmel, das, wie sie schworen, des Zauberers Twardowskis Körper ist. Die langen Fäden aber, die Twardowskis Famulus jedesmal beim Herablassen auf die Erde gesponnen hatte und noch spinnt, werden durch den Wind über Feld und Heide getragen und sind unter dem Namen »Marienfädchen« bekannt.¹⁾

Das ist im großen und ganzen die Sage von Twardowski,²⁾ die im Laufe der Jahrhunderte, wie es das eingehende Studium derselben ergeben hat, manche Bestandteile anderer Sagen in sich aufgenommen hat. Trotz dieser Einflüsse behält der Sagenheld Twardowski sowohl in seinem äußeren Lebensverhältnisse als auch in seinem ganzen Wesen das national-polnische Gepräge. Er ist das Produkt seiner Zeit, des 16. Jahrhunderts, als die Macht des Adels bereits ihren Höhepunkt erlangt hatte. Seit dem Reichstag von 1496 hatte dieser allein Zutritt zu den geistlichen Würden und das ausschließliche Anrecht auf den Grundbesitz. Der Adel besetzt nun alle höheren Staatsämter, beschäftigt sich lebhaft mit der Politik und die sorgenlose Adelsjugend reist nach Italien und Frankreich, besucht die Hochschulen und beschäftigt sich besonders mit humanistischen Wissenschaften. Twardowski tritt nun als Vertreter dieses leichtlebigen, machtvollen Junkertums auf, zu dessen Entwicklungsgang es eben gehörte, die Hochschule eine Zeitlang zu besuchen. Herr Leppelmann nimmt auf Grund seiner Quellenstudien an, daß Twardowski höchstwahrscheinlich in Krakau studiert habe.³⁾ An dieser im Jahre 1364 gegründeten Hochschule bestand die Scholastik noch lange Zeit fort, während sie im Westen schon längst vom Humanismus abgelöst worden war.

Ganz besonders wurden auf dieser Universität Mathematik und die Sternenkunde gepflegt, die seit jeher als Hilfswissenschaften der Zauberei oder Magie galten. Deshalb verbot auch die Kirche der ersten christlichen Jahrhunderte dem Kleriker unter Strafe der Exkommunikation das Studium dieser Fächer. Wenn auch später vom Staat und einigen Aufgeklärten der Kirche der Nutzen und die

¹⁾ J. N. Vogl: „Twardowski, der polnische Faust“, S. 66.

²⁾ Sie erinnert äußerlich vielfach an die Faust-Sage, mit der sie durch Raum und Zeit verknüpft ist. Da es aber nicht meine Aufgabe ist, die Beziehungen beider Sagen zueinander zu prüfen, verweise ich auf die bereits zitierte Arbeit von Herrn Leppelmann, wo dies ausführlich behandelt ist.

³⁾ W. Leppelmann, op. cit. S. 36.

Wichtigkeit dieser Wissenschaften eingesehen wurden, so erblickte das gewöhnliche Volk in ihnen noch immer das Studium der Zauberei. So ist es auch begreiflich, daß man Twardowski, der an der Krakauer Hochschule sich vielleicht hervorragende Kenntnisse erworben hatte, als einen Zauberer ansah.

Ob es der historischen Tatsache entspricht, daß er Arzt war, ist zweifelhaft; denn es war durchaus nicht üblich, daß ein polnischer Edelmann des 16. Jahrhunderts sich solchem praktischen Berufe widmete. Auch Faust hat ja die Sage zum Arzt gemacht, was aber, wie es Herr Witkowski nachgewiesen hat, historisch unrichtig ist.¹⁾

Wenn auch Twardowski mit dem polnischen Boden verwachsen ist, so hat die Sage, wie bereits erwähnt, doch manch fremde Einflüsse erfahren. So heißt es, daß Twardowski hie und da Lust verspürte, ein Pferd zu reiten, das der Teufel erst aus einem Schilde reitfertig herauspringen lassen mußte, oder aber rücklings auf einem Hahn sitzend, daherzugaloppieren. Herr Leppelmann, der sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt hatte, fand nirgends direkte Parallelen dazu und nimmt an, daß verschwommene mythologische Anschauungen diese Tiere in die Sage gebracht haben.²⁾

In der slawischen Mythologie spielen nämlich Pferd und Hahn eine bedeutende Rolle, da sie dem höchsten slawischen Gotte Swantewit heilig sind.³⁾ Besonders das weiße Pferd genoß höchste Verehrung. Ihm schrieb der alte Glaube die Kraft des Weissagens zu. Der Hahn, als Verkünder des neuen Tageslichtes, war das Lieblingstier des Gottes Swantewit. Im Laufe der Zeit wurde die Bedeutung Swantewits auf St. Vit, den Schutzpatron Böhmens, übertragen, der auch mit einem schwarzen Hahn abgebildet wird. Und in dieser hohen Verehrung soll der Hahn auf den Türmen der Kirchen, Kapellen und Häuser, besonders in Böhmen, seinen Ursprung genommen haben.⁴⁾

Die Einwirkung gewisser mythologischer Anschauungen läßt sich auch mit Sicherheit in der Lahmheit Twardowskis feststellen.⁵⁾ E. Swiezawski weist auf die Aehnlichkeit Twardowskis mit Hephaistos hin,⁶⁾ denn dieser ist wie der Teufel⁷⁾ durch den Sturz vom Himmel lahm geworden. Da man aber im Zauberer Twardowski eine teuflisch-dämonische Kraft sah, liegt der Gedanke nahe, daß auch ihm wie dem Teufel die Lahmheit zugeschrieben wurde.

¹⁾ Georg Witkowski: „Der historische Faust.“ Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Neue Folge. Band I, 1897.

²⁾ W. Leppelmann, op. cit. S. 43.

³⁾ Grimm: „Deutsche Mythologie.“ Berlin 1875, Bd. II, S. 551 ff.

⁴⁾ Wuttke: „Der deutsche Volksaberglaube.“ 3. Auflage. Berlin 1900. S. 34.

⁵⁾ W. Leppelmann, op. cit. S. 43.

⁶⁾ E. Swiezawski: „Beitrag zur Legende von Twardowski“, S. 222.

⁷⁾ Sage vom Sturz des Teufels. J. Grimm: „Deutsche Mythologie“, Bd. II, S. 829.

Von außen her ist auch die Sage vom Verjüngungsversuch Twardowskis eingedrungen. Verjüngung beschäftigt überhaupt vielfach die Volksmedizin, wie die Altweibermühlen, die Verjüngungsbäder, Tränke und Salben es beweisen. Ein solcher Verjüngungsversuch ist bereits bei den Griechen bekannt. König Pelias will sich einer energischen Verjüngungskur unterziehen, vorher wünscht er aber das Experiment an einem Bock ausführen zu lassen. Dieses Motiv ist auf einer archaischen Vase behandelt: Der greise König Pelias und dessen Tochter Medea sind Zeugen des wunderbaren Vorganges, wie der verjüngte Bock aus dem Kessel springt.¹⁾ Die Pelias-Sage hat jedoch mit der Twardowski-Sage keinerlei Berührungspunkte.

Als eine Vorlage für dieselbe läßt sich die mittelalterliche Sage über den Zauberer Vergil mit gewisser Sicherheit annehmen, da sie ja auch die älteste ist, die so eingehend einen Verjüngungsversuch behandelt. Die recht auffallende Ähnlichkeit der Verjüngungsversuche beider Helden veranlaßte mich, die Vergil-Sage hier etwas ausführlicher mitzuteilen. Dieselbe liefert auch einen wertvollen Beleg für die gegenseitige Beeinflussung der Sagen im Laufe ihrer Entwicklung.

Die Vergil-Sage, die in Scheibles »Kloster« enthalten ist,²⁾ berichtet etwa folgendermaßen: Vergil erbat sich vom Kaiser, für den er viele wunderbare Dinge vollbracht hatte, drei Wochen Urlaub und reiste mit seinem treuesten Knecht nach seiner Burg, deren Eingang durch schlagende Flegel versperrt wurde. Vergil zeigte dem Knecht an jeder Seite des Einganges eine Schraube. Sobald diese gedreht wurden, standen die Flegel still und beide konnten dann durch das Tor in die Burg gelangen. Diese wurde nun fest verschlossen und der Zauberer stieg mit seinem Diener in einen Keller, wo »eine schöne, immer brennende Lampe hieng«. »Hier«, sagte Vergil zu seinem Knecht, »sieh, in dieser Tonne, die da steht, sollst Du mich einsalzen: Du sollst meinen ganzen Leib in Stücke hauen und mein Haupt in vier Teile teilen, diese zuerst in die Tonne legen, die anderen Stücke darauf und mein Herz in die Mitte. Dann setze die Tonne so unter die Lampe, daß das Öl Tag und Nacht hineinträufle und neun Tage lang komme jeden Tag einmal die Lampe zu füllen und unterlaß es ja nicht. Danach werde ich wieder aufstehen und ein Jüngling sein und noch lange leben.« Der Knecht sträubte sich, diese schreckliche Aufgabe zu erfüllen, mußte aber schließlich alles, was ihm befohlen wurde, ausführen. Darauf verließ er die Burg, drehte die Schrauben am Eingang und die Flegel gerieten wieder in Bewegung. Sieben Tage lang hatte bereits der

¹⁾ Vergleichende Volksmedizin. Dr. O. v. Howorka und Dr. A. Kronfeld, II. Abteilung, S. 432.

²⁾ J. Scheibles: »Kloster II«, S. 152 ff.

Kaiser seinen Zauberer vermißt, dann ließ er den Knecht zu sich kommen und erkundigte sich nach dem Ausbleiben Vergils. Durch Drohungen wurde er zum Geständnis gezwungen, daß Vergil sich vor sieben Tagen in seine Burg begeben habe und seitdem nicht mehr gesehen worden sei. Der Kaiser ging nun mit seinem Gefolge nach der Burg und suchte so lange, bis er endlich im Keller das magische Grab des Zauberers fand. Der Kaiser erzürnte bei diesem Anblick und in dem Glauben, der Diener habe Vergil frevelhaft ermordet, ließ er denselben auf der Stelle töten. »Und da sah und hörte man ein nacktes Kindlein dreimal um die Tonne laufen und rufen: ‚Verflucht sei Tag und Stunde, daß Ihr hieher gekommen seid!‘ Seitdem ward das Kind nicht mehr gesehen und Vergil blieb, wo er war.«

Die gegenseitige Einwirkung der Sagen sucht Herr Leppelmann historisch zu erklären.¹⁾ Vergil der Zauberer ist der berühmte römische Dichter Publius Vergilius Maro (geboren 70 v. Ch.) Einige dunkle Stellen in seinen Gedichten riefen schon im Mittelalter die Ansicht wach, daß ganz besondere Weisheit und Geheimlehre darin verborgen seien. Bald knüpften sich allerlei Sagen an den Namen Vergils, die bis ins 12. Jahrhundert zurückgreifen und erst anfangs des 16. Jahrhunderts in einem französischen Volksbuch gesammelt, erschienen. Die Zeit des Humanismus, die die Jugend nach Italien (besonders Padua) und Frankreich lockte, bewirkte es nun, daß Vergil, der bereits im 15. Jahrhundert an der Krakauer Hochschule erläutert wurde, nicht nur als Dichter, sondern auch als Zauberer in Polen bekannt wurde.

Daß Twardowski nur in Rom vom Teufel ergriffen werden konnte, deutet ebenfalls auf einen Einfluß von Italien hin. Diese Tatsache läßt eine antirömische Tendenz vermuten, die in den damaligen religiösen Verhältnissen Polens ihre Ursache hatte,²⁾ andererseits klingt sie aber an die Sage vom Papst Silvester II. an, der dem Vertrage gemäß nur in Jerusalem vom Teufel geholt werden konnte. Sorgsam hütete sich deshalb der Papst hinzugehen; als er aber einmal in Rom in einer Kirche, die den Namen »Jerusalem« führte, eine Messe las, erkrankte er und wurde vom Teufel geholt.³⁾

Einen durchaus polnischen Charakter trägt die Erzählung von der Befreiung Twardowskis durch Anstimmen des Marienliedes. Denn in Polen hat sich der Marienkultus von jeher einer besonderen Blüte erfreut. Die ältesten frommen Lieder, die im Klarissinnenkloster Altsoncz entstanden, dienten der Verehrung Marias. Unter ihnen erhielt weitaus die höchste Bedeutung der Hymnus von der Gottesgebälerin, der Bogurodzica. Vom Kloster aus verbreitete sich das

¹⁾ W. Leppelmann, op. cit. S. 48.

²⁾ W. Leppelmann, op. cit. S. 49.

³⁾ Reichlin-Meldegg: Scheibles „Kloster“, Bd. XI, S. 300 und 536.

Marienlied über das ganze Land. Der Prediger auf der Kanzel stimmte dasselbe statt eines einfachen Mariengrußes an, und als im Jahr 1506 die erste größere gedruckte Sammlung der Landesgesetze erschienen war, stand die Hymne an der Spitze des Werkes. Die Reformation unterdrückte zwar den Marienkultus, aber schon im 17. Jahrhundert lebte er wieder auf¹⁾ und selbst heute noch wird Polen mit Recht das Land des Marienkultus genannt.

Die flüchtige Analyse der Sage hat gezeigt, daß sie eine typische Sammelsage ist, in deren Hauptstrom sich im Laufe der Jahrhunderte zahlreiche Nebenströme ergossen hatten. Wenn auch manches von ihrer nationalen Eigenart dabei geschwunden ist, schöpfte sie dennoch aus diesen mannigfaltigen Einwirkungen stets neue Kräfte, die sie bis auf den heutigen Tag im Volksmunde lebendig erhalten haben.

Oft aber — wie es das Tonpfeifchen, von dem die Arbeit ausgegangen war, gezeigt hatte — ist es das letzte Schicksal einer solchen Volkssage, daß ihre Helden, nachdem der Gipfel der Popularität bereits erreicht worden ist, nur noch als Motive für die Volksplastik verwendet werden.

II. Kleine Mitteilungen.

Eine verschwundene Steinopferstätte bei Riffian (Südtirol).

Von Dr. Oswald Menghin, Wien.

Riffian bei Meran, am Eingang des Passeier Tales, ist ein bekannter Mariengnadenort. Wenige Minuten vor dem Dorfe rauscht ein Wasserlein durch ein kleines schattiges Tal, über das der alte Weg nach Passeier setzte. Unter der Brücke sah man einen gut gemauerten, ungefähr drei Meter hohen viereckigen Pfeiler, den man für den Ueberrest einer durch Wildwasser vernichteten Mühle halten konnte. Eine Seitenlänge dieses Bauwerkes betrug ungefähr einen Meter; von der Brücke war er vielleicht fünf Meter entfernt. Ich kann alle diese Angaben nur beiläufig machen, da der Pfeiler und damit die an ihm haftende Sitte leider dem Bau der neuen Straße in der Mitte der Neunzigerjahre zum Opfer gefallen ist. Ich erinnere mich aber aus meiner Kindheit noch sehr wohl, daß wir auf Wallfahrten und Ausflügen nach Riffian Steine auf diesen Pfeiler warfen, da es hieß, es sei allemal eine arme Seele erlöst, wenn der Stein auf dem Pfeiler liegen bleibe. Die Oberfläche des Sockels war mit Steinen ganz bedeckt.

Ruthenische Bräuche.

Von Robert Eder, Mödling.

Herrn Primararzt Dr. Th. Baby in Mödling verdanke ich die Mitteilung einiger *Bräuche der Ruthenen aus der Gegend bei Tarnopol*, die volkskundlich interessant sind und deren ursprüngliche Bedeutung ich zu erklären versuche.

1. *Wasserweihe*. Am Tage der Wasserweihe gehen die Leute mit drei zusammengefügtten Kerzen, die mit roten Maschen geschmückt sind, zur Wasserweihe; nachdem jedes Mädchen einen Krug Wasser geholt, zünden sich die Männer gegenseitig ein wenig Haare vom Kopfe oder Bart mit dem Kerzenlichte an, damit sie während des nächsten Jahres nicht Kopfweh bekommen.

¹⁾ A. Brückner: „Geschichte der polnischen Literatur“, S. 21 f.

Erläuterung. Nach dem primitiven Volksglauben halten sich die Seelen der Verstorbenen noch längere Zeit nach dem Ableben in der Nähe ihrer Heimstätten auf, sei dies im Hause selbst oder im Hausgarten, im Hausbrunnen (Quelle, Fluß) sowie in den Lüften. Diese Seelengeister müssen nun zu gewissen Kultzeiten durch Opfer versöhnt werden, damit sie den Überlebenden als Hausschutzgeister günstig gestimmt bleiben oder aber sie müssen durch mancherlei Abwehrmittel ferngehalten werden.

Bei dem geschilderten Vorgange gelegentlich der Wasserweihe bei Tarnopol haben wir es mit Wassergeistern zu tun. In betreff dieser möge ein ähnlicher Brauch, den Dr. Max Höfler („Weihnachtsgebäcke“, S. 11) anführt, mitgeteilt werden. Die Leute in Mähren legen am Weihnachtsabende von jeder Speise einen Löffel voll auf einen besonderen Teller und schütten nach dem Essen alles in den Hausbrunnen, das heißt, sie opfern den Wassergeistern; der dies tut, der spricht: „Der Hausvater grüßt dich und läßt dir durch mich sagen, Brunnlein genieße mit uns das Festmahl, aber dafür gib du uns Wasser in Fülle; wenn aber in dem Lande Durst herrschen wird, dann treibe ich dich mit deiner Quelle aus.“

Bei der Wasserweihe bei Tarnopol geben die Männer allerdings nicht Speise den Wassergeistern, sondern sie zünden das Haar an als Opfer für sie. Das Haar, oft als Sitz des Lebens und der Kraft betrachtet, wird nach E. Sämter („Geburt, Hochzeit und Tod“, S. 182) hingegeben, damit die Seele des Toten sich damit genug sein lasse und den Opfernden verschone. Das Licht der Kerzen dient zum Schutze gegen böse Geister und die roten Maschen an den Kerzen haben ebenfalls apotropäische Bedeutung. Die rote Farbe ist ein Ersatz für das Blutopfer. Häufig werden rotes Tuch oder rote Bänder zum Schutze gegen böse Geister bei den verschiedensten Anlässen verwendet. Ich erinnere nur an den roten Tuchlappen, der mit dem gleichfalls als apotropäisch geltenden Dachsfelle an dem Kümnet des rechts gehenden, vom Fuhrmann unbeschützten Pferdes hängt. Ebenso bewahrt sich die Bäuerin nach Professor Dr. M. Haberlandt (Österreichische Volkskunst“, S. 31) durch Übereinander-Einnähen des „Hexenstiches“ und des „Kettelstiches“ in rotem Faden an irgendeiner Stelle des Kleides vor Hexen und bösen Geistern. In Kärnten wird, wie Dr. Georg Graber („Alte Gebräuche bei der Flachs-ernte in Kärnten und ihr religiös-geschichtlicher Hintergrund.“ „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, XVII, 1911, S. 149) berichtet, in das Flachsfeld ein rotes Papierfähnchen gesteckt, gewiß auch nur, um schädigende Geister oder Dämonen abzuhalten.

2. Zwölfnäc hte. Zur Zeit der Zwölfnäc hte werden alle auf der ruthenischen Bauernwirtschaft bei Tarnopol vorkommenden Feldfrüchte auf den Festtisch gelegt und das Tischtuch darüberbreitet. Unter den Feldfrüchten ist auch der selbstgesponnene Flachs, den nun die Heilfrau des Dorfes zur Wundheilung benützt, indem sie kleine Päckchen zusammendreht; vier solcher Päckchen legt sie bei Bedarf um die Wunde und zündet sie an. Dadurch nimmt die Wundheilung einen günstigeren Verlauf. Auch gegen Rotlauf wendet sie dieses Mittel an.

Am Weihnachtsabend wird in der Stube Stroh auf den Fußboden ausgebreitet und essen die Herrenleute gemeinsam mit Knechten und Mägden das Festmahl. Die Hausfrau zündet Weihrauch und Kronabit an und beräuchert jeden Festteilnehmer. Eine Garbe des selbst geernteten Getreides steht in der Ecke der Stube. Eines der Festgerichte besteht aus Weizen oder Hafer mit Honig in Hanföl gekocht. Nachdem diese Speise zur Genüge verzehrt ist, nimmt der Hauswirt einen Löffel davon und wirft das Mus an die Stubendecke. Bleibt dieses kleben, werden im künftigen Jahre sich die Bienenschwärme nicht trennen. Am darauffolgenden Tage wird ein Teil des Strohes, das in der Ecke der Stube gestanden, in den Hof gebracht, angezündet und die Leute springen durch das Feuer. Die Asche wird sodann in die Einfahrt des Gehöftes gestreut und das Vieh muß darüberschreiten, damit es im nächsten Jahre gesund bleibe. Der übrige Teil des Garbenstrohes wird zu Strohbändern verwendet, die um die Obstbäume gebunden werden, damit sie im nächsten Jahre fruchtbar seien.

Das Gericht des Honigweizens stammt, wie der ruthenische Bauer sagt, aus der Heidenzeit, da, als die Ruthenen das Christentum annahmen, die Heiden alle Früchte des Landes vergifteten, nur den Weizen nicht.

In den Stall darf man in der Weihnachtsnacht nicht gehen, denn zu dieser Zeit erzählen sich die Ochsen die zukünftigen Geschehnisse, und ein Bauer, der dies dennoch getan, hörte, wie ein Ochs den anderen frug, wen sie das nächste Jahr als ersten tot hinausführen werden, worauf der gefragte Ochs den Hausheren als diesen bezeichnete, und in der Tat trat die Prophezeiung ein.

Erläuterung. Die Zeit der Zwölfnächte, sonst auch als Rauhächte bezeichnet, gilt für die Fahrzeit der Seelen und Dämonen, daher diese auch „Totengedächtnistage“ genannt werden. Nach J. A. Schmeller, „Bayrisches Wörterbuch“, 1877, II, S. 15, wird das Wort Rauhächte aus dem Gebrauche, in diesen Nächten zu räuchern, abgeleitet, so daß eigentlich Rauhnächte zu sprechen und zu schreiben wäre. Wie wir sehen, räuchert die rumänische Hausfrau jeden Festteilnehmer mit Weihrauch und Kronabit an. Dadurch werden Krankheitsdämonen und andere böse Geister, die während der Weihnachtsnacht Menschen und Tieren gefährlich sind, ferngehalten; der Rauch des Wacholders gilt besonders als Abwehrmittel gegen böse Geister.

Die auf den Festtisch gelegten und mit dem Tischtuche überdeckten Feldfrüchte sind für die Hausschutzgeister als Opfergaben bestimmt, denn in den Zwölfnächten besuchen die Ahnengeister ihre alten Heimstätten und werden die von ihnen berührten Speisen (Dr. Max Höfler, „Weihnachtsgebäcke“, S. 11) zu Glücks- und Zaubermittel, welche wunderbare Kräfte und namentlich heilsame Wirkung gewinnen; daher benützt die ruthenische Heilfrau den vom Bauer selbst gewonnenen Flachs, der den Hausgeistern geopfert gewesen war. Auch in Reichenberg (a. a. O., S. 21) läßt man auf Weihnachten unterm Tischtuche einen angeschnittenen Brotlaib „für die himmlischen Gäste“ liegen und im Salzburgischen (a. a. O., S. 10) werden am Christabend die Eßtische mit dem sogenannten „Heiligenachttüchel“ und mit einer Kerze, die nicht ausgelöscht werden darf, wie auf einem Opfertische (= Tabula fortunae) für die nächtlicherweile einkehrenden Seelengeister bedeckt.

Die Erntegarbe in der Ecke der Stube ist die letzte nicht gedroschene Garbe, die als solche den Seelengeistern vorbehalten bleibt.

Dem Festgericht aus Weizen oder Hafer, in Hanföl gekocht, ist Honig beigemengt. Nach Höfler (a. a. O., S. 35) war früher das Sippschaftsopfer für die Ahnengeister durch den Honigzusatz zum Seelenbrei vertreten, denn man glaubte, daß die Seelengeister, die stillschweigend an dem Weihnachtsfestmahl teilnehmen, mit dem mit einer Honigbeigabe zubereiteten Weizenmus versöhnt werden. Auch den Kühen gab man im 17. Jahrhundert in Mitteldentschland (a. a. O., S. 26) in der Christnacht gegen Verzauberung ein mit Honig beschmiertes Brot.

Das Bewerfen der Stubendecke mit dem Mus ist gleichfalls als Seelenopfer aufzufassen. Bei den Podluzaken in Mähren (Höfler, „Gebildbrote der Hochzeit“, S. 14, Scheible, XII, S. 187) werden bei dem Hochzeitsmahl Portionen des Hirsebreies in der Runde herumgeschleudert als Anteil für die in den Lüften mit anwesenden Seelen- und Ahnengeister. Im deutschen Böhmen wird von dem hochzeitlichen Hirsebrei nur ein Löffel voll gegessen, der übrige Inhalt samt der Schüssel an die Stubendecke oder vor die Türe geschleudert, so daß es die Seelengeister hören müssen, daß auch sie gleichsam mitspeisen; diese versöhnende Communion, sagt Höfler (ibidem, S. 14 [John, „Sitten“, S. 153]), mit den Seelengeistern bringt dem Ehepaare Glück und Wohlstand. Nach Graber (a. a. O., S. 164) wird Hirsebrei beim Brechelfest in Mittelkärnten an die Stubendecke geschleudert.

Die rumänische Sage betreffs des Weizengerichtes, nach welcher dieses aus der Heidenzeit stamme, dürfte wohl dadurch entstanden sein, daß in ältester Zeit, also vor Einführung des Christentums, der Hirsebrei als Seelenbrei das wichtigste Gericht bei Totenfesten war und später erst durch das Hafer- und schließlich Weizengericht ersetzt wurde.

Das Springen der Leute durch das Garbenstrohfeuer hat den Zweck, sich von den bösen Geistern zu befreien, die ja gerade am 24. Dezember besonders gefährlich sind, und im gleichen Sinne ist das Schreiten des Viehes über die Asche, die als Substitution des Strohfeuers zu betrachten ist, zu deuten.

Die weitere Verwendung des Garbenstrohes zu Strohbandern, die um die Obstbäume gebunden werden, gilt den Vegetationsgeistern oder den Ahnengeistern, die sich auf den Fruchtbäumen des Hausgartens aufhalten. Wir finden diesen Brauch auch in Niederösterreich. Nach P. Willibald Leeb („Deutsche Heimat“, II., 1906, S. 52) gehen bei Waidhofen a. d. Thaya am Heiligen Abend sämtliche Hausgenossen „Bamschatzen“ (= Bäume schützen, beschenken). Man legt nämlich einen Bund Kornstroh erst unter den Backtrog, geht hierauf damit kurz vor Anbruch der Nacht in den Hausgarten und umwindet jeden Baum mit einigen Halmen. Dann werden die Obstbäume im nächsten Jahre recht gut tragen. Der Backtrog, unter den man das zum „Bamschatzen“ bestimmte Stroh legt, sinnbildet nach Leeb (a. a. O., S. 53) die befruchtende Wolke, den Sonnenbrunnen. Doch glaube ich, daß dem Backtroge eine andere Deutung zu geben sei. Unter den Trog, in welchem jenes Weihnachtsbrot geknetet wird, dessen Anschnitt man den Hausgeistern opfert, aus dem auch die Hausfrau die teigbeschmierten Hände zieht, mit denen sie die Fruchtbäume umfaßt, wie Höfler (Weihnachtsgebäcke“, S. 27) dies berichtet, wird das Stroh gelegt, damit an demselben restliche Teigteile als Opfergaben für die Vegetationsgeister haften bleiben.

Die Weihnachtszeit gilt im allgemeinen als Loszeit, und Tiere bekommen in der heiligen Nacht die Sprache. Gleiche Weissagungen der Ochsen berichtet Prof. Dr. Sepp („Die Religion der alten Deutschen“, S. 44) aus Deutschland, Böhmen und aus der Schweiz.

Die mitgeteilten rumänischen Bräuche zur Weihnachtszeit weisen nicht auf das christliche Fest hin, sondern auf ein Totenfest und wir finden dies bei Höfler (a. a. O., S. 6) bestätigt. Dasselbst heißt es: „Daß dieses (weihnächtliche) Neujahrsfest in der Zeit der dunkelsten Jahresnächte mit einem Totenkult verbunden war, ergibt sich nicht nur aus den später zu berichtenden Volksbräuchen, sondern auch aus der von Schrader „Reallexikon“, S. 980, aufgestellten Tatsache, daß ein solches Totenfest in weitgehender Übereinstimmung bei fast allen indogermanischen Völkern während der winterlichen Hälfte des Jahres sich nachweisen läßt.

Kleine Beiträge zur österreichischen Volkskunde.

Von Prof. Joh. Košťál, Görz.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß viele Pflanzen, Tiere, Geräte, landwirtschaftliche und andere Begriffe von verschiedenen Völkern unter abweichenden Gesichtswinkeln betrachtet, aufgefaßt und danach verschieden benannt werden. Es kommt vielfach vor, daß ein romanisches Volk einen Begriff auf Grund der nämlichen Anschauungsweise wie ein germanisches Volk benennt, während die Ausdrücke für denselben Begriff in verwandten romanischen Sprachen auf einem anderen Gesichtspunkte beruhen, der sich vielleicht bei Völkern anderer Stämme wieder findet, zum Beispiel bei Slawen, Griechen oder finnisch-ugrischen Nationen. Da derartige Abweichungen in der Auffassung und Benennung von Begriffen für die Volkskunde oft sehr wichtig sind, so gebe ich hier fünf Beispiele, und zwar zwei Tiere, ein Hausgerät und zwei landwirtschaftliche Begriffe an (Bachstelze, Fledermaus, Löffel, Grummet, Dünger).

I. Die Bachstelze.

1. Diesen Vogel nennen viele Völker „Hirtin“, auch genauer „Rinder-, Pferdehirtin“ etc.; die Serbokroaten *govedarka* „Rinderhirtin“, die Tschechen *konipásek* „Rohhirt“, die Slowenen *pastarica* „Hirtin“, die Friauler *paſtoréle* „Schäferin“, eine Abart davon (die graue Bachstelze) *armentarése*, auch *boarine*, beides „Kuhhirtin“ (daneben mag noch französisch *bergeronnette* und spanisch *pastorcilla*, beides „kleine Schäferin“, erwähnt werden). Auf Weideplätzen findet sie die gewünschten Insekten, und da sie sich deshalb meist in der Nähe des weidenden Viehes aufhält, wird sie hier und dort als Hirtin aufgefaßt.

2. Weil dieses Vöglein seine Nahrung, die Kerbtiere, hinter dem Pflug beim Behauen des Ackers zu suchen liebt, so heißt es deutsch „Ackermännchen“ oder „Bauvogel“ (von bauen = Feld bestellen, pflügen), schwedisch *plog-ärta* und *sädes-ärta* „Pflug“, beziehungsweise „Saatvöglein“, auch französisch *semeur* „Säemann“.

3. Auffallend weit verbreitet ist die Benennung „Schwanzschüttlerin“ oder „Das Schweifchen lebhaft bewegender Vogel“; diese Bedeutung hat das friaulische *šcase-kóde*, italienisch *codi-trémola*, *trema-coda*, *cutretta* (aus *cauda trepida*), rumänisch *codabátură*, ruthenisch (kleinrussisch) *trjasychvist*, *dryžyfst*, slowenisch *tresoréčka*, bulgarisch *streči-opáška* (hiesu außerhalb unserer Monarchie bei verwandten Nationen: niederländisch *wipstaart* „Der Schwanzwipper“, *Kwikstaartje* „Lebhaftschweifchen“, dänisch *vipstjert*, schwedisch *qvickstjert*, englisch *wag-tail* „Wakelschwanz“, plattdeutsch *wépstárt*, *wipstertken* und ähnlich, osmanli-türkisch *salan-qıruc* „Schüttele den Schwanz“, griechisch *σεισόβρα*, *Κίλλουρος*, französisch *batte-queue*, hoch-queue, *hausse-queue*, *branle-queue*). Das deutsche Wort Bachstelze wird von einigen für eine volksetymologische Entstellung aus Wacksterz „Schwanzwackler“ — mit Anlehnung an „Stelze“ = Bein und „Bach“ — gehalten; andere lehnen dies ab, indem sie sich auf diejenigen Namen dieses Tierchens berufen, die zweifellos mit „Bach“ oder „Wasser“ zusammengesetzt sind (althochdeutsch, spanisch und serbokroatisch).

4. Der Schritt vom Schwanz des Vogels zum Steiß (Bürzel) ist ein kleiner; deshalb heißt die Bachstelze hie und da „Steißwacklerin“, „die mit dem zitternden Bürzel“; so griechisch *σεισοπυγίς*, böhmisch *třaso-řítka*, serbokroatisch *treso-guzka*, russisch *trjasoguzka*, ruthenisch *triasy-dupa*, *trjasohúška*; auch beim lateinischen *motacilla* dachte man bereits an *motare culum*, was aber abzulehnen ist. Welsch (welsch, kymerisch) *tin-sigl* = „Den Steiß bewegend“.

5. Die Magyaren sagen allgemein *billegény* „Die Wackelnde“, wobei sie an den Gang der Bachstelze denken. Damit deckt sich das lateinische *motacilla* (Diminutivum von *motax*).

6. Die Bachstelze sucht ihr Futter gerne am Wasser, namentlich an Bächen, daher der deutsche Name *Wasserstelze*, bereits althochdeutsch *wazzarstélza*, dann serbokroatisch *potočujáča* „Bachvogel“ und spanisch *anda-río* „Bachwandlerin“; vielleicht gehört hieher auch der Ausdruck *Bachstelze* (siehe unter Punkt 3).

7. Der tänzelnde Gang hat der Bachstelze bei den Italienern die Benennung *ballerina* „Tänzerin“ (in Graubünden *balerinje*) eingetragen.

8. Bezüglich der slawischen Bezeichnungen: böhmisch, serbokroatisch, slowenisch, russisch *pliska*, polnisch *pliszka*, kleinrussisch (ruthenisch) *plyskva*, *blýska* kann man mit Miklosich annehmen, ihre Bedeutung sei „Die Blinkende“; die Bachstelze ist ja auf der Unterseite glänzendweiß. Vielleicht beruht auf der weißen Farbe auch der französische Name *lavandière* „Wäscherin“ (bretonisch *kanerezig an dour*); doch kann man dabei ebenso gut an das Verweilen des Vogels an Bächen denken, das auch für Wäscherinnen charakteristisch ist.

9. Die Spanier bezeichnen die Bachstelze als „Schneewetterin“, *aguza-nieve*, weil sie zur Zeit des ersten Schnees in die Pyrenäen kommt.

II. Die Fledermaus.

1. Als „blinde Maus“ wird dieses Tier von Serbokroaten, Spaniern, Portugiesen, Bretonen und einem Teil der Slowenen aufgefaßt (spanisch *mur-cieg(al)o*, portugiesisch *mor-cego*, serbokroatisch *slijepi miš*, slowenisch in Unterkrain *slepi miš*, bretonisch *ligóden* zall).

2. Die Polen (*myszak*) und Görzer Slowenen (*miškút*) bezeichnen die Fledermaus als „mausähnliches Tier“.

3. Mit dem tschechischen Ausdruck *holý pták* „kahler Vogel“, der keiner Erklärung bedarf, deckt sich so ziemlich das französische *chauve-souris* „kable Maus“.

4. Nur bei zwei Völkern, die jedoch einander nicht benachbart sind, finden wir die Bezeichnung „halb Maus — halb Vogel“; die Fledermaus heißt nämlich bei einem großen Teil der Slowenen *pol tiča — pol miša* und so auch graubündnerisch *miets miur — miets uči*. Diese Uebereinstimmung ist angesichts der Entfernung zwischen Krain und Graubünden gewiß auffallend.

5. Außer den Bulgaren weiß ich kein Volk, das die Fledermaus als „Die sich Anklebende“ benennt (bulgarisch *prilep*).

6. Der Begriff „A b e n d“ liegt im italienischen pipistrello, auch vipistrello, einer durch Metathese entstandenen Entstellung des lateinischen vespertilio „Abendfalter“ sowie auch im dänischen aftenbakke, slowenischen (po)mračnik, mračnjak, mrkulj ist wörtlich „D ä m m e r u n g s t i e r“.

7. Als „n ä c h t l i c h e s T i e r, N a c h t v o g e l“ wird die Fledermaus im Friaulischen (fotul), Italienischen (nottola) und Osmanischen (gegequş) bezeichnet. Die Ruthenen sagen ničvyd „Nachtseher“, alle Slawen netopyr (mit kleinen lautlichen Nuancen) „Nachtflieger“.

8. Weit verbreitet ist die Bezeichnung „flatternde, fliegende oder geflügelte Maus“; deutsch Fledermaus vom althochdeutschen fledarōn = flattern, ungarisch szárnyas egér, russisch letučaja myš, englisch flittermouse, holländisch vleermuis provenzalisch soritz pennada „gefederte Maus oder rata p. „gef. Ratte“.

9. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß die Fledermaus im Schwedischen (läderlapp), Litauischen (šikšno-sparnis) und Bretonischen (askel-grochen) als „Lederfleck“, „Lederflügel“ benannt wird, weil ihre Flughaut lederartig aussieht.

III. Der Löffel.

1. Die Westromanen nennen den Löffel zum großen Teil „muschelartiges Gerät“: italienisch cucchiajo, im Triestiner und istriatischen Dialekt kučár, französisch cuiller, spanisch cuchara u. s. w. — alles aus dem lateinischen coclear und dieses wieder von coclea = Muschel, Schnecke.

2. Die Slawen und Albanesen (Arnauten) haben für den Löffel ein Wort von der Wurzel lüg, die in diesen Sprachen „schlucken, verschlingen, schlürfen“ bedeutet und der germanischen Wurzel sluk (schlucken) sowie der keltischen (sluk) und altgriechisch (λυγ) getreu entspricht. So sprechen die Böhmen lžice, die Ruthenen loška, die Polen lżyka, die Serbokroaten ožica, die Slowenen žlica (mit Metathese), die Bulgaren ležica, die Albanesen toskischen Stammes ljughe, die Ghegen lughu u. s. w. Auch das deutsche „Löffel“ (historisch richtiger wäre Leffel) kommt von einem ähnlichen Begriff, nämlich vom althochdeutschen laffan = lecken, schlürfen, also „Gerät zum Schlürfen der Suppe“ und dergleichen; so auch holländisch lepel. Das rumänische lingură aus dem lateinischen lingula läßt sich mit „Leckwerkzeug“ übersetzen (vom lateinischen lingere = lecken).

3. Das friaulische šedón wurde (gleich ähnlichen Formen in westlichen rätoromanischen Gebieten, so oberhalbsteinsch ždon, obwaldisch tsadün, oberengadinisch ždum, grödenisch šedón) für eine Ableitung von althochdeutsch scit, friesisch skid „Scheid“ gehalten (noch heute heißt der Löffel schwedisch sked, dänisch ske); doch das ist bereits aufgegeben worden. Eher geht das rätoromanische Wort auf das lateinische exedo(nem) „Ausesser, Auslöffler“, das heißt „Gerät zum Ausessen“, zurück.

4. Als „Span“ wird der Löffel von den Engländern (spoon) aufgefaßt (man denke an einen wenig ausgehöhlten Holzlöffel!); so auch altnordisch spánn „Löffel“ und „Holzspan“.

IV. Der Dünger.

1. Einige Nationen nennen ihn „Anfuhr, das Anzufahrende“: die Polen nawóz, die Serbokroaten gleich den Russen nawoz.

2. Als „Faulendes“ oder „Gefaultes“ erscheint der Mist aufgefaßt im ruthenischen húj, polnischen kuój, serbokroatischen und slowenischen gnoj, tschechischen hnúj. Bloße Lehnwörter aus dem Slawischen sind ungarisch ganaj und rumänisch gunóiu.

3. Mehrere Völker bezeichnen den Dünger als „Verbesserungsmittel, Mittel zum Schöner- oder Bessermachen“: italienisch concime und concio (welches in letzter Linie auf das lateinische comptus „verschönert, hergerichtet, geschmückt“ zurückzuführen ist), spanisch abono, russisch udobrenije.

4. Schwierigkeiten macht der deutsche Ausdruck Dung, Dünger; einige meinen, die Grundbedeutung sei „Grube“ und daraus habe sich über „Mistgrube“ die jetzige Bedeutung „Viehmist“ entwickelt; andere können sich mit dem Gedanken, der Dünger habe nach der Grube seinen Namen erhalten, nicht befreunden — und tatsächlich wäre etwas Derartiges befremdend.

5. Die meisten Sprachen bezeichnen den Dünger mit einem Ausdruck, der „etwas Fettes, Fettmachendes“ bedeutet. Hieher gehört friaulisch *ledán*, italienisch *letame*; beide sind aus dem lateinischen *laetamen* von *laetare* „fett machen, befruchten“ (*laetus* „fett“ und „üppig“) entstanden. Ferner italienisch *ingrasso*, *grassime*, *grassume*, französisch *engrais*, oberengadinisch *graša*, serbokroatisch *tustilo*, *potust*, dänisch *gjødning* „Mästung“, schwedisch *gödsel*, wörtlich „Mästungsmittel“ und andere.

6. Die Ausdrücke: deutsch *Mist*, holländisch *mest*; spanisch *estiercolo* bedeuten eigentlich „Viehkot“.

7. Als „Mittel zum Bebauen (des Feldes)“ wird der Dünger im Rätoromanischen in Tirol (*koltúra*), in Graubünden (*kultém*) und im Oberengadin (*biac*) benannt.

V. Das Grummet.

1. Sehr verbreitet ist die Bezeichnung „zweites, Nach- oder Afterheu, beziehungsweise Nachmahd“: friaulisch *šeónt fen*, deutsch *Afterheu*, *Nachgras*, plattdeutsch *nómat* „Nachmahd“,¹⁾ französisch *refoin* und dergleichen.

2. Vereinzelt steht die deutsche Benennung *Grummet*, *Grumt* = „grüne Mahd“.

3. Der Begriff „Futter, Weide“ steckt im italienischen *guame* (aus althochdeutsch *weida*, woraus auch französisch *re-gain*), polnischen *potraw* und holländischen *etgroen* „Futtergrün“.

4. Die Italiener benennen das Grummet auch nach der Jahreszeit: *agostano*, *settembrino*, „August-, Septemberheu“.

5. Böhmisches *mlád*, ungarisch *sarjú* und spanisch *retoño* heißen eigentlich „Nachwuchs, Sprößling“ (nämlich des ersten Heues).

6. Den Rätoromanen und Slawen gemeinsam ist der Ausdruck „das recht fette Ding, das ziemlich fette Heu“. Alle Slawen gebrauchen nämlich das Wort *otava*, von *tyti* „fett sein“ mit der Vorsilbe *o*, die ein Werden (Eintritt eines Zustandes) und auch einen „ziemlich“ hohen Grad einer Eigenschaft bedeutet; die Friauler sagen *altjúl* (Nebenformen *ant-*, *art-*), die Engadiner *adjör*, die tirolerischen Ladinier *diguéi*, *artigoe* und ähnlich; alles aus dem lateinischen *altiolme* (dem Diminutiv von *altile* „etwas Fettes, Gemästetes“), welches Wort sich in seiner Bedeutung mit dem erwähnten gemeinslawischen Ausdruck vollkommen deckt. Der relative Reichtum des Grummets an Proteinstoffen rechtfertigt die genannten Bezeichnungen vollauf.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Professor Dr. Richard Andree †.

Unser Ehrenmitglied Prof. Dr. R. Andree, der Altmeister der deutschen Ethnographie und Volkskunde, ist Ende Februar d. J. während einer Fahrt von München nach Nürnberg einer plötzlichen Herzlähmung im hohen Alter von 77 Jahren erlegen. Geistesfrisch und körperlich ungebeugt ist der verehrte Gelehrte, dessen letzte wissenschaftliche Arbeit „Menschenschädel als Trinkgefäße“ soeben erst im 1. Heft des Jahrganges 1912 der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde“ in Berlin erschienen ist, dahingegangen. Bis zuletzt hat er mit regstem und unermüdetem Interesse die wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiete der allgemeinen Völkerkunde und im besonderen auch der europäischen Volkskunde, die er beide durch die Arbeit seines reichen Lebens so sehr gefördert hat, aufmunternd und kritisch verfolgt und noch auf der letzten gemeinsamen Tagung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zu Heilbronn im August 1911 konnte man den Unermüdeten in regster Teilnahme an den langwierigen und anstrengenden Verhandlungen beobachten.

Von seinen Arbeiten auf dem Gebiete der allgemeinen Völkerkunde braucht nur seines zweibändigen Werkes: „Ethnographische Parallelen und Vergleiche“ gedacht zu werden, um den großen Einfluß festzustellen, den die von ihm gepflegte Arbeitsweise

¹⁾ Im Deutschen gilt dieses Wort mehr für die dritte Fechsung.

in der Völkerkunde bis auf den heutigen Tag auch auf volkskundlichem Gebiet ausübt. Noch seine letzte obengenannte Arbeit zeigt seine umsichtige Art, ein Problem mit größtmöglicher Vollständigkeit in seinen verschiedenen Formen über die ganze Erde hin zu verfolgen, innerhalb des gesamten Verbreitungsgebietes die sicheren und wahrscheinlichen kulturhistorischen Zusammenhänge festzustellen, im übrigen aber hauptsächlich die allgemeinen psychologischen und menschlichen Wurzeln der ethnologischen Phänomene bloßzulegen. Es ist kein Zweifel, daß die strengere und genauere Untersuchung der ethnologischen Parallelen, zu denen Richard Andree selbst im Verlaufe seiner wissenschaftlichen Tätigkeit überging, noch in mancher Beziehung methodische Fortschritte zuläßt und daß die Theorie der Parallelen, zu der er ein so umfassendes



Fig. 9. Prof. Dr. Richard Andree (1891).

Material in beispiellosem Fleiße und auf Grund einer außerordentlichen Belesenheit beigebracht hat, erst im Ausbauen begriffen ist. Die Völker- und Volkskunde wird aber dem Forscher für diese erste umfassende Materialordnung immer zu größtem Danke verpflichtet sein. Von seiner eigentlich volkskundlichen Tätigkeit seien nur die beiden Hauptwerke genannt, seine prächtige „Braunschweiger Volkskunde“ und das bekannte Buch „Votive und Weihgaben“, über welches in dieser Zeitschrift bei seinem Erscheinen ausführlich berichtet worden ist. (Band X, S. 225 ff.) Ein warmer Freund unserer Bestrebungen, hat der verewigte Gelehrte in Begleitung seiner Gemahlin, gebornen Eysn, unser Museum zu wiederholten Malen mit hohem Interesse besichtigt und an unserer Zeitschrift mitgearbeitet. Mit der ganzen Gemeinde der europäischen Volksforscher betrauern wir auf das tiefste seinen Heimgang und bewahren ihm das ehrenreichste Andenken.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Eröffnung des niederösterreichischen Landesmuseums. Am 18. Dezember v. J. wurde dies jüngste österreichische Landesmuseum in feierlicher Weise eröffnet. Man würde das hier aufgebaute wissenschaftliche Bild von Niederösterreichs Natur, Geschichte und Kultur nicht richtig beurteilen, wenn man sich nicht nachdrücklich immer wieder daran erinnerte, wie dies auch der zugleich mit der Eröffnung ausgegebene „Führer“ besonders betont, daß wir ein angefangenes, kein fertiges Werk vor uns haben. Am meisten ausgebaut ist, dank der Gunst besonderer Umstände, unter den kulturgeschichtlichen Abteilungen des Museums die volkskundliche Sammlung, welche sich der besonderen Fürsorge des Herrn Direktors Alfred Ritter v. Walcher zu erfreuen hatte.

Dank seines regen Eifers ist diese Abteilung schon sehr gut ausgebaut, worüber auch die kleine Abhandlung aus der Feder dieses Forschers über volkskundliche Keramik und die bäuerlichen Arbeiten in Holz und unedlem Metall in Niederösterreich belehrt. Einige hervorragende Objekte seien im besonderen angeführt. Ein besonderes Kapitalstück ist der Riesenkrug mit den plastischen Figuren der heiligen Familie, der Bezeichnung LCP und der Datierung 1778. „Wir haben hier vermutlich eines jener Meisterwerke vor uns, mit welchen der angehende Meister eine Probe seiner Geschicklichkeit im Bewältigen des Materials und den Nachweis künstlerischer Fähigkeiten erbringen wollte.“ Der Krug stammt aus Hausleiten bei Stockerau, wo er nach mündlichen Überlieferungen von Peter Drehan gefertigt wurde. Auch auf eine Reihe mittelalterlicher Gefäße sei aufmerksam gemacht, darunter Trinkbecher aus Graphitton, Vorratskrügel mit seitlichem Ausgußschnabel, Urnentöpfe, frühe Schüsselkacheln, darunter solche mit Darstellung eines Fabeltieres (16. Jahrhundert), während ein sehr bemerkenswertes Gefäßfragment, von dem nur der Rumpf eines Reiters mit Maschenpanzerhemd vorhanden ist, aus dem 13. Jahrhundert stammt. Weiters seien die eisernen Votivtiere von Schwarzensee hervorgehoben, eine Kollektion von bäuerlichen Beleuchtungsgeräten, ein Läutbrett aus der Ötschergegend (um das Gesinde zum Mittagmahl vom Feld zu rufen), verschiedene wertvolle Zunfttruhnen und Zunftzeichen, darunter ein sehr hübscher Hafnerschild von Fahrafeld. Die ehemaligen Volksrachten Niederösterreichs, namentlich die der Frauen, sind aus verschiedenen Gegenden zusammengebracht, aus dem Flachlandgebiet, dem Waldviertel, der Schneeberggegend und der Ötschergegend sind hübsche Repräsentanten durch Dr. Eugen Frischauf in Eggenburg beigelegt. Nicht vergessen darf der hübschen niederösterreichischen Bauernstube werden, deren schön bemaltes Mobiliar aus St. Peter in der Au, um 1780 hergestellt, stammt. In einem bemalten Bauernkasten und zwei Fenstervitrinen ist der interessante Poysdorfer Fund (eine Leihgabe des Herrn Josef Salzer) zur Ausstellung gebracht, aus Kleidungsstücken, Haus- und Leibwäsche, Zinneschirr etc. der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bestehend, welche wahrscheinlich, zur Zeit der Türkengefahr von ihren Besitzern eingemauert, erst zu Beginn der Neunzigerjahre des verflossenen Jahrhunderts wieder zum Vorschein gekommen sind, ähnlich dem berühmten Schwanenstädter Fund im Linzer Museum. Das volkskundliche Bild Niederösterreichs wird durch diese Sonderexposition historisch in sehr belangreicher Art vertieft.

Verschiedene wissenschaftliche Vereine, darunter auch unsere Gesellschaft, haben einträchtig zusammengewirkt, um das niederösterreichische Landesmuseum ins Leben zu rufen. Die Seele des Unternehmens, Landesarchivar Dr. Max V a n c s a, hat viel Sorge und Mühe damit gehabt und wird noch weiter viel Geduld und Arbeit aufzuwenden haben, um das begonnene Werk weiter auszubauen. Möge demselben der Erfolg nie fehlen und die Öffentlichkeit das Museum auch durch fleißigen Besuch gehörig unterstützen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Das Museum für tirolische Volkskunst und Gewerbe in Innsbruck.

Vor etwa zehn Jahren hatte der Professor der Gewerbeschule, Josef T a p p e r, begonnen, Gegenstände tirolischer Volkskunst zu sammeln. Als er am 6. November 1906 zu früh dahinschied, war eine kleine Kollektion von Bauernmöbeln, Holzschnitzereien, Majoliken, Hausgeräten etc. vorhanden. Kaiserlicher Rat Dr. K o f l e r setzte die Sammeltätigkeit seines Freundes mit Unterstützung der Handels- und Gewerbekammer in großartigem Maßstabe fort und brachte in wenigen Jahren eine über 13.000 Nummern umfassende Sammlung von Gegenständen der Volkskunst und des Kunstgewerbes zusammen. Aber diese reichen Bestände waren in dunklen Magazinen und Kellern aufgestapelt und so der Betrachtung und Benützung entzogen. Um diesem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen, beschloß das Museumskuratorium im Frühjahr 1911 die zerstreuten Objekte in einem Gebäude provisorisch aufstellen zu lassen und mietete zu diesem Zweck eine aufgelassene Schafwollfabrik. Mit der Aufstellung und Katalogisierung wurde der Unterzeichnete betraut. Ende Oktober 1911 war die Aufstellung beendet. Das Fabriksgebäude bot folgende Räumlichkeiten mit einem Bodenbelag von ungefähr 1800 Quadratmeter: Drei große Spinnsäle im Parterre und ersten Stock, je einen Saal im ersten und zweiten Geschoß, weiters fünf kleinere Räume und das Stiegenhaus. Die drei großen Säle wurden

zur Aufstellung der Möbel verwendet, der große Raum im Dachgeschoß eignete sich durch seine Helligkeit für die Aufstellung der kleineren Objekte: Keramik, Textilien, Metallsachen. Das Schmiedeeisen erhielt einen eigenen Raum im Erdgeschoß; ebenso die Uhren ein Zimmer im zweiten Stock. Für die Volkskunde waren die zwei Parterreräume mit ihren schlichten Balkendecken wie geschaffen. Die große Sammlung von Holzsulpturen von der romanischen Zeit bis zum Rokoko wurden in einem Saale möglichst nach der Zeitfolge aufgestellt. Das Stiegenhaus wurde mit Porträts, Waffen und Jagdtrophäen ausgeschmückt. Die großen Stücke, wie Tafelungen, Steine, Glocken und die verpackten Öfen mußten magaziniert werden. Im Keller wurde eine kleine Werkstätte für die notwendigsten Reparaturen eingerichtet.

Bei der Aufstellung wurde vor allem angestrebt, daß jeder Gegenstand gut sichtbar und für den Benützer leicht zugänglich sei. Die Anordnung konnte schon deshalb nur eine systematische sein, weil es sich darum handelte, eine Übersicht über die aufgesammelten Bestände zu gewinnen und etwaige Lücken rechtzeitig auszufüllen.

Es sei mir erlaubt, auf die einzelnen Gruppen etwas näher einzugehen. Die umfangreichste Gruppe ist die der Möbel. Es mag von dem Reichtum dieser Abteilung eine Vorstellung geben, wenn ich erwähne, daß das Museum zirka 150 Kästen, 70 Bettladen, 40 Tische und 250 Sessel besitzt; dabei sind die Herrenmöbel nicht gerechnet. Fast jedes Tal Deutschtirols ist mit typischen Möbelformen vertreten. Gothische Nachklänge zeigen noch die Giebelkästen (Ganter) des Pustertales und die Ötztaler Truben. Nonsberg bevorzugt Renaissancemotive, Oberinntal derbes Barock, während im Unterinntal die gemalten Rokokomöbel vorwiegen. Form und Dekoration sind von Tal zu Tal oft sehr verschieden. Im Paznaun sind zum Beispiel die Wandkästchen mit gewundenen oder geschuppten Eckpilastern und geschnitzten Füllungen zu Hause. Pustertal bevorzugt bei diesen das Gitterwerk.

Die Zillertaler Möbel sind bunt bemalt; neben der typischen Blumenvase sind religiöse und Genredarstellungen, zum Beispiel die vier Jahreszeiten, verwendet worden. Auch zeitgeschichtliche Bilder, wie der Auszug der Zillertaler zur Huldigung im Jahr 1838, finden sich auf Kästen und Betten. Ganz wesentlich verschieden ist das Mobiliar des benachbarten Alpachtales; während die Zillertaler hellblauen, grünen oder roten Grund lieben, setzt der Alpacher seine Ornamente direkt auf den braunen Holzgrund.

Der Oberinntaler ist Plastiker. In endlosen Variationen kehrt auf Türen, Truhen und Kästchen neben dem Schuppenpilaster die Blattrosette wieder. Die Bemalung tritt zurück, doch werden die geschnitzten Teile blaugrün, gelb und rot gefärbt. Die Stühle nehmen eine Sonderstellung ein; auch hier lassen sich eigenartige Typen feststellen; es sei nur auf die Ötztaler Sessel mit spitzovaler, ausgeschnittener Rücklehne und die hochlehnligen Nonsberger Stühle hingewiesen, welche die italienische Renaissanceform des 16. Jahrhundertses getreu bewahrt haben.

Sind die Möbel zum größten Teil Erzeugnisse bäuerlicher Handwerker, so gehören die bemalten Spanschachteln und die Strohmosaikkästchen, von denen das Museum ganze Serien besitzt, in das Gebiet der Hausindustrie. Die primäre Volkskunst ist durch eine große Menge von Blockkästchen mit Kerbschnittschmuck vertreten. Die angebrachten Datierungen verweisen diese Erzeugnisse der Hirtenkunst in die Zeit seit dem 17. Jahrhundert. Eine genauere Datierung lassen aber unbezeichnete Stücke nicht zu, denn dieselben Ziermotive, Wirbel- und Sternrosetten kehren zum Beispiel auf zwei mit den Jahreszahlen 1633 und 1805 versehenen Trüherln wieder. Nicht selten sind Sprüche wie das variierte, alte Buchdeckelverslein: „Die Druch Ist Mir: Lip. Der Mir Si Stild Ist A Dip Der Mir Si Geith Ist So Guth. Als Ander Leid“.

Dieselbe Freude an reicher Zier zeigen die Wirtschaftsgeräte aus Holz, die Glockenhögen, Ochsenjoche, Schafkampen, Sensenscheiden und Kumpfe, von denen im Museum reiche Proben aus dem Eisack- und Fleimstal, aus Fassa und dem Nonsberg aufgestellt sind. Dasselbe gilt von den Utensilien der Küche und der Milchwirtschaft, den Mohnstampfen, Butter- und Käsemodeln, Salzfasseln und den im Charakter der Möbel bemalten Schaffeln aus Alpach und Zillertal. Von Textilgeräten seien besonders die schön bemalten Spinnrockenständer und die Strumpfkratzer aus Sarntal erwähnt.

Es würde zu weit führen, den mannigfaltigen Inhalt der großen volkskundlichen Halle aufzuzählen. Nur im Vorübergehen sei ein Blick auf den Tisch mit den Beleuchtungsgeräten aus Holz, Eisen und Bronze, auf die hübsche Kollektion von Musikinstrumenten, die grotesken Holzmasken der Nikolaus-Spiele (Defreggen) und Neujahrsumzüge (Enneberg), endlich auf die Enneberger Schlitten, die an den Balken aufgehängten Kuhschellen mit bunt gestickten Bändern, die Kummete mit Ziergehängen und das übrige Pferdegeschirr geworfen.

Ein Nebenraum birgt die Bauernkultsachen: die reichgekleideten Marienfiguren aus Unterinntal, die leider ungenügend vertretenen Motivtafeln, die primitiven eisernen Votivtiere, die Hinterglasmalereien und naiven Holzfiguren der beliebten Volksheiligen Martin, Florian, Georg. Aus Raummangel mußte hier auch der Volksschmuck Platz finden. Die Filigranadeln und Fürtuchhalter aus Velthurns, die Altsterzinger Kämmen, Schnupftabakdosen und Bestecke, die geschnitzten Pfeifenköpfe sowie die mit Zinn- und Messingstiften oder Federkielstickereien geschmackvoll verzierten Bauchgurten und Frauengürtel aus dem Pustertal. Hier wurde auch die Schubsammlung untergebracht, die manches originelle Stück aufweist, während die Kostüme in Truhen verpackt ihrer Auferstehung im Museumsneubau harren.

Volkskunsterzeugnisse sind auch viele Objekte des Raumes für Schmiedeeisen, vor allem die Grabkreuze, von denen das schönste aus Ried im Oberinntal stammt, die geflochtenen oder ausgeschnittenen Pfannknechte, die Fensterkörbe, die Türbänder und Türklopfer mit ihren mannigfachen Zierweisen.

Weniger zahlreich sind volkstümliche Objekte in der Kupfer- und Zinnsammlung. Zwar ist die Zinnsammlung eine der größten existierenden, aber es ist vorzüglich Importware oder in Deutschland von Professor Edg. Meyer gekaufte Gegenstände. Daß man aber für Zinnsachen ohne Marke nicht zu voreilig fremde Herkunft annehmen darf, lehren die Gipsmodelle einer Imster Gießwerkstätte, die man nach der Eleganz der Formen nach Frankfurt versetzen würde. Natürlich fehlt es nicht an Gebrauchsgeschirr einheimischer Giesßer, wie der Appeller in Innsbruck. Auch von den 150 verschiedenen Weihbrunnkrügelchen mögen viele tirolischer Herkunft sein.

Die Kollektion von Geräten aus Kupfer, Bronze und Messing ist nicht hervorragend, doch sind Glocken und Mörser in den deutschen und italienischen Typen ausreichend vertreten, während die Model meist nachlässig getriebene Nonsberger Erzeugnisse sind. Von der Mannigfaltigkeit der Gefäßformen — Eimer, Kessel, Töpfe, Kohlenpfannen etc — erhält man immerhin eine gute Vorstellung.

Umfangreich ist die Abteilung für Keramik und Glas. Die tirolische Volkskeramik ist zu wenig erforscht, als daß man bei jedem Objekt die Provenienz nachzuweisen vermöchte, doch sind die Ampezzaner Teller mit weißen Tupfen auf violetterem Grund, die Brunnecker Schüsseln mit tiefbrauner Glasur und gelber Dekoration, die grünen oder gelben Weinkrüge der Bozner Gegend immerhin kenntlich.

Wie viel von den Welschtiroler Gefäßen Nachahmung italienischer Ware oder Import aus Oberitalien sind, wird schwer auszumachen sein; auch die übrigen Alpenländer, besonders Salzburg und das Salzkammergut sowie die Sudetenländer sind durch charakteristische Proben gut vertreten. Unter den Glassachen seien die emailgemalten Schnapsfläschchen mit volkstümlichen Darstellungen und Sprüchen und die angeblich in Kramsach hergestellten Schnapshunde erwähnt. Über die Erzeugnisse der Kachelkunst, die vorzüglich in Nordtirol, in Brixen und am Nonsberg betrieben wurde, wird man erst einen Überblick gewinnen, wenn die Öfen im Neubau aufgestellt sind.

Auch in der Textiliensammlung herrscht das volkstümliche Erzeugnis vor. Neben den so beliebten Tisch- und Bettüchern aus Hausleinen mit eingewebten Tiermotiven finden wir die buntgemusterten Wirkteppiche von St. Sigmund im Pustertal und die zweifarbigen Decken mit Doppeladlern aus Val di Sol. Für den Hausfleiß der Tiroler Frauen legen die Klöppelspitzen aus dem Ahrn-, Grödner- und Fleimstal sowie die Flachstickereien mit roter Seide aus allen Landesteilen ein gutes Zeugnis ab. Die volkstümlichen Perlarbeiten der Biedermeierzeit sind in großer Anzahl vorhanden. Interessant ist die reiche Kollektion von Zeugdruckmodellen der Tauferer und Imster Fabrikation in Holzschnitt oder mit eingeschlagenen Stiften.

Eine eingehende Beschäftigung verdienen auch die eisernen und hölzernen Bauernuhren mit ausgeschnittenen, bemalten Zifferblättern, die zahllosen Grödner Uhrständer und die buntgefärbten, geschnitzten Uhrschläuche, die einen wesentlichen Bestandteil der Stubeneinrichtung bilden.

Wenn alle diese Bestände in dem zukünftigen Neubau aufgestellt und die zahlreichen Tafelungen aus den Magazinen endlich ans Tageslicht gekommen sein werden, dann wird man ein Bild des bäuerlichen und kleinbürgerlichen Lebens vor dem Maschinenzeitalter gewinnen, wie wohl in keinem anderen Museum. Daß dieser Neubau in absehbarer Zeit erstehe, dazu ist berechtigte Hoffnung vorhanden. Bis dorthin ist wenigstens dafür Sorge getroffen, daß von den aufgesammelten Schätzen tirolischer Volkskunst nichts zugrunde gehe und daß diese vom Fachmann mit geringer Mühe studiert werden können.

Innsbruck.

Dr. K. v. Radinger.

Der Museumverein in Rožnau ist im Begriffe ein walachisches Museum einzurichten. Dasselbe soll nach dem Muster des tschechischen Dorfes auf der Prager ethnographischen Ausstellung aus dem Jahre 1895 als ein walachisches Dorf im Stadtpark gebildet werden. Das Dorf wird alles, was das Leben des mährischen Walachen-Stammes anbelangt, enthalten (Hauseinrichtungen, Keramiken, Stickerien, Bücher, Lieder, Märchen u. s. w.). Das Projekt wird nach dem Vorschlag des walachischen Künstlers (Malers) Boh. Jaroněk ausgeführt. Das Stadtverordnetenkollegium hat schon zu diesem Zwecke den Raum im Stadtpark bewilligt und dem Vereine das alte Rathaus (ein originelles Holzgebäude) für das Dorf geschenkt, so daß man hoffen kann, daß jetzt die Durchführung des Projekts nicht lange ausbleiben wird.

Ausstellung mährischer Kinderspielwaren. Die tschechische Sektion des mährischen Landesgewerberates veranstaltet im Monat April 1912 eine Ausstellung von volkstümlichen mährischen Kinderspielwaren (in der Zeit vom 31. März bis 28. April). Die Ausstellung soll in zwei Abteilungen einerseits die gewerblichen, andererseits die hausindustriellen Erzeugnisse vorführen. Wir werden über dieselbe berichten.

Eine Anregung.

Die älteste Volkskunde „aus dem Böhmerwalde“ schrieb der Friedrichsthaler Bauernsohn, der später so berühmte Schriftsteller Josef Rank. Die in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen, zuerst in den Wiener „Sonntagsblättern“ abgedruckten Schilderungen des Volkslebens seiner Heimat, des mittleren Böhmerwaldes, um Neumark, Hirschau und Neuern, erschienen vervollständigt und gesammelt bei der Firma „Einhorn“ (später Grunow) in Leipzig 1843, später 1851 bei Brockhaus. Eine orographische Schilderung des mittleren Böhmerwaldes bildet die Einleitung. Dann folgen die eigentlich volkskundlichen Aufsätze: Das Volk, Sitten und Gebräuche, Tanz, ein Wirtshausgefecht, die Verlobung, der nächtliche Besuch, eine Hochzeit, Brautsteuertransport, die Pfingstwallfahrt, das Pfingstwettrennen, eine lustige Burschennacht, ein Erntescherz, das Kirchweihfest, Hirtenbrauch u. s. w., jedes eine wahre, anmutige, in sich abgerundete Darstellung. Der Absatz: „Ein Winterabend“ enthält Erzählungen und Sagen. Rank, ein tüchtiger Musiker und kunstsinniger Mensch, gedachte mit besonderer Sorgfalt des Volksliedes und der Volksmusik; dem diesen gewidmeten Aufsätze fügte er zahlreiche Weisen bei. Von Interesse ist — besonders aktuell durch das vor einigen Jahren von der Prager Förderungsgesellschaft herausgegebene Buch Graßls über die deutschböhmisches Ansiedlungen im Banat — die erste der nun folgenden Erzählungen, die „die Auswanderung in das Banat 1827“ behandelt, welche größtenteils aus unserer Gegend erfolgte.

Gar viele Erscheinungen des Volkslebens, die Rank vor 80 Jahren noch so anschaulich schildern konnte, sind heute verblaßt, verschwunden. Vor allem die Tracht. Auch das Bauernhaus. Es ist jetzt vielfach untermauert und hat statt des flachen steinbeschwertes Daches eine hohe Giebelhaube aufgesetzt. Die Mundart zieht sich immer mehr in den engeren Kreis der Gemeinde und der Familie und in die Berge zurück, ihren alten Wortschatz, der am meisten mit dem Hochdeutschen divergiert, allmählich abstreifend.

Das Volkslied, das zu Ranks Zeit noch die Spinn- und Tanzstuben beherrschte, hat viel an seinem alten Bestande eingebüßt. Und so weiter.

So ist Ranks Buch für unsere Volkskunde ein wertvolles Dokument, in seiner edlen Form ein Kleinod der schönen Literatur überhaupt. Im Buchhandel vergriffen, wäre es wert, der Vergessenheit durch einen Neudruck entrissen und dem Volk von heute als Mahnung an die Vorfahren neu geschenkt zu werden.

Auf den 10. Juni 1916 fällt Josef Ranks hundertster Geburtstag. Die Neuherausgabe seines ersten, immer wertvollen Werkes wäre das schönste Denkmal, das diesem hervorragenden Deutschböhmen gesetzt werden könnte.

Josef Blau.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

1. Anton Dachler: Verschanzungen in Niederösterreich und den Nachbarländern. Mitteilungen des Altertumsvereines, Band 1911. Mit 11 Abbildungen.

Nachdem der als Hausforscher vielverdiente Verfasser im Jahre 1908, ebenfalls in den Mitteilungen des Wiener Altertumsvereines, die Dorf- und Kirchenbefestigungen in Niederösterreich in mustergiltiger Art kulturgeschichtlich dargestellt hat, wendet er sich in vorliegender Arbeit einem geschichtlich und volkskundlich nicht minder interessanten, aber ebenso von der Forschung vernachlässigten Gebiete zu. Es werden in der ungemein fleißigen Arbeit die Verschanzungen von Zugängen kleiner und größerer Landstriche gegen Einbrüche feindlicher Heeresteile oder Streifbänden (Hussiten, Türken, Schweden, Kuruzzen u. s. w.) in Niederösterreich und den benachbarten Ländern geschildert, die vorzüglich mit Benützung natürlicher Hindernisse (Wälder, Flüsse, Klammern und Talengen) hergestellt, doch nur in Zeiten der Gefahr besetzt wurden. Aus Holz, Stein oder Erde, je nach den Umständen hergestellt, wurden sie von den Bauern der Umgebung unter Anleitung einiger Berufssoldaten errichtet. Die Namen für solche Schanzen waren: Zaun, Gehege, Schranken, Blockhaus, Sternschanze, Bollwerk, Schutzgatter, Redouten, Tabor oder Täber, womit auch schon die verschiedenen Abarten derselben angedeutet erscheinen. Eine kleine Zahl vorzüglicher Abbildungen schmückt die inhaltreiche Abhandlung.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

2. Katalog výstavy Vyškovské keramiky 1911. (Katalog der Wischauer keramischen Ausstellung 1911.) Der Zweck der Ausstellung war im Grunde ein wissenschaftlicher. Es sollte sämtliche Keramik, die von einst bis heute in Wischau und Umgebung erzeugt wurde, einheitlich zusammengestellt werden; so allein war es möglich, sie zu übersehen, einzuteilen und ihre Entwicklung an den einzelnen Typen zu studieren, andererseits aber auch an dem so gewonnenen Charakterbilde die Bestimmung und Unterscheidung der Keramik anderer Orte zu ermöglichen.

Prof. Jos. Tvrđý in Wischau versah den Katalog mit einer historischen Einleitung. Die Majolikerzeugung wurde durch Tiroler Wiedertäufer in die Wischauer Gegend verpflanzt, welche da in einzelnen Orten ihre „Haushaben“ errichteten. Dies geschah im 16. Jahrhundert. Von den „Habanern“ oder „Taufern“, wie diese und nach ihnen auch die späteren Tonkünstler der Wischauer Gegend im Volksmunde heißen, übernahmen nach ihrer Verschmelzung mit dem bodenständigen Volke auch die Einheimischen die Erzeugung, die beiläufig um die Wende des 18. ins 19. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht hatte. An die Bringer dieser Industrie erinnern nur noch einige deutsche Familiennamen.

In dem letzten Wischauer Zechmeister der Töpferzunft Ignaz Richter erlebte unsere Hausindustrie eine würdige Nachblüte. Er erzeugte kunstvoll gezeichnete „gemalte Ware“. Heutzutage ist die Töpferei der Wischauer Gegend im Ableben.

Der Katalog enthält ferner ein sehr instruktives Verzeichnis der wichtigsten Gegenstände, die auf der Ausstellung vertreten waren, von denen besonders typische Sachen auf den beigegebenen 30 Kunstdrucktafeln veranschaulicht werden.

Josef Blau.

3. Dr. Č. Zíbrt: Staročeské Poručení patriarch dvanácti, synův Jakobových. Testamenta XII patriarcharum. (Die altböhmischen Testamente der zwölf Patriarchen, der Söhne Jakobs.) Casopis Českého Musea, 1912, J, 81 S.

Der Verfasser hat bereits zahlreiche Bücher aus der tschechischen Volkslektüre vergangener Jahrhunderte auf ihre literarische Herkunft und ihre kulturgeschichtlichen Unterlagen hin untersucht. Auch das Studium der Kulturströmungen, welche diese Erscheinungen auf den Boden der Heimat führten, und die Untersuchung, wie sich dieselben da zu ihrer selbständigen Eigenart entwickelten, gewann dem Verfasser großes Interesse ab.

Neben Markolfs Schelmenstücken sind die Testamente zu den ältesten Lesestoffen der alten Tschechen zu reihen. Die Kulturverhältnisse berühren darin am meisten die Ermahnungen der Patriarchen an ihre Söhne mit dem Spiegel der Tugenden und Laster, mit der Darstellung deren seligen und unseligen Folgen.

Josef Blau.

4. Das Bauernhaus in Kroatien. (Kroatische Bauformen.) Herausgegeben vom kroatischen Ingenieur- und Architektenverein in Zagreb (Agram). Text mit 33 Abbildungen. Hiezu ein Atlas mit 50 Foliotafeln. Verlag des kroatischen Ingenieur- und Architektenvereines und von Gerhard Kühnmann in Dresden, 1911.

Die zuerst erschienenen 50 Tafeln wurden in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ bereits X, S. 164, XII, S. 46 und XVI, S. 119 besprochen und es wurde dort bemerkt, daß das Werk im Verhältnis zu dem kleinen Land sowohl dem Inhalt als auch der Ausstattung nach gelungen ist. Besiedlungsart und Wohnhausform sind in Kroatien durch den Druck der türkischen Herrschaft und die Einflüsse der Militärverwaltung im schlechten und guten Sinn im größten Teil des Landes stark geändert worden, weshalb die Verhältnisse gegen andere südslawische Länder sehr verschieden und wenig ursprünglich sind, da sie meist dem 18. Jahrhundert angehören. Die Dörfer sind in den ebenen Teilen planmäßig angelegt, das Wohnhaus hat dort Stube und Küche, wenn auch in manchen Gegenden die Rauchstuben, besonders in den westlichen Gebirgsgegenden, kaum noch verschwunden sind.

Das Werk beruht auf sehr zahlreichen sorgfältigen Aufnahmen und Beobachtungen in vielen Teilen des Landes. Wenn von Seite der Volkskundeforscher ein weiteres Eingehen auf ältere Häuser mit ursprünglicher Einrichtung vermißt wird, so ist zu bedenken, daß der Hauptzweck des Vereines war, sich mehr mit dem kunstvollen Erzeugnis einer nahen Vergangenheit zu befassen, um schöne kroatische Bauformen für Neubauten festzulegen, so lange sie noch vorhanden sind. Die ausführenden Künstler waren übrigens, wenn auch anscheinend Bauern, doch wirklich ausgewählte und tüchtig geübte Handwerker. Es wäre interessant, über deren Verhältnisse etwas zu erfahren.

Im Textbande finden sich an vielen Stellen Ausblicke auf andere südslawische Länder. Wir erhalten hier eine Darstellung der Gehöfte, der Bauten und deren Ausführungsart. Die durch die Hausgemeinschaft nötigen Anlagen sind stets angeführt. Schließlich werden an der Hand der Pläne die Zierformen behandelt, welche besonders im östlichen Teil des Landes und südlich von Agram am Außern des Wohnhauses und auch des Speichers in Schnitzerei, Ausschneiden, Umschneiden und Bemalung in hohem Grade interessant sind. Stellenweise sind die Holzflächen fast vollständig damit bedeckt. Sie dürften zum größten Teil aus dem vorigen Jahrhundert etwa bis 1865 stammen und verschwinden nun rasch. Interessant ist das Vorkommen der Roßköpfe an der Kreuzung der Giebelleisten.

Die Mitarbeiter sind im Textband genannt. Das größte Verdienst am Zustandekommen gebührt Herrn Architekten J. Holjac, einem Hörer der Wiener Akademie der bildenden Künste unter dem Dombaumeister F. R. v. Schmidt, gegenwärtigem Bürgermeister der kroatischen Landeshauptstadt, der in fachlicher und finanzieller Rücksicht das Unternehmen stets aufrechtzuerhalten wußte. Erwähnung hätten wohl noch einige andere Personen verdient, so Professor Kramberger und Dr. v. Kršnjavi, welche schon 1881, beziehungsweise 1883 in dieser Richtung arbeiteten und das Interesse dafür wachriefen, sowie Professor H. v. Eckhel, welcher kurz darauf die Hauptzielelemente des kroatischen Hauses veröffentlichte.

Anton Dachler.

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

Jahresbericht

des

Vereines für österreichische Volkskunde für das Jahr 1911.

An der Spitze des vielfach erfreulichen Berichtes, welcher über die Tätigkeit und die Erfolge unserer Gesellschaft im abgelaufenen Jahre zu erstatten ist, steht die von den Mitgliedern wie der gesamten Öffentlichkeit bereits mit Freude gewürdigte Allerhöchste Anerkennung unseres Wirkens durch die Allergnädigste Verleihung der Bezeichnung »kaiserlich-königlich« im Titel des von unserem Vereine gegründeten und erhaltenen »Museums für österreichische Volkskunde«, sowie die demselben verliehene Berechtigung, in seinem Siegel den Reichsadler führen zu dürfen. Indem wir für diese hohe Auszeichnung den alleruntertänigsten Dank des Gesamtvereines an den Stufen des Thrones niederlegen, bittet das Präsidium zugleich Seine k. u. k. Hoheit den durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Franz Ferdinand als erhabenen Protektor des Vereines und Museums, für die huldvolle Befürwortung dieser Allerhöchsten Auszeichnung wie für höchstseine sonstigen Beweise gnädigen Interesses an dem Gedeihen unseres Museums und unserer Zeitschrift den untertänigsten Dank der Vereinsleitung genehmigen zu wollen. Diese höchst bedeutungsvolle Anerkennung von Allerhöchster Stelle wird das Ansehen unserer Gesellschaft und unseres Museums, das wir durch eifrige und unentwegte wissenschaftliche Arbeit im Dienste der heimischen Volkskunde und Volkskunst errungen haben, in der Fachwelt wie auch der breiten Öffentlichkeit in folgenreicher Art stärken und uns hoffentlich neue Helfer und Mitarbeiter bei unserer patriotischen Arbeit zuführen.

Wenn schon im Vorjahre eine deutlich merkbare Periode breiterer Wirksamkeit und allgemeiner Anerkennung unseres wissenschaftlichen Unternehmens mit Genugtuung festgestellt wurde, so hat im Berichtsjahr die weitere Stabilisierung unseres Museums durch den ebenso erfreulichen als absolut unerlässlich gewordenen Umstand einen Fortschritt erfahren, daß der Schöpfer und Leiter unseres Museums Prof. Dr. M. Haberlandt wenigstens provisorisch mit 1. Oktober von seinen Dienstverpflichtungen am k. k. Naturhistorischen Hofmuseum entbunden werden konnte und dadurch in die Lage gesetzt wurde, seine Kräfte ganz und voll dem von ihm geschaffenen umfangreichen und bedeutungsvollen Werke zu widmen. Wir können aber

nicht unterlassen, indem für diese Verfügung der hohen Unterrichtsverwaltung der wärmste und ergebenste Dank abgestattet wird, mit vollem Nachdruck die Hoffnung und die Bitte auszusprechen, daß das bestehende Provisorium ehemöglichst einer definitiven Lösung dieser Personalfrage Platz macht, die zugleich eine Lebensfrage für unser Museum bedeutet. Erst mit der vollständigen Ordnung dieser brennenden Angelegenheit wird mit voller Kraft und hoffentlich nicht ausbleibendem Erfolge sodann an das zweite große Problem, der räumlichen Sicherung und würdigen Unterbringung der Museumssammlung, geschritten werden können, für welche wir in erster Linie auf die huldvolle Förderung des erhabenen Protektors und auf die hohe Einsicht der berufenen staatlichen Faktoren hoffen.

In außerordentlicher Weise hat sich im Berichtsjahre der Kreis der Aufgaben ausgedehnt, welchen wir nachzukommen haben und die durch das Museum und durch unsere publizistische Tätigkeit angeregt werden. Sowohl die öffentlichen Behörden, die hohen Ministerien für Kultus und Unterricht, für öffentliche Arbeiten und das Eisenbahnministerium, die Landesverbände für Fremdenverkehr, die verwandten Museen und Fachschulen, die k. k. Kunstgewerbeschule, die Künstler und Kunstgewerbler, die uns nahe stehenden wissenschaftlichen Kreise der k. k. Universität und der k. k. technischen Hochschule sowie die Studienbibliotheken in den einzelnen Kronländern nehmen regelmäßig die bereitwilligst geleisteten Dienste unseres zentralen Instituts in Anspruch, wodurch unser von Anfang an uns gesetztes Ziel, ein vermittelndes Zentrum der volkskundlichen und volkskünstlerischen Bewegung in Österreich zu werden, zu unserer hohen Genugtuung immer mehr erreicht wird. An den großen wissenschaftlichen Erfolg des vom Museumsdirektor Prof. Dr. M. Haberlandt auf Grund der Sammlungen unseres Museums herausgegebenen grundlegenden Werkes über »Oesterreichische Volkskunst« wird nunmehr eine in großem Stil gehaltene eigene periodische Publikation von Werken der Volkskunst mit besonderer Berücksichtigung Österreichs anknüpfen, für welche uns die Unterstützung des hohen k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht in Aussicht gestellt, sowie die Mitwirkung berufener Fachmänner gesichert ist. Dadurch wird die wissenschaftliche Durcharbeitung unseres volkskünstlerischen Besitzstandes, vor allem auch zu Nutz und Frommen der fortarbeitenden Produktion und zur Erzielung von Qualitätsarbeit, für Österreich auf eine Höhe gebracht sein, welche uns die Führung in der ganz Europa mehr und mehr ergreifenden Volkskunstbewegung sichert. Auf volkskundlichem Gebiet wurden nicht minder eine Anzahl bedeutender Monographien, wie die Arbeit von Hofrat Dr. M. Höfler: »Die Gebildbrote der Hochzeitsfeier« und die große religionsgeschichtlich wichtige Abhandlung von Dr. G. Graber, die uns von Professor Dr. E. Mogk in Leipzig wärmstens empfohlen war: »Alte Gebräuche

bei der Flachsernte in Kärnten und ihr religionsgeschichtlicher Hintergrund« der Fachwelt zugemittelt, während inhaltvolle Arbeiten über die modernen bosnischen Pfahlbaudörfer von V. Čurčić, »Beiträge zur bretonischen Volkskunde« von Dr. Artur Haberlandt, »Studien über das rumänische Bauernhaus« von Direktor Elias Wesłowski, sämtlich unter Beigabe eines großen Abbildungsmaterials, demnächst zur Veröffentlichung gelangen werden. Unser regelmäßiges Organ, die »Zeitschrift für österreichische Volkskunde« selbst, welche heuer bereits in ihr achtzehntes Erscheinungsjahr tritt, brachte nach wie vor in bewährter Weise einen umfangreichen und abwechselnden wissenschaftlichen Stoff aus zahlreichen österreichischen Volksgebieten und nimmt als das führende volkskundliche Organ Österreichs in der europäischen Fachwelt eine höchst angesehene Stelle ein, was allein schon die immer zahlreicher werdenden Gesuche aus dem Ausland zur Einleitung des Tauschverkehrs dartun.

Die Sammlungen des k. k. Museums für österreichische Volkskunde wachsen unter der energischen und umsichtigen Leitung der Direktion zu jener Vollständigkeit und höchsterreichbaren Qualität heran, welche in Verbindung mit dem immer stärker drohenden Versiegen der Bezugsquellen in absehbarer Zeit der umfangreicheren Sammelarbeit ein Ziel zu setzen gestatten wird.

Der folgende Bericht der Museumsleitung gibt Aufschluß über die mehrfachen Richtungen, in welchen sich ihr reger Sammeleifer bewegte, und die neuerdings erreichten, höchst erfreulichen und überraschenden Erfolge. Nach wie vor erfolgt diese Tätigkeit im Sinne der Bewahrung jenes wertvollen Volksgutes, das, einmal von seiner Stelle und Scholle gerückt, unter allen Umständen der Heimat erhalten werden muß, sei es, daß die Landes- und Ortsmuseen sich desselben annehmen, sei es, daß unseren Sammlungen die rettende Rolle zufällt, was in überaus zahlreichen Fällen eintritt, wie die Verhältnisse liegen. Wir verzeichnen, ähnlich wie in den Vorjahren, die große Zahl von etwas über 2000 Neuerwerbungen, eine imposante Ziffer, die nur mit der äußersten Anstrengung von Kraft und Mitteln zu erreichen möglich gewesen ist.

In der Zusammensetzung des Ausschusses ergaben sich einige Änderungen, welche Gewinn wie Verlust für unsere Sache bedeuten. Durch den Eintritt des Herrn Hofrates Prof. Dr. J. Strzygowski in den Vorstand gewinnen wir eine anerkannte Autorität, deren Rat und Unterstützung wir öfters in Anspruch zu nehmen hoffen dürfen; in dem verstorbenen Prof. Dr. Fr. Branky betrauern wir ein Ausschußmitglied, das unser Unternehmen von Beginn an auf das Wärmste unterstützt hat.

Die Mitgliederbewegung bot keinerlei auffällige Momente. Wir beklagen den Hingang einer Zahl altbewährter Mitglieder, Dr. Andreas

Amoroso, Prof. Dr. F. Branky, Dr. A. Daubrowa und Alex. v. Peez, denen wir ein ehrenvolles Andenken bewahren. Ausgetreten sind 15, neu eingetreten 29 Mitglieder. Wie im Vorjahre muß das Präsidium an die Bevölkerung den Appell richten, der guten Sache das geringe Opfer zu bringen und als Mitglieder und Mitarbeiter an unsere Seite zu treten. Bei einigem Eifer unserer altbewährten Mitglieder, uns neue Freunde zuzuführen, müßte unsere Mitgliederliste leicht um eine namhafte Ziffer erhöht werden können.

Die Mittel, welche im Jahre 1911 für unsere vielseitige Tätigkeit zur Verfügung waren, übertrafen die Höhe des im Vorjahre erreichten Einnahmen- und Ausgabenbudgets mit K 26.719²⁵ (gegen K 23.836⁸⁴ im Jahre 1910) um einen namhaften Betrag, was um so schwerer ins Gewicht fällt, als im Berichtsjahre der Ausschuß erfreulicherweise nicht in die Lage kam, wie in den letzten Vorjahren, einen Darlehenszuschuß aus dem Hausfonds zum Zwecke dringender Erwerbungen für das Museum zu gewähren, dank den hochsinnigen Widmungen einer größeren Zahl unserer bewährten Gönner. In erster Linie sei hier der ehrerbietigste Dank Seiner Durchlaucht dem regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein abgestattet, welcher zur Sicherung einer größeren Zahl kostbarer Volkskunstarbeiten den namhaften Betrag von K 3000 widmete. Wärmster Dank gebührt ferner den Herren Philipp Ritter v. Schoeller, A. Dreher, Dr. A. Figdor, Dr. R. Trebitsch für munifizente Widmungen sowie den Herren Hofrat Dr. M. Höfler, Konrad Mautner, der Direktion der Allgemeinen Credit-Anstalt und der Boden-Credit-Anstalt, der Ersten österreichischen Sparkasse, dem Bankhaus S. M. v. Rothschild, dem Präsidium der k. k. Polizeidirektion sowie dem Industriellenballkomitee für gütige Spenden und Zuwendungen. An regelmäßigen Subventionen erhielten wir Beiträge vom hohen k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht, dem k. k. Ministerium für öffentliche Arbeiten, der niederösterreichischen Statthalterei, dem Gemeinderate der Stadt Wien, der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer, welche wir mit ehrerbietigsten Dank auch für die Zukunft erbitten.

Zahlreichen Mitgliedern danken wir für Spenden an Objekten, Bildern und Büchern für unsere Sammlungen, die immer höchst willkommen sind. Gewiß dürfen uns die mitgeteilten Anstrengungen und erreichten Erfolge des Berichtsjahres mit dem Bewußtsein erfüllen, unsererseits das Möglichste getan zu haben; das Erreichte wird der Vereinsleitung aber nicht nur ein natürlicher Ansporn sein, diese Anstrengungen für die gute Sache fortzusetzen, sondern auch das Recht gewähren, für unsere Schöpfung den ihr in der Öffentlichkeit gebührenden Platz mit Nachdruck in Anspruch zu nehmen.

Tätigkeitsbericht des k. k. Museums für österreichische Volkskunde für das Jahr 1911.

Erstattet vom **Museumsdirektor Prof. Dr. M. Haberlandt.**

Die Allerhöchste Auszeichnung des meiner Leitung unterstellten Museums für österreichische Volkskunde durch die Allerhöchste Verleihung der Bezeichnung „kaiserlich-königlich“ sowie die seit 1. September vorigen Jahres eingeräumte Möglichkeit, meine Kräfte neben meinem Universitätsberuf und meinen wissenschaftlichen Arbeiten ausschließlich diesem Institut zu widmen, sind, wie ich hoffen darf zeigen zu können, demselben im abgelaufenen Jahre sofort in wohlthuendem und auffallendem Maße zugute gekommen. Sowohl in der gesteigerten Ziffer der Museumseinnahmen wie in der mich mit großer Genugtuung erfüllenden glänzenden Zahl und Qualität der Neuerwerbungen, wie endlich in der sehr merkbaren Steigerung der Agenden und Frequenz der Anstalt ist ein beträchtlicher Aufschwung unseres Museums festzustellen, der seine schönste Weihe durch den huldvollen Besuch Seiner k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Protektors Erzherzogs Franz Ferdinand am 16. November 1911 gefunden hat. Seine kaiserliche Hoheit überzeugte sich in langwährender und gründlicher Besichtigung voll hohem und gnädigem Interesse von den großen, seit höchstdessen letztem Besuch gemachten Fortschritten und beklagte nur die gänzlich unzureichende und der Würde der Sache nicht entsprechende räumliche Unterbringung der Sammlungen. Seine kaiserliche Hoheit hatte die Gnade, huldvollst zuzusagen, sich für eine anderweitige entsprechende Unterbringung des Museums einsetzen zu wollen, und wir hoffen von dieser huldvollen Inaussichtstellung jene entscheidende Wandlung in den äußeren Verhältnissen unseres Museums, welche dasselbe mit einem Schlage als eine der sympathischsten Sehenswürdigkeiten der Haupt- und Residenzstadt erkennen lassen wird. Der auszeichnende Besuch, welchen Seine Majestät König Ferdinand von Bulgarien am Pfingstmontag 1911 abstattete, darf in gleichem Sinne als Unterpfand des hohen Interesses angesehen werden, welches unserem Museum durch die Fülle und Eigenart seiner Sammlungen im Auslande wie im Inlande mehr und mehr zugewendet wird und in der lebhaften Steigerung seiner Beziehungen zu den verwandten Instituten und Gesellschaften ganz Europas zum Ausdruck kommt. So haben im Berichtsjahre eine größere Zahl von Gesellschaften und Museen in Rußland, Skandinavien, Frankreich, Deutschland, Portugal, den Balkanländern sich mit unserem Museum in dauernde Verbindung gesetzt; ebenso hat unser Verkehr mit den inländischen verwandten Anstalten und Vereinen in höchst erwünschter Art an Regsamkeit bedeutend zugenommen.

Was die Vermehrung unserer Sammlungen betrifft, so verfolgte ich auch in diesem Jahre die beiden Hauptrichtungen unserer bisherigen Sammeltätigkeit, indem einerseits aus dem Kunst- und Antiquitätenhandel, so weit als es irgend möglich war, alle für unsere Sammlungen noch erwünschten Stücke zur Ausfüllung noch bestehender Lücken aufgekauft wurden, und indem andererseits durch direkte Aufsammlungstätigkeit im Felde selbst jene Gebiete, die noch nicht genügend klargestellt sind, von mir und Assistenten Dr. Artur Haberlandt sowie durch einige bewährte Helfer durchsucht wurden. Dazu kam eine neue Aufgabe, die wir uns in Übereinstimmung mit dem Präsidium und Ausschuß aus wichtigen sachlichen Gründen stellen mußten. Es ist dies die Anlage einer für vergleichende Studien unerläßlichen europäischen Typensammlung, zu welcher der Anfang schon in den Vorjahren mit gelegentlicher Erwerbung lehrreicher Übereinstimmungen oder Varianten aus nicht österreichischen Volksgebieten gemacht worden war. Dank der munifizenten Widmung einer interessanten und reichhaltigen Sammlung bretonischer

Volksaltertümer, worunter sich die typischen Einrichtungsstücke einer bretonischen Wohnstube aus der Umgebung von St. Maló befanden, durch Herrn Dr. R. Trebitsch ist wichtiges und bisher noch sehr wenig bekanntes westeuropäisches Material in unseren Besitz gelangt, dessen wissenschaftliche Publikation in einem Sonderhefte unserer Zeitschrift durch Assistenten Dr. Artur Haberlandt bevorsteht.

Getreu dem bisher stets festgehaltenen Grundsatz, alle Volksstämme des Reiches mit möglichster Unparteilichkeit gleichmäßig zu berücksichtigen, sind auch in diesem Jahre die Sammlungen in geographisch-ethnographischer Beziehung möglichst vollständig ausgebaut worden. Die Gesamtzahl der Erwerbungen, 2086 Stück (gegen 2037 im Vorjahre), verteilte sich auf fast sämtliche Volksgebiete Österreichs in der nachfolgenden Weise:

Niederösterreich	74	Mähren	55
Oberösterreich	407	Böhmen	57
Steiermark	185	Galizien	233
Salzburg	38	Bukowina	9
Kärnten und Krain	11	Bosnien	183
Tirol	307	Balkangebiet	41
Vorarlberg	133	Ungarn und Kroatien	47
Deutsche Alpenländer	34	Diverses	185
Istrien und Dalmatien	67	Zusammen	2086

Ich möchte zur Charakteristik dieses reichen Einlaufes hervorheben, daß es sich dabei fast durchwegs um ausgewählte, qualitativ hochstehende Objekte handelt, die insbesondere unseren Kollektionen aus Steiermark, Tirol und Vorarlberg, Galizien und Bosnien im besonderen Ausmaße zugute gekommen sind. Bei der Beschaffung dieses reichen Materials hatte ich mich in erster Linie der werktätigen Beihilfe des Assistenten Dr. Artur Haberlandt, sowie der freundlichen Unterstützung der Herren Direktor Alfred Ritter v. Walcher, Direktor A. Menghin in Meran, J. Mayerhofer in Haslach, Baronin Stephanie v. Rubido-Zichy in Abbazia, Finanzrat Dr. Adolf Sternschuß in Lemberg, Kustosadjunkt V. Čurčić in Sarajevo und anderer zu erfreuen, denen ich hierfür auch an dieser Stelle wärmstens danke. Geschenkwiese sind dem Museum eine größere Zahl wertvoller Gaben zugekommen, unter denen ich die Spenden Seiner Exzellenz des Herrn Grafen H. Wilczek, Seiner Exzellenz des Herrn Grafen Franz Lamberg in Steyr, der Herren Stephan und Konrad Mautner, Dr. R. Trebitsch, Direktor Emil Sigerus in Hermannstadt, Hans Edler v. Medinger, Frau Regierungsrat Milena Preindlsberger-Mrazović in Sarajevo, Fräulein Johanna v. Langer und anderer mit ganz besonderer Freude und Dankbarkeit hervorheben möchte. Auch muß ich mit hoher Befriedigung hervorheben, daß das hohe k. k. Oberstkämmereramt neuerlich 36 altertümliche Beleuchtungsgeräte aus Österreich als Zusatzkollektion der vormals v. Benesch'schen Sammlung gütigst zur Aufstellung überwies und daß weiters die Herren Josef Salzer und Ingenieur Fritz Wilfort in Wien 66 Stück ausgewählte und ausgezeichnete Volkskunstarbeiten und Kostümstücke aus ihren reichen Privatsammlungen dem Museum zur Aufstellung überlassen haben, wofür der ergebenste Dank ausgesprochen wird.

Für Sammlungszwecke (inklusive Bibliothek) wurde der Betrag von K 10.080.72 (gegen K 9793.20 im Vorjahre) verausgabt, wobei ausdrücklich daran erinnert werden muß, daß diesmal kein Darlehen aus dem Hausfonds in Anspruch genommen worden ist. Die Zahl der durch Ankauf erworbenen Gegenstände betrug 1679 Stück, die Zahl der Geschenke 407 Stück, somit die Gesamtzahl des Einlaufes 2086 Stück (gegen 2037 Stück im Vorjahre). Die Gesamtzahl der ethnographischen Sammlung beträgt am Schlusse des Berichtsjahres an eigenem Besitz 27.979 Stück, an geliehenen Stücken 4103, mithin insgesamt 32.082 Nummern. Die Photographiensammlung wuchs um 304 Nummern, die Sammlung der Abbildungen um 187 Nummern, beläuft sich daher insgesamt auf 2264 Stück, beziehungsweise 1609 Stück. Die Vermehrung der Bibliothek betrug außer den um 7 vermehrten Fachzeitschriften 154 Bände und Hefte, die Gesamtzahl beträgt daher 1796 Nummern.

Wie in den Vorjahren wurden die Bibliotheksgeschäfte von Herrn Fachlehrer J. Thirring mit dankenswertester Umsicht geführt.

Gelegentlich von Sammelreisen für unser Museum besuchten ich und Assistent Dr. A. Haberlandt die Museen in Salzburg, Innsbruck, Bregenz, Schruns, weiters zu Studienzwecken (auf eigene Kosten) die Museen in Zürich, Basel, Paris, London, Florenz, Rom und Neapel. Insbesondere bot auch die große italienisch-ethnographische Ausstellung in Rom für vergleichende Studien das wertvollste Material.

Der Wirkungskreis des Museums hat sich in den letzten Jahren erfreulicherweise so stark ausgedehnt, als es überhaupt die ungemein beschränkten Raum- und Personalverhältnisse bei äußerster Ausnützung nur irgendwie zulassen. Das Museum kommt seiner Aufgabe, in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung ein Mittel- und Stützpunkt der österreichischen Volkskundebewegung zu sein, wie wir auf Grund seiner vielseitigen Inanspruchnahme mit Genugtuung behaupten dürfen, voll und ganz nach. In der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ (Bd. XVII, S. 111 f, 184, 238) sind die Einzelnachweise für diese ausgebreitete Tätigkeit mitgeteilt, welche gewiß auch noch durch eine Zahl von jährlich rund 1200 Geschäftsstücken erhärtet wird. Nach wie vor stehen die Sammlungen und Bibliothek jedem Interessenten nach Tunlichkeit zur Verfügung und die Direktion wird jederzeit alle diesbezüglichen Wünsche mit Vergnügen zu erfüllen bestrebt sein.

Der Besuch des Museums ist, entsprechend seiner stets intensiveren Benützung, fortwährend im Steigen begriffen. Zahlende Besucher wurden 1786 (gegen 1592 im Vorjahre), mit freiem Eintritt zirka 6500 Personen, zumeist Studierende und Schüler der Fachschulen sowie Mitglieder alpiner Vereine und verwandter Verbände, gezählt. Die Einzelausweise sind ebenfalls in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, S. 112, 184, 239 zu finden. So lange die unerträgliche Beengtheit der Museumsräumlichkeit fort dauert, ist an einen stärkeren Besuch des Museums nicht gut zu denken, was einen weiteren starken Ansporn bilden muß, die brennende Raumfrage ehe baldigst in befriedigender und der Würde der Sache entsprechender Weise zu lösen.

Ausweis über den Stand des Hausfonds

am 31. Dezember 1911.

Bankguthaben (Union-Bank) am 31. Dezember 1911 (laut Ausweis)	K 13.558 66
Zinsen bis 30. Juni 1911	271.16
Zinsen bis 31. Dezember 1911	276.58
	Summe . . K 14.106.40

Wien, 1. Jänner 1912.

Prof. Dr. M. Haberlandt
Schriftführer.

Graf V. Latour
Präsident.

Geprüft und richtig befunden:
Alfred Walcher Ritter v. Moltheim, Robert Eder
als Revisoren.

Rechnungsabschluss des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien
für das XVII. Vereinsjahr 1911.

Ausgaben.

Kassarest vom Jahre 1910	Kronen	Heller	Kronen	Heller
I. Ordentliche Einnahmen.	555	36		
1. Mitgliederbeiträge und Bezugsgebühren	2.977	72		
2. Subventionen:				
a) Hohes k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht	K 8.000	—		
b) Hohes k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht	1.750	—		
c) Hohes k. k. Ministerium für öffentliche Arbeiten	1.000	—		
d) Reichshaupt- und Residenzstadt Wien	1.200	—		
e) Niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer	800	—		
f) Hohe k. k. niederösterreichische Statthalterei	200	—		
g) Erste österreichische Sparkassa	100	—		
h) Boden-Credit-Anstalt	100	—		
i) Credit-Anstalt	400	—		
3. Museumseinnahmen	13.550	—		
4. Zusageunterschrift	751	80		
	12	98		
II. Außerordentliche Einnahmen.				
1. Spenden:				
a) Fürst Liechtenstein	K 3.000	—		
b) Herr Philipp v. Schoeller	1.200	—		
c) Herr Anton Dreher	1.000	—		
d) Herr Dr. A. Figdor	500	—		
e) Herr Hofrat Dr. M. Höfler	375	52		
f) Herr Konrad Mautner	100	—		
g) Bankhaus S. M. v. Rothschild	100	—		
h) Industriellenball-Komitee	100	—		
i) K. k. Polizeipräsident	30	—		
k) Herr Dr. Rud. Trebitsch	50	—		
2. Sonstige verschiedene Einnahmen:				
a) Verkauf von Tauschgegenständen	K 2.194	96		
b) Verkauf von Druckschriften	237	30		
c) Refundierung	3	61		
	6.435	52		
Summe der Einnahmen	26.719	25		
I. Museum.				
1. Personal, Remunerationen und Gehälter	7.750	20		
2. Ethnographische Sammlung und Bibliothek	10.080	72		
3. Installation und Konservierung	180	90		
4. Beleuchtung und Beheizung	110	73		
5. Frachten, Transporte und Reisen	600	87		
6. Mietzins und Versicherung	2.249	43		
II. Verein.				
1. Kanzleiauslagen (inklusive Gebühren und Stempel)	393	90		
2. Porti	341	35		
3. Zeitschrift:				
a) Klischees und Zeichnungen	K 219	27		
b) Honorare für Mitarbeiter	219	50		
c) Buchdruckerei (inklusive Drucksorten für die Kanzlei)	3.573	45		
4. Steuer (Gebührenäquivalent)	4.012	22		
	19	53		
Summe der Ausgaben	25.739	85		
Kassarest auf neue Rechnung	979	40		
	26.719	25		

Wien, am 1. Jänner 1912.

Anton Dachler
Geschäftsführer.

Graf V. Latour, Präsident.
Julius Thirring
Kassier.

Geprüft und in Ordnung befunden:
Alfred Walcher Ritter v. Moltheim, Robert Eder
Rechnungsrevisoren.

Protector:

Seine kaiserl. u. königl. Hoheit der durchlauchtigste Herr
Erzherzog **Franz Ferdinand.**

Die Vereinsleitung

im Jahre 1911:

Seine Exzellenz Herr **Graf Vinzenz Latour.**
Präsident. (1910.)

Hofrat Prof. Dr. V. Ritter v. Jagié **Kommerzialrat Oskar v. Hoefft**
Erster Vizepräsident. (1894.) Zweiter Vizepräsident. (1897.)

K. u. k. Kustos Prof. Dr. **Michael Haberlandt**
Schriftführer. (1894.)

Prof. Dr. **Arthur Petak**
Schriftführer-Stellvertreter. (1899.)

Oberingenieur **Anton Dachler**
Geschäftsführer. (1903.)

Bürgerschullehrer **Julius Thirring**
Kassier. (1898.)

Ausschußräte:

a) In Wien:

Prof. Dr. **Franz Branky** †. (1903.)
Robert Eder, Oberkurator, Mödling. (1905.)
Architekt **Hartwig Fischel**. (1907.)
Direktor **Gustav Funke**. (1907.)
Prof. Dr. **Valentin Hintner**. (1903.)
Chefarzt Dr. **Oskar Edler v. Hovorka**. (1907.)
K. k. Oberbaurat **Julius Koch**. (1906.)
Prof. Dr. **Paul Kretschmer**. (1899.)

Hans Edler v. Medinger. (1908.)
Prof. Dr. **Eugen Oberhummer**. (1907.)
Prof. Dr. **Milan Ritter v. Rešetar**. (1901.)
Stadtpfarrer Chorherr **J. Schindler**. (1894.)
Hofrat Prof. Dr. **Josef Strzygowski**. (1911.)
Alfred Waleher Ritter v. Moltheim,
k. u. k. Artillerie-Oberleutnant a. D. (1905.)
Regierungsrat **Karl Romstorfer**. (1894.)

b) In den Königreichen und Ländern:

Dr. med. **Richard Heller**, Salzburg. (1897.)
Prof. Dr. **R. Meringer**, Graz. (1897.)
Prof. Dr. **Mathias Murko**, Graz. (1900.)
K. k. Gewerbe-Oberinspektor Hofrat Doktor
V. Pogatschnigg, Graz. (1899.)
Hofrat Dr. **Fr. Ritter Wieser v. Wiesenhort**,
Innsbruck. (1894.)
Prof. Dr. **Otto Jauker**, Laibach. (1902.)
Direktor **J. Šubić**, Laibach. (1901.)
Direktor **F. Bulić**, Spalato. (1901.)

Josef Lukasek, k. u. k. Feldkurat, Zara. (1907.)
Notar **J. Palliardi**, Mähr.-Budwitz. (1894.)
Prof. Dr. **L. Niederle**, Prag. (1894.)
Prof. Dr. **A. Hauffen**, Prag. (1894.)
Direktor Dr. **E. Braun**, Troppau. (1901.)
Dir. **Roman Zawiliński**, Tarnow. (1894.)
Prof. **V. Szuchiewicz**, Lemberg. (1901.)
Dr. **Iwan Franko**, Lemberg. (1907.)
Hofrat **A. Ritt v. Vuković**, Makarska. (1901.)

Verzeichnis der Stifter.

Adolf Freih. Bachofen v. Echt sen., Wien.	Fürst Johann Liechtenstein, Wien.
Graf Karl Lanckoronski, Wien.	Graf Konstantin Prezdzedzki †.
Anton Dreher, Schwechat.	Johann Presl †.
Nikolaus Dumba †.	Paul Ritter v. Schoeller, Wien.
Amalie v. Hoefft, Wien.	Philipp Ritter v. Schoeller, Wien.
Dr. S. Jenny †.	Fürst Jos. Adolf Schwarzenberg, Wien.

Ehrenmitglieder.

Prof. Dr. Richard Andree †, München.
 Hofrat Dr. Max Höfler, Tölz.
 Hofrat Dr. V. Ritter v. Jagić, Wien.

Korrespondenten.

Franz Andreß, Lehrer, Dobrzan bei Pilsen.	Leo Rzeszowski, Fachlehrer, Podgórze.
Josef Blau, Oberlehrer in Freihöls.	Wilhelm Tschinkel, Morobitz.
Dr. Ignaz Buxbaum, Wischau.	Magdalene Wankel, Prag.
Heinrich Moses, Lehrer, Neunkirchen.	Alois Menghin, Bürgerschuldirektor, Meran.
Hugo v. Preen, Gutsbesitzer, Osternberg.	Prof. Vid Vuletić-Vukasović, Ragusa.
Stephanie Baronin v. Rubido-Zichy, Abbazia.	

Verzeichnis der Mitglieder.

Die mit * Bezeichneten sind Abonnenten der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.

*Seine k. u. k. Hoheit Erzherzog Rainer, Wien.	*Beneš Julius, Gymnasialdirektor, Wiener-Neustadt.
*Abraham Ant. Franz, Präparator und Lehrmittelhändler, Wien.	Berg Wilhelm, Freih. v., Wien.
*Adler Heinrich, Redakteur, Wien.	Berger Vitus, Regierungsrat, Wien.
*Adrian Karl, Fachschullehrer, Salzburg.	*Bezirkslehrerbibliothek Floridsdorf und Umgebung in Groß-Enzersdorf.
*Ammann Josef, k. k. Schulrat, Meran.	*Bianchi Luise, Baronin, Rubbia.
*Andreß Franz, Lehrer, Dobrzan.	*Bibliothek des Stiftes Wilhering.
*Andrian-Werburg Ferdinand, Dr., Freih. v., Wien.	*Blaschke Alexander & Komp., Wien.
*Auersperg Karl, Fürst, Goldegg.	*Blau Josef, Oberlehrer, Freihöls.
*Austria, Sektion des deutsch-österreichischen Alpenvereines, Wien.	*Bouchal Leo, Dr., Wien.
*Baar Jakob, Spediteur, Wien.	Bouchal Leonhard, Bankier, Wien.
*Bach Theodor, Oberbaurat, Prag.	*Branky Franz, kais. Rat, Wien, †.
Bachinger Augustin, Prof. d. R., Horn.	Braun Edmund, Dr., Direktor, Troppau.
*Baer Josef, Buchhändler, Frankfurt a. M.	*Bräuer Wenzel, Oberlehrer, Schluckenau.
*Bařina Franz, Abt, Brünn.	*Brausewetter Benno, Ingenieur, Wien.
*Bearzi Karl, Wien.	Brem Karoline, Hainburg.
*Bena Marie, Malerin, Wien.	*Breitfelder Franz, k. k. Statthaltereirat, Wien.
*Benediktiner-Ordensstift Melk.	*Brenner-Felsach Joachim, Freih. v., Gainfarn.
*Benediktiner-Stift St. Peter, Salzburg.	Breycha Artur, Dr., k. k. Sektionschef, Wien.
*Benesch Anna, Wien.	*Brioschi Anton, Wien.
Benesch August, Dr., Direktor, Bodenbach.	*Bronner F. J., Dr. München.
Benesch Fritz, Dr., k. k. Oberinspektor, Wien.	Brüll Rudolf, Dr., Wien.
Benesch Ladislaus, Edler v., k. u. k. Oberstleutnant i. R., Wien.	*Bünker J. R., Lehrer, Ödenburg.
	*Bugiel Wladimir, Dr., Paris.
	*Bulič Franz, Regierungsrat, Spalato.

- *Ceipek Leo, Ritt. v., Dr., Innsbruck.
 Charlemont Hugo, akad. Maler, Wien.
 *Chorinsky Rudolf, Graf, Hofrat, Laibach.
 *Chotek Marie Henriette, Gräfin, Wien.
 *Clam-Martinic Heinrich, Graf, Geh. Rat,
 Smečna.
 Collmann Elsa, Wien.
 Czartoryski Georg, Fürst, k. k. Geh. Rat,
 Wiązownica.
 *Czech v. Czechenherz Jaroslav, Wien.
 Czech v. Czechenherz Zdenka, geb. Baronin
 Villani, Wien.
 *Dachler Anton, Obergeringieur, Wien.
 *Dalberg Friedrich, Freih. v., Datschitz.
 *Daubrowa Alfred, Dr., Wien, †.
 *Deping A., Dr., Görz.
 *Deutscher Böhmerwaldbund, Budweis.
 *Deutscher Volksgesangverein, Wien.
 *Doblhoff Josef, Freih. v., Wien.
 *Domlavil Ed., Prof., Walachisch-Meseritsch.
 Doppelreiter Johann, Pfarrer, Altenmarkt
 a. d. Triesting.
 Drechsel Artur, Freih. v., Dr., Sektionsrat,
 Wien.
 Ebner Laurenz, Pfarrer, Schöngrabern.
 *Eder Robert, Oberkurator, Mödling.
 *Eigl Josef, Oberbaurat, Salzburg.
 Ender Artur, Obergeringieur, Wien.
 *Enzenberg Artur, Graf, Dr., Innsbruck.
 *Feilberg H. F., Dr., Askov, Dänemark.
 *Fierlinger Klaudius, Freih. v., Dr., Wien.
 *Figdor Albert, Dr., Bankier, Wien.
 *Figdor Eduard, Großgrundbesitzer, Wien.
 *Fischer Karl R., Bürgerschullehrer, Gablonz
 a. d. Neisse.
 Fischhof Robert, Bankbeamter, Wien.
 Fischhof Moriz Johann, Oberrevident der
 k. k. Staatsbahnen, Wien.
 *Fischel Hartwig, Architekt u. Obergeringieur,
 Wien.
 *Förster-Streffleur Rud., Ritt. v., Ministerial-
 rat, Wien.
 Franko J., Dr., Lemberg.
 *Fried Ludwig, Hauptkassier, Wien.
 Frimmel v. Traisenau Fanni, Wien.
 *Frischauf Eugen, Dr., Eggenburg.
 Frischauf Marie, Eggenburg.
 *Fritze Elise, Fabriksbesitzerin, Wien.
 *Fuchs Hans Maria, Dr., Vöslau.
 Fuchs Justine, Wien.
 *Fuchs Theodor, Hofrat, Wien.
 *Funke Gustav, Direktor, Wien.
 *Gaber Karl, Dr., k. k. Landesgerichtsrat,
 Wien.
 Gall Hans, Abteilungsvorstand-Stellvertreter
 der k. k. Staatsbahnen, Floridsdorf.
 Gasser Heinrich, Bozen.
 *Gautsch v. Frankenthurn Paul, Dr., Freih.,
 Ministerpräsident d. R., Wien.
 Gehrig Susanna, Hainburg a. D.
 *Geographisches Institut der k. k. Universität,
 Graz.
 *Geramb Viktor, Edl. v., Dr., Graz.
 *Gerisch Ed., Regierungsrat, Wien.
 *Gerlich Karl, Oberlehrer, Ober-Gerspitz.
 *Germanisches Seminar der kön. Universität,
 Berlin.
 *Geyling Remigius, akad. Maler, Wien.
 Glas Alfred, Dr., Wien.
 Glas Ida, Wien.
 *Glasser Franz, Prof., kais. Rat, Wien.
 Goldmann Emil, Dr. jur., Wien.
 *Goll Jaroslav, Hofrat, Prof. Dr., Prag.
 *Gołuchowski-Gołuchowo Agenor, Graf, Geh.
 Rat, Prag.
 *Gomperz Theodor, Prof. Dr., Hofrat,
 Wien.
 *Grillmayer Johann, Gutsbesitzer, Linz.
 *Groß Konrad, Dr., Wien.
 *Großherzogliche Hofbibliothek, Darmstadt.
 Guttman Max, Prof., Wien.
 *Gymnasium, k. k. Akademisches, Wien.
 *Haas Wilhelm, Dr., Hofrat, Wien.
 Haberlandt Artur, Dr. phil., Wien.
 Haberlandt Karoline, Hainburg.
 *Haberlandt Friedrich, Oberbaurat, Graz.
 Haberlandt Katharina, Lehrerin, Wien.
 Haberlandt Lola, Wien.
 *Haberlandt Michael, Prof. Dr., k. u. k. Kustos,
 Wien.
 *Hammel Rudolf, Prof., Wien.
 *Hamza Ernst, Fachlehrer, Oberalm.
 *Hanakamp Paul, Architekt, Wr.-Neustadt.
 Handl Norbert, Dr., Wien.
 Handler Willi, Wien.
 Hardegg Franz, Graf, Wien.
 Haudeck Johann, Oberlehrer, Leitmeritz.
 *Hauffen Adolf, Prof. Dr., Prag.
 *Haupt Johann, Photograph, Iglau.
 Hausotter Alexander, Nordbahnbeamter,
 Pohl bei Zauchtl.
 *Heckhausen Chr., Dr., Notar, Treis (Mosel).
 *Heim Josef, Dr., Chefarzt der k. k. There-
 sianischen Akademie, Wien.
 *Helf Moritz, Dr., Wien.
 *Heller Richard, Dr., Salzburg.
 *Hellwig Albert, Dr., Kammergerichtsrefe-
 rendar, Waidmannslust b. Berlin.

- *Helmer P. Gilbert, Abt, Tepl.
 *Herdle Hermann, Regierungsrat, Wien.
 Herrmann Anton, Dr., Budapest.
 *Herzfeld Albert, Kommerzialrat, Wien.
 *Hielle Klothilde, Wien.
 *Himmel Rudolf, Inspektor der k. k. Staatsbahnen, Wien.
 *Hintner Valentin, Prof. Dr., Wien.
 *Hitschmann Hugo, Zeitungseigentümer, Wien.
 Hlavaczek Max, Gesellschafter der Firma Lenoir & Forster, Wien.
 *Hoefft Oskar, Edl. v., k. u. k. Truchseß, Wien.
 *Höfler Max, Dr., Hofrat, Tölz.
 *Höhere Handelsschule (Handelsakademie für Mädchen), Wien.
 *Hörzinger Franz, k. u. k. Major, Innsbruck.
 Hofer Anton, Gasthofbesitzer, Oberkrimmel.
 *Hoffmann Josef, k. k. Professor, Wien.
 *Hoffmann-Krayer, Prof. Dr. E., Basel.
 *Hofmann Ig., k. u. k. Militäroberlehrer i. P., Baden.
 *Hornbostel Erich, Ritt. v., Dr., Berlin.
 *Horowitz Eduard, Ritt. v. k. u. k. Sektionschef, Wien.
 Hoyos Stanislaus, Graf, k. u. k. Kämmerer, Wien.
 *Hovorka Oskar, Edl. v., Dr., Chefarzt, Wien.
 Huber Marie, Fusch.
 Huemer Johann, Dr., Hofrat, Wien.
 *Hunyady de Kethely Ida, Gräfin, Hofdame, Wien.
 *Hupka Stanislaus, Dr., Krakau.
 *Jagić Vatroslav, Ritt. v., Dr., Hofrat, Wien.
 Jank Marie, Lehrerin, Wien.
 *Janoschek Karl, Bürgerschullehrer, Wien.
 *Jauker Otto, Prof. Dr., Laibach.
 Jauker Karl, k. k. Regierungsrat, Graz.
 *Jireček Josef Konst., Hofrat, Prof. Dr., Wien.
 *Jungwirth Josef, Prof., akad. Maler, Wien.
 *Kärntner Verein, Klagenfurt.
 Kaindl Raimund Friedr., Dr., Czernowitz.
 *Kałużniacki Emil, Prof. Dr., Czernowitz.
 *Keitler Irma, Wien.
 *Keßler Engelbert, Schriftsteller, Wien.
 *Kiss-Schlesinger Siegmund Egon, Wien.
 Kittner Marie, Obervorsteherin des Offizierswaiseninstituts i. P., Baden.
 *Klarwill Georg, Ritt. v., Wien.
 *Kling Oskar, Dr., Frankfurt a. M.
 Klub der Land- und Forstwirte, Wien.
 Klváňa Josef, Gymnasialdirektor, Gaya.
 *Koch Julius, k. k. Oberbaurat, Wien.
 *Königliche Bibliothek, Berlin.
 *Königliches Benediktiner-Stift Emaus, Prag.
 *Kralik v. Mayrswalden Mathilde, Wien.
 *Kralik v. Mayrswalden Richard, Ritt., Dr., Wien.
 *Kramař Karl, Dr., Reichsratsabg., Liebstadt.
 *Krek Bogumil, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.
 *Kretschmer Paul, Prof. Dr., Wien.
 Kreuzinger Hans, Mitglied des Hofopernorchesters, Wien.
 *Křizik Franz, Herrenhausmitglied, Karolinental.
 *Kroboth Benjamin, Oberlehrer, Oberthemenau.
 *Krögler Johann, Prof. Dr., Salzburg.
 Kropf Emil, Oberrevident, Wien.
 Kuenburg-Stollberg Berta, Frau Gräfin, Aigen.
 *Kuffner Moritz, Edl. v., Wien.
 *Kuhlmann Georg, Schloß Urstein bei Hallein.
 *Kuhn Konrad, Dr., Wien.
 *Kulka Richard, Dr., Wien.
 *Küttler Edmund, stud. phil., Wien.
 *Kuziela Zeno, Dr., Czernowitz.
 *Kyrle Georg, Dr., Wien.
 *Landes-Real- und Ober-Gymnasialschule, Stockerau.
 Langer Eduard, Dr., Braunau, Böhmen.
 Langer Ludwig, Bürgerschullehrer, Wien.
 Larisch Emilie, Edle v., Wien.
 Larisch Rudolf, Edler v., Regierungsrat, Prof., Wien.
 *Lasne Otto, Architekt, München.
 *Latour-Baillet, Vinzenz, Graf, Wien.
 *Lattre Roma de, k. u. k. Oberstengattin, Wien.
 Lebeda Sophie, geb. Edle v. Stark, Prag.
 *Leeb Willibald P., Prof. der Theologie, Grünau, Post Hofstätten.
 Lehrkörper der Knabenbürgerschule, Wien.
 *Lehrkörper der Mädchen-Volks- und Bürgerschule, Wien.
 *Lehrkörper des k. k. Staatsgymnasiums, Wien.
 *Lehrerinnenbildungsanstalt, Wien.
 *Lehrkörper der Volksschule für Knaben und Mädchen, Wien.
 Leisching Eduard, Dr., Hofrat, Wien.
 Leisching Julius, Architekt, Direktor des mährischen Gewerbemuseums, Brünn.
 *Lewetus A. S., Schriftstellerin, Wien.
 Lhotzky Alfons Josef, Chorcherr, Klosterneuburg.

- *Liechtenstein Heinrich, Prinz von und zu; Wien.
- Lilek Emilian, Prof. am serbo-kroat. Ober-
gymnasium, Cilli.
- Linsbauer Ludwig, Prof. Dr., Graz.
- *List Kamillo, Dr., k. u. k. Kustos, Wien.
- Loewenthal Dagobert, Dr., Fabriksbesitzer,
Iglau.
- *Löwy J., k. u. k. Hofphotograph, Wien.
- Lorang Emilie v., Wien.
- *Lorang Ludwig v., k. k. Rechnungsrat,
Wien.
- Lorenz v. Liburnau Ludwig, Ritt., Prof. Dr.,
k. u. k. Kustos, Wien.
- *Ložinski Ladislaus, Ritt. v., Lemberg.
- *Lukasek Josef, k. u. k. Feldkurat, Zara.
- *Luschan Felix v., Prof., Direktor am
Museum für Völkerkunde, Berlin.
- *Luxburg Friedrich, Graf von, königl. bayr.
Legationssekretär, Wien.
- *Mährisches Gewerbemuseum, Brünn.
- Malovich Eduard, Fabriksbesitzer, Wien.
- Malovich Eleonore, Wien.
- *Mandelbaum Albert, Privatier, Wien.
- *Marat Franz, Generalgroßmeister, Prag.
- *Maresch Rudolf, Dr., Hofrat, Wien.
- Matiegka Heinrich, Prof. Dr., Prag.
- *Mattula Ludwig, Lehrer, Unter-Retzbach.
- *Mattuš Karl, Dr., Oberdirektor der Landes-
bank des Königreiches Böhmen, Prag.
- Matyas Karl, Edl. v., Dr., k. k. Bezirks-
oberkommissär, Bochnia.
- *Mautner Jenny, Wien.
- *Mautner Konrad, Wien.
- *Mayer Karl, Dr., Universitätsprofessor, Inns-
bruck.
- Mayer Karl, stud. jur., Wien.
- *Mayrhofer Johann, Tischlermeister, Haslach.
- *Medinger Hans, Edl. v., Brauhausbesitzer,
Wien.
- *Meier John, Prof. Dr., Basel.
- *Menghin Alois, Direktor, Meran.
- *Mensi Franz, Freih. v., Graz.
- *Meran Johann, Graf v., Dr., Stainz bei Graz.
- *Merhar Ivan, Prof. Dr., Triest.
- *Meringer Rudolf, Prof. Dr., Graz.
- *Mettial Otto, Herrenhausmitglied, Zdechowitz.
- Meyersberg Hermann, Wien.
- Mielich-Mielichhofer Alfons, Historienmaler,
Wien.
- *Minor Jakob, Hofrat, Dr., Wien.
- Mitteregger Emma, Zentraldirektorsgattin,
Klagenfurt.
- *Mogk E., Prof. Dr., Leipzig.
- *Moser Koloman, k. k. Professor, Wien.
- *Moses Heinrich, Lehrer, Neunkirchen.
- *Much Rudolf, Dr., Universitätsprofessor,
Wien.
- *Müller Karl, Prof., Architekt, Wien.
- *Müller Leopold E., stud. techn., Wien.
- Müller Willibald, k. k. Kustos, Olmütz.
- Müller Wilhelm, k. u. k. Hof- und Universitäts-
buchhändler, Wien.
- Murko Matthias, Prof. Dr., Graz.
- *Musées Royaux des arts decoratifs et in-
dustriels, Brüssel.
- *Museum „Carolino-Augusteum“, Salzburg.
- *Museum für Völkerkunde, Hamburg.
- *„Die Naturfreunde“, Touristenverein, Wien.
- Nettwall Heinr., fürstl. Oberverwalter, Mähr.-
Trübau.
- Neuber Wilhelm, kais. Rat. k. k. Kommerzial-
rat etc., Wien.
- Neumann Adolf, kais. Rat, Wien.
- *Neuman Alexander, Handelsgesellschafter,
Wien.
- *Neumann Wilhelm Anton, Hofrat, f. e. geistl.
Rat, Universitätsprofessor, Mödling.
- Niederle Lubor, Prof. Dr., k. k. Konservator,
Žižkow.
- *Oberhummer Eugen, Prof. Dr., Wien.
- *Orlik Emil, Ritt. v., Kunstgewerbeschule,
Berlin.
- *Ogradi Franz, inf. Abt, f. e. Konsistorialrat,
Cilli.
- Palliardi Jaroslav, Notar, Mähr.-Budwitz.
- *Panschab Justin, Abt, Lilienfeld.
- *Pauli Hugo, Buchhändler, Wien.
- *Peez Alexander v., Dr., Weidling-Kloster-
neuburg, †.
- Penka Karl, Gymnasialprofessor, Wien, †.
- *Petak Artur, Dr., Gymnasialdirektor, Nikols-
burg.
- Pfanhauser Wilh., Fabrikant, Wien.
- Pichler Gabriel, Wien.
- *Pick Alfred, k. k. Bezirksrichter, Wien.
- *Pick Karl, Ingenieur, Lusttal bei Laibach.
- *Pick Rudolf, Maler, Wien.
- *Pininski Leo, Graf, Geh. Rat, Lemberg.
- *Pogatscher Heinrich, Dr., Rom.
- *Pogatschnigg Valentin, Dr., k. k. Hofrat, Graz.
- *Polek Johann, Dr., k. k. Universitäts-
bibliotheksdirektor, Czernowitz.
- *Polivka Georg, Prof. Dr., Prag.
- Pommer Josef, Regierungsrat, Prof. Dr., Wien.
- *Powolny Michael, Bildhauer, Wien.
- *Pražak Wladimir, Freih. v., Hofrat, Wien.
- *Freen Hugo v., akad. Maler, Osternberg.

- *Preindlsberger - Mrazović Milena, Schriftstellerin, Sarajewo.
- *Přikril Franz, Dr. phil., Pfarrer, Thein bei Leipnik, Mähren.
- *Printz Hans, k. u. k. Hauptmann d. R. und akad. Maler, Wien.
- *Probst Karl, akadem. Maler, Wien.
- Purschke Karl, Dr., k. k. Landwehroberintendant, Wien.
- Rabel Henriette, Hauptmannswitwe, Wien.
- Rack Heinrich, kais. Rat, Seitenstetten.
- Rank Franz, Architekt, München.
- Rank Ludwig, Architekt, München.
- Reich Edl. v. Rohrwig Otto, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.
- Reisch Emil, Prof., Dr., Wien.
- Reiterer Karl, Oberlehrer, Trieben.
- Rešetar Milan, Ritt. v., Universitätsprofessor, Wien.
- *Reuschl Karl, Dr., Dresden.
- *Richter Ferdinand, Wien.
- *Rigler Franz, Edl. v., Dr., Graz.
- Robitschek Johann, Prof., Wien.
- *Rodler Günter, Dr., Wien.
- *Rößler Stephan, kais. Rat, Abt des Zisterzienser-Ordensstiftes, Zwettl.
- *Romstorfer Karl A., k. k. Regierungsrat und Konservator, Wien.
- Rothberger Moritz, Wien.
- *Rubido Zichy Steph., Baronin, Abbazia.
- *Rzeszowski Leo, Bürgerschullehrer, Podgorce.
- Sachs Leopold, kais. Rat, Wien.
- *Salzer Josef, Wien.
- *Sarg Karl, Fabriksbesitzer, Liesing bei Wien.
- *Schachinger Norbert, kais. Rat, Konsistorialrat, Abt etc., Schlägl, Post Aigen.
- Schallud Franz, Dekorationsmaler des Deutschen Volkstheaters, Wien.
- Schedle Anton, k. k. Baurat, Linz.
- Schick Georg, Dr., Wien.
- Schima Karl, Dr., Ministerialrat, Wien.
- *Schindler Franz, Wien.
- *Schindler Jakob August, Stadtpfarrer, Klosterneuburg.
- Schlumberger Edl. v. Goldegg Gustav, Wien.
- *Schmidt Georg, Prof., Mies.
- Schmidt Karl, Buchbinder, Wien.
- Schönach Julius, Dr., Präfekt der k. k. thesesianischen Akademie, Wien.
- Schranzhofer Leopold, Professor an der thesesianischen Akademie, Wien.
- Schulz v. Strasznitzki Luise, Wien.
- *Schwäger v. Hohenbruck Oskar, Baron, Innsbruck.
- *Schwegel Josef, Freih. v., k. k. Geheimer Rat, Wien.
- Schwetter Bertha, Wien.
- *Sektion Mark Brandenburg, Berlin.
- *Seidl Gabriel v., Professor, Architekt, München.
- *Seidl Leopoldine, Wien.
- *Seifert Franz, akad. Bildhauer, Wien.
- *Seim Anna, Wien.
- Siebenrock Friedrich, k. u. k. Kustos, Wien.
- *Sieger Robert, Prof. Dr., Graz.
- *Silva-Tarouca Ernst, Graf, Geh. Rat, Prag.
- *Šlebinger J., Prof. Dr., Laibach.
- *Sperber Hans, Dr., Upsala.
- *Springer Hugo, Dr., Abt des Benediktiner-Ordensstiftes Seitenstetten.
- *Staatsgewerbeschule, k. k., Salzburg.
- *Staatsgewerbeschule, k. k., Wien.
- *Staatsgewerbeschule, k. k., Czernowitz.
- *Staatsgymnasium, k. k., Bielitz.
- *Staatsgymnasium, k. k., Iglau.
- *Staatsgymnasium, k. k. II., Czernowitz.
- *Stadt-Museum Znaim.
- *Städtisches Pädagogium, Wien.
- *Steiermärkisches kulturhistorisches und Kunstgewerbe-Museum, Graz.
- *Steindachner Franz, Dr., k. u. k. Hofrat, Wien.
- *Stele Josef, Stein in Krain.
- Stenzl Franz, kais. Rat, Oberpräfekt der k. k. thesesianischen Akademie, Wien.
- *Stift Hohenfurt.
- *Stift Reichersberg am Inn.
- *Stolz Friedrich, Professor, Innsbruck.
- *Strakosch Ignaz, Glaser, Wien.
- *Strele-Bärwangen Richard, Ritt. v., Regierungsrat, Vorstand der öffentlichen Studienbibliothek, Salzburg.
- *Studienbibliothek, Olmütz.
- *Studienbibliothek, Salzburg.
- *Stürgkh Karl, Graf, k. u. k. Geh. Rat und Minister für Kultus und Unterricht, Wien.
- *Sturm Josef, Regierungsrat, Professor, Wien.
- *Subič Johann, Direktor, Laibach.
- *Suppan Michael, Wien.
- *Sztranyak Josef, Photozinkograph, Wien.
- Szombathy Josef, k. u. k. Regierungsrat, Wien.
- *Szuchiewicz Wladimir, Professor, Lemberg.
- Teschner Richard, akad. Maler, Wien.
- *Thirring Julius, Bürgerschullehrer, Wien.
- Thirring Marietta, Wien.

*Tobner Paul P., Stifstkämmerer, Lilienfeld.
 Toldt A., Dr., Augenarzt, Salzburg.
 Toldt Karl jun., Dr., Wien.
 *Toldt Karl, Dr., Hofrat, Wien.
 *Tollich Adolf, Oberförster, Fulnek.
 Tomaschek Edl. v. Stratowa Robert Bellarmin, Dr., Hofsekretär der k. k. statist. Zentralkommission, Wien.
 *Tomiuk Vasili v., Erzpriester, Radautz, Bukowina.
 *Trebitsch Rudolf, Dr., Wien (lebenslänglich).
 *Treichl Leopold, Beamter der Österreichischen Sparkassa, Wien.
 Trojanis Natalis, Dr., Erzpriester, Curzola.
 *Tschinkel Wilhelm, Oberlehrer, Morobitz, Post Rieg, Krain.
 *Tschurtschenthaler Paul, k. k. Richter, Bruneck.
 *Tzigara-Samurcas Al., Professor, Bukarest.
 *Udziela Severin, k. k. Bezirksschulinspektor, Podgorze, Galizien.
 *Universitätsbibliothek, Czernowitz.
 *Universitätsbibliothek, Graz.
 *Universitätsbibliothek, Innsbruck.
 Urban Eduard, kais. Rat, Bankier, Brünn.
 *Verein der niederösterreichischen Landesfreunde, Ortsgruppe Kaltenleutgeben.
 *Verein für bayrische Volkskunde, Würzburg.
 *Verein für sächsische Volkskunde (Prof. Dr. E. Mogk), Leipzig.
 *Vidossich Josef, Dr., Pola.
 *Volkov Theodor, P. of. Dr., St. Petersburg.
 *Volklieder - Ausschluß für Mähren und Schlesien, Brünn.
 Vonwiller Heinrich, Inhaber der Ersten Wiener Walzmühle, Wien.
 *Vukovič v. Vucýdol Anton, Ritt. v., Hofrat, Makarska.
 *Wachs Edmund, Spediteur, Wien.
 Wachs Karoline, Wien.
 Wachtl Fritz A., Professor, Wien.
 Wähner Franz, Prof. Dr., Prag.
 *Wärndorfer Friedrich, Wien.
 *Wahrman Siegmund, Dr., Wien, †.
 *Walcher v. Moltheim Alfred, Oberleutnant, Wien.
 *Waldmann Mathilde, Altenmarkt a. d. Triesting.
 Wartenegg Wilhelm v., k. u. k. Regierungsrat, Wien.
 Weber Anton, Baurat, Wien.
 Weil v. Weilen Alexander, Dr., Universitätsprofessor, Wien.
 *Welzl J., Syndikus, München.

*Weslowski Elias, k. k. Fachschulleiter, Kimpolung.
 *Widmann Johann, Prof. Dr., Salzburg.
 *Wieser Ritt. v. Wiesenhort Franz, Prof. Dr., Hofrat, Innsbruck.
 *Wiener Georg, Gutsbesitzer, Schärding a. Inn.
 *Wigand Moritz, Privatier, Preßburg.
 *Wilczek Hans, Graf, k. k. Geh. Rat, Wien.
 *Wilhelm Franz, k. k. Gewerbeschuldirektor, Pilsen.
 *Wimpffen Franz, Freih. v., k. k. Geh. Rat, Salzburg.
 *Wissenschaftlicher Klub, Wien.
 *Wolf L. v., Professor, Ostende.
 *Wolf Sandor, Wien.
 *Wolfram Alfred, Wien.
 Wretschko Alfred, Ritt. v., Professor, Innsbruck.
 *Zawiliński Roman, Direktor, Tarnów.
 *Zeller Ludwig, Präsident der Handels- und Gewerbekammer, Salzburg.
 *Zillner Anna, Salzburg.
 Zimmermann Franz, Archivar, St. Pölten.
 *Zingerle Oswald v., Prof. Dr., Czernowitz.
 *Ziskal Johann, Wien.
 *Zovetti Ugo, Wien.
 Zsigmondy Karl, Prof. Dr., Wien.
 *Zsigmondy Otto, Dr., Wien.

Ackerbauschulen.

Direktion der höheren landwirtschaftl. Landeslehranstalt, Dublany.
 Direktion der Ackerbauschule, Eger.
 Direktion der höheren Gartenbauschule, Eisgrub.
 Direktion der Landesacker-, Obst- und Weinbauschule, Feldsberg.
 Direktion der Ackerbauschule, Klagenfurt.
 Direktion der landwirtschaftl. Lehranstalt, Oberalm bei Hallein.
 Direktion der k. k. önologischen und pomologischen Lehranstalt, Klosterneuburg.
 Direktion der Landesackerbauschule, Kotzobenz.
 Direktion der Ackerbauschule, Kremsier.
 Direktion der Acker-, Obst- und Weinbauschule, Leitmeritz.
 Direktion der höheren Forstlehranstalt, Mähr.-Weißkirchen.
 Direktion der landwirtschaftl. Lehranstalt „Francisco Josephinum“, Mödling.
 Direktion der landwirtschaftl. Landesmittelschule, Ober-Hermsdorf.

Direktion der Ackerbauschule, Pisek.	Direktion der landwirtschaftl. Landeslehr-
Direktion der landwirtschaftl. Landesmittell-	anstalt, San Michele a. d. Etsch.
schule, Prerau.	Direktion der Landes-Wein-, Obst- und Acker-
Direktion der Landesacker- und Obstbau-	bauschule, Stauden bei Rudolfswert.
schule, Ritzlhof.	Direktion der höheren landwirtschaftlichen
Direktion der landwirtschaftl. Landeslehr-	Landeslehranstalt, Tetschen-Liebwert.
anstalt, Rotholz bei Straß, Tirol.	Direktion der Acker- u. Weinbauschule, Znaim.

Dazu 102 Exemplare an den k. k. Schulbücherverlag in Wien, für die Bibliotheken verschiedener Gymnasien und Lehrerbildungsanstalten in Österreich.

Tauschverkehr und Widmungsexemplare.

Akademie der Wissenschaften, anthropologische Kommission, Krakau.
 † Andree Richard, Prof. Dr., München, Friedrichstraße 9.
 Anthropologische Gesellschaft, Wien, I. Burgring 7.
 Anzeiger der ethnogr. Abteilung des Ung. Nationalmuseums, Budapest.
 Archiv für das Studium der neueren Sprachen, Berlin W., Kaiserin Augustenstraße 73.
 Badische Heimat (Herrn Prof. Dr. F. Pfaff) in Freiburg in Breisgau.
 Blondel Georges, Professor am Collège Libre des sciences Sociales, Paris, rue de Belecchasses 31.
 Bibliothek der k. k. Technischen Hochschule, Wien, IV. Technikerstraße.
 Bosnisch-herzegowinisches Institut für Balkanforschung in Sarajewo.
 Bund der Deutschen Nordmährens, Olmütz.
 Deutscher Volkslied-Verein, Wien, VIII. Langegasse 20/22.
 Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen (Dr. E. Langer), Braunau i. B.
 Direktion der Lehrerbildungsanstalt, Görz.
 Direktion der städtischen Bibliothek, Wien, I. Rathausplatz.
 Finnisch-ugrische Gesellschaft in Helsingfors.
 Fortbildungsverein in Berndorf.
 Franz Josef-Museum für Kunst und Gewerbe, Troppau.
 Geographisches Seminar der k. k. Universität, Wien.
 Germanisches Museum, Nürnberg.
 Gesellschaft der Freunde der böhm. Altertümer, Prag.
 Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich (Prof. Dr. G. Loesche),
 Wien.
 Gesellschaft für Landeskunde, Salzburg.
 Gewerbeschulkommission, Wien, I. Wipplingerstraße 8.
 Großherzoglich badische Universitätsbibliothek, Heidelberg.
 Handels- und Gewerbekammer, Wien, I. Stubenring 8/10.
 Hessische Vereinigung für Volkskunde, Gießen.
 Hofbibliothek, k. u. k., Wien.
 Institut für Kultur- und Universalgeschichte, Leipzig, Schillerstraße 7.
 Krahuletz-Gesellschaft in Eggenburg.
 Konservator A. Hausottter, Pohl bei Zauchtl.
 Mährische Museumsgesellschaft in Brünn.
 Ministerium des Innern.
 Ministerium für Kultus und Unterricht, Wien, I. Minoritenplatz 7.
 Musealverein für Krain in Laibach.
 Museum Ferdinandeum, Innsbruck.
 Museum für deutsche Volkskunde, Berlin, Klosterstraße 36.
 Museum „Francisco Carolinum“, Linz.
 Museumsgesellschaft des Königreiches Böhmen, Prag.
 Museumsgesellschaft in Bergen (Pommern).
 Museumsgesellschaft (Prof. E. Domluyil), Wal-Meseritsch.

- Museumsverein in Waidhofen a. d. Ybbs.
 Revista Lusitana, Lissabon.
 Niederösterreichische Landesbibliothek, Wien, I. Herrengasse 13.
 Nordiska Museet, Stockholm.
 Oberhessischer Geschichtsverein, Gießen.
 Ons Volksleben (J. Cornets), St. Antonius bei Wünegkem, Provinz Antwerpen.
 Polska Sztuka Stosowana, Krakau, Wolska 14.
 Redaktion „Pro Cultura“, Trient.
 Redaktion des „Český Lid“ (Dr. Č. Zibrť), Prag, Na Sloup 12.
 Redaktion des Internationalen Archivs für Ethnographie, Leyden.
 Redaktion des Schweizer Archivs für Volkskunde (Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer), Basel,
 Hirzbodenweg.
 Redaktion of S. Landsmälen, Upsala.
 Redaktion der Zeitschrift für Egerländer Volkskunde (A. John), Eger.
 Seiner Majestät Oberstkämmereramt, Wien.
 Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften (Volodymyr Hnatyuk), Lemberg.
 Slowenischer Geschichtsverein, Marburg.
 Société des Bollandistes, Bruxelles, 14 rue des Ursulines, Belgien.
 Städtisches Museum, Steyr.
 Südslawische Akademie der Wissenschaften in Agram.
 Tschechoslawisches ethnographisches Museum, Prag.
 Universitätsbibliothek, k. k., Wien.
 University of Illinois, Nordamerika.
 Verein „Brage“ (Otto Anderson), Helsingfors, Finnland.
 Verein Deutsche Heimat, Wien.
 Verein für Landeskunde von Niederösterreich, Wien, I. Herrengasse 13.
 Verein für Heimatkunde des Bezirkes Reichenberg.
 Holzinger Fr., Lehrer in Taufkirchen.
 Museumsverein in Schärding.
 Verein für ostniederländische Volkskunde (Dr. K. Later), Utrecht, Catharynesingel 17 P.
 Verein für Volkskunst und Volkskunde, München, Gruftstraße 1.
 Vorstand der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin SW.,
 Königgrätzerstraße 120.
 Vorstand der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Breslau, XIII. Körnerstraße 40.
 Vorstand des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Prag.
 Vorstand des Vereines für Volkskunde, Berlin W. 62, Bayreutherstraße 43.
 Vorstand des Vereines für Volkskunde, Lemberg.
 Württembergische Vereinigung für Volkskunde (Prof. K. Bohnenberger), Tübingen.
 Zeitschrift „Adria“ (Josef Stradner), Triest, Via della Borsa.
 Zeitschrift „Deutsche Erde“ (Justus Perthes) in Gotha.
 Zeitschrift für deutsche Mundarten (Prof. O. Heilig), Rastatt, Baden.
 Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Österreichisch-Schlesien, Troppau.
 Zeitschrift für Heimatforschung „Deutsche Gaue“ (Kurat Chr. Frank), Kaufbeuren.
 Zeitschrift des Vereines für rheinische und westfälische Volkskunde (K. Wehrhan), Frank-
 furt a. M., Güntherburg-Alle 76 I.
 Zweigverein Drosendorf und Umgebung des Allgemeinen niederösterreichischen Volks-
 bildungsvereines, Drosendorf.

Mitteilungen aus dem Verein.

1. Subventionen und Spenden.

Das hohe k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht hat mit Erlaß vom 13. Februar 1912 die bisherige Subvention von K 8000 und einen Zuschuß von K 5250 bewilligt. Seine Durchlaucht Fürst Johann von und zu Liechtenstein hat über besonderes Einschreiten der Direktion in neuerlicher Betätigung fürstlicher Munizenz den namhaften Betrag von K 1500 für Museumszwecke bewilligt. Die Direktion der k. k. priv. Österreichisch-ungarischen Bank hat den Betrag von K 200 gespendet. Für sämtliche gütige Zuwendungen sei auch an dieser Stelle der ehrebetigste Dank ausgesprochen.

2. Jahresversammlung.

Am 28. Februar d. J. hat im Vortragssaal des Wissenschaftlichen Klubs unter dem Vorsitz des ersten Herrn Vizepräsidenten Hofrat Dr. V. Ritter v. Jagić die diesjährige Vollversammlung stattgefunden, bei welcher der Jahresbericht des Vereines, der Direktion des k. k. Museums für österreichische Volkskunde und der von den Revisoren geprüfte Kassaabschluß pro 1911 einhellig und mit lebhaftem Beifall genehmigt wurden. In dankbarer Anerkennung ihrer besonderen Verdienste um den Verein wurden Seine Durchlaucht Fürst Johann von und zu Liechtenstein, Seine Exzellenz der Herr Ministerpräsident Graf Karl Stürgkh und Seine Exzellenz Herr Graf Heinrich Lamberg in Steyr zu Ehrenmitgliedern per acclamationem ernannt. Dem verstorbenen Ehrenmitglied Professor Dr. R. Andree in München, dem Altmeister der deutschen Volkskunde, widmete der Vorsitzende einen warmen Nachruf. Die statutenmäßig ausscheidenden Funktionäre und Ausschußräte: I. Vizepräsident Hofrat Prof. Dr. Ritter v. Jagić, k. k. Truchseß Kommerzialrat Oskar Edler v. Hoeffft, Schriftführer Prof. Dr. M. Haberlandt, Geschäftsführer Anton Dachler, Prof. Dr. Valentin Hintner, Regierungsrat K. A. Romstorfer, Prof. Dr. E. Oberhammer, Pfarrer J. Schindler, Dr. H. Heller in Salzburg, Prof. Dr. R. Meringer und Prof. Dr. M. Murko in Graz, Hofrat Dr. Fr. Ritter v. Wieser in Innsbruck, Kurat J. Lukašek in Zara, Notar J. Pallardi in Mährisch-Budwitz, Prof. Dr. A. Hauffen in Prag und Direktor Rom. Zawilinski in Tarnów wurden wieder-, Prof. Dr. A. Gnirs in Pola neugewählt (letzterer mit dem Mandat für Istrien). Der letztgenannte Herr Ausschußrat hat die Neuwahl bereitwilligst angenommen.

Ferner beschloß die Versammlung mit Stimmeneinhelligkeit eine Reihe von Statutenänderungen, welche durch die Entwicklung der Verhältnisse seit 1895 dringend notwendig geworden waren. Ihr Wortlaut wird nach erfolgter behördlicher Genehmigung mitgeteilt werden. Zum Schluß hielt Herr Dr. A. Martin (Bad Nauheim) einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag „Über die Entwicklung des deutschen Badewesens“, der mit einer großen Zahl überaus interessanter Lichtbilder illustriert wurde. Herrn Dr. Martin wurde vom Vorsitzenden der lebhafteste Dank der Versammlung ausgesprochen.

3. Tauschverkehr.

Der Schriftentausch wurde ausgedehnt auf:

1. Gesellschaft für siebenbürgische Landeskunde in Hermannstadt.
2. Altertumsverein für Södermanland und Småland in Uppsala.

4. Mitgliederbewegung.

Verstorben sind die Mitglieder: Prof. Karl Penka, Dr. Siegmund Wahrmann, Professor Dr. Richard Andree; ausgetreten sind fünf Mitglieder; neu eingetreten sind: Jenny Berkowicz-Borota, Wien; Albert Karl, Leutnant, München; Rudolf Scherer, Wien; Lina Schürer v. Waldheim, Wien; Dr. Artur Halberstadt, Wiener-Neustadt.

5. Herausgabe von zwei Supplementheften

zum XVIII. Bande der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.

1. Der Ausschuß hat beschlossen, eine wissenschaftliche Publikation der von Herrn Dr. R. Trebitsch geschenkweise überwiesenen volkskundlichen Sammlung aus der Bretagne, bearbeitet vom Museumsassistenten Dr. Artur Haberlandt unter dem Titel: „Beiträge zur bretonischen Volkskunde“, unter Beigabe von zirka 50 Textabbildungen und zwei Figurentafeln als VIII. Supplementheft zum Jahrgang 1912 der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ zu veröffentlichen. Herr Dr. R. Trebitsch hat sich in munifizenter Weise bereit erklärt, die Kosten der erforderlichen Abbildungen aus eigenen Mitteln zu tragen, wofür demselben auch an dieser Stelle verbindlichst gedankt sei. Der Preis dieses VIII. Supplementheftes wird im Buchhandel K 4 betragen, für die Mitglieder des Vereines und die Tauschgesellschaften beträgt der Preis K 2. Die Vereinskanzlei übernimmt und erledigt die Bestellungen; die Ausgabe erfolgt im Monat Mai d. J.

2. Desgleichen hat der Ausschuß beschlossen, als IX. Supplementheft eine Abhandlung: „Moderne Pfahlbauten in Bosnien und der Herzegowina“ vom Kustosadjunkten Vejsil Ćurđić (Sarajewo) mit zahlreichen Textabbildungen und zwei Figurentafeln zur Veröffentlichung zu bringen. Buchhändlerpreis K 5, für die Mitglieder und die Tauschgesellschaften K 3. Bestellungen zum ermäßigten Preis übernimmt nur die Vereinskanzlei. Die Ausgabe des Heftes erfolgt im Monat Oktober d. J.

Mitteilungen aus dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

1. Personalien.

König Ferdinand von Bulgarien hat dem Museumsdirektor Professor Dr. M. Haberlandt in besonderer Anerkennung seiner Verdienste um die Förderung der Volkskunde das Kommandeurkreuz des bulgarischen Zivilverdienstordens verliehen.

Der Ausschuß hat Herrn Dr. Artur Haberlandt, welcher seit 1907 als Volontär dem Museum eifrige Dienste geleistet hatte, in Anerkennung seiner besonders erfolgreichen Tätigkeit zum Assistenten des k. k. Museums für österreichische Volkskunde ernannt. Die Jahresversammlung am 28. Februar hat diese Ernennung mit Beifall bestätigt.

2. Vermehrung der Sammlungen.

Ethnographische Hauptsammlung.

a) Ankauf:

1. Zimmergetäfel samt zwei reich beschnitzten Türen und zugehörigem Bauernmobiliar sowie sonstige Kleingeräte. 70 Nummern. Montafontal in Vorarlberg. (Aus den Widmungen *Philipp Ritter v. Schöller* und Durchlaucht *Fürst J. Liechtenstein* erworben.)

2. Aus Niederösterreich: 54 Nummern.

3. Aus Oberösterreich: 144 Nummern.

4. Aus Salzburg: 19 Nummern.

5. Aus Steiermark: 3 Nummern.

6. Aus Tirol: 6 Nummern.

7. Aus Mähren: 2 Nummern.

8. Aus Böhmen: 16 Nummern.

9. Aus Schlesien: 3 Nummern.

10. Aus Galizien: 10 Nummern.

11. Aus Bosnien: 16 Nummern.

12. Aus Siebenbürgen: 3 Nummern.

13. Aus Rumänien: 32 Nummern.

b) Geschenke:

1. Tontöpfchen, Galizien. Von Frau *Roma de Lattre*, Wien.
2. 13 polnische Tonpfeifchen. Von Fräulein *E. Goldstern*.
3. Mittelalterliche Lanzenspitze. Von Herrn *J. Thirring*.
4. Gewürzbehälter, Majolika, Spanien. Von Herrn *Hans Edlen v. Medinger*.
5. Wollhandschuh mit Wirknadel, Bukowina. Von Frau *Th. Scherbanowitz*.
6. Vier Schützentafeln, Kremsmünster. Von Herrn *Konrad Mautner*.
7. Geschnitztes Mangelbrett mit Rollholz, Dänemark. Von Frau *Emmy v. Medinger*.
8. Tonfigur, Oberösterreich. Von Herrn Direktor *Alfred Ritter v. Walcher*.
9. Sammlung von Bestecken, Messern, Gabeln und Löffeln sowie zahlreichen volkskundlichen Objekten aus Oberösterreich, Tirol und Mähren. 359 Nummern. Von Seiner Exzellenz Herrn *Grafen Heinrich Lamberg* in Steyr.
10. Sammlung von bretonischen volkskundlichen Objekten. 272 Nummern. Von Herrn *Dr. Rudolf Trebitsch*.

c) Durch Tausch:

1. 209 Nummern aus Tirol und Salzburg. Vom *Museum für Völkerkunde in Hamburg*.
 2. 25 Holzschnitzarbeiten von Ebensee und aus der Vichtau. Von Herrn stud. techn. *E. Müller* in Wien.
- Die Gesamtzahl der Einläufe betrug daher bis 15. März 1912 1267 Nummern.

Bibliothek.

Der Zuwachs der Bibliothek betrug außer den regelmäßig einlaufenden Fachzeitschriften 27 Nummern, darunter Geschenke des Herrn *Paul Banéat* in Rennes, Fräulein *E. Goldstern*, Professor *Dr. J. Vidossich*, des *Ungarischen Nationalmuseums* in Budapest.

Photographien und Abbildungen.

An Photographien wurden 65 Nummern erworben, darunter Geschenke vom Fachlehrer *K. Adrian* in Salzburg, Miß *A. S. Levetus*, *R. Nayer* in Schruns, *G. Sagmeister* in Bregeuz. Der Zuwachs an Abbildungen und Ansichtskarten betrug 53, darunter Geschenke von Herrn *Konrad Mautner*, *Dr. R. Trebitsch* und *Prof. Ed. Domluw* in W.-Meseritsch.

Sämtlichen Spendern wird auch an dieser Stelle der verbindlichste Dank der Museumsdirektion ausgesprochen.

3. Museumsarbeiten.

Vorstehender außerordentlich großer Einlauf wurde inventarisiert, soweit als nötig restauriert und zum Teil durch Auswechslung mit den älteren Beständen zur Aufstellung gebracht, zum Teil weggepackt. Der Museumsdirektor erstattete dem hohen Ministerium für Kultus und Unterricht, dem hohen Ministerium für öffentliche Arbeiten, der k. k. Zentralkommission für Kunst und historische Denkmale sowie dem Landesverband für Fremdenverkehr von Niederösterreich in verschiedenen Angelegenheiten ausführliche schriftliche Gutachten. In Museumsangelegenheiten wurden Reisen nach Linz, Salzburg, Steyr und München ausgeführt. Die Museumssammlung wurde unter Beihilfe der Direktion benützt von dem Herrn *Grafen Fr. Luxburg*, Atelier *Kickelhayn* in Dresden, *Prof. J. Tvrdy* in Wischau, *Prof. Dr. Edmund Schneeweiß* in Zwickau, *Prof. J. Riegler* in Klagenfurt, Maler *Pavel Sochan* in Turóc-Szent Marton, Sammler *Iklé* in St. Gallen, Kunstverlag *J. Promberger* in Olmütz, k. u. k. Hofkunstanstalt *J. Löwy* in Wien und anderen. Die Zöglinge der k. k. Kunstgewerbeschule benützten, wie bisher, die Sammlungen in ausgiebigster Weise. — Von dem Werke: „Oesterreichische Volkskunst“, herausgegeben von *Prof. Dr. M. Haberlandt*, veranstaltete der Verlag eine vermehrte Sonderausgabe des textlichen Teiles, zu welchem Behufe verschiedene textile Objekte der Sammlungen photographisch aufgenommen wurden. Zur Publikation

in dem offiziellen Jagdwerk der Internationalen Jagdausstellung wurden ebenfalls verschiedene Objekte des Museums photographisch aufgenommen.

4. Besuch des Museums.

Korporative Besichtigungen erfolgten durch:

1. Fortbildungsschule der Kleidermacher, IV. Phorusgasse 10.
2. Fortbildungsschule der Kleidermacher, IV. Schaumburggasse 7.
3. Fortbildungsschule der Kleidermacher, VIII. Lerchengasse 19.
4. Fortbildungsschule der Kleidermacher, XII. Neuwallgasse 26.
5. Fortbildungsschule der Kleidermacher, XVI. Payergasse 18.
6. Fortbildungsschule der Kleidermacher, XVII. Geblergasse 31.
7. Fortbildungsschule der Kleidermacher, XVIII. Alseggerstraße 37.
8. Fortbildungsschule der Kleidermacher, XX. Jägerstraße 54.
9. Fortbildungsschule der Kleidermacher, XX. Treustraße 9.
10. Fortbildungsschule der Riemer und Sattler, V. Bachergasse 14.
11. Fortbildungsschule der Wäschewarenhersteller, V. Stolberggasse 53.
12. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, I. Zedlitzgasse 9.
13. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, II. Darwingasse 14.
14. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, IV. Alleegasse 11.
15. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, V. Castelligasse 25.
16. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, VI. Loquaipplatz 4.
17. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, VII. Zieglergasse 49.
18. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, VIII. Josefstädterstraße 95.
19. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, IX. Währingerstraße 43.
20. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, X. Erlachgasse 91.
21. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, XI. Enkplatz 4.
22. Mädchenbürgerschule, IX. Glasergasse 8.
23. K. k. Kunstgewerbeschule in wiederholten Partien.
24. Gabelsberger-Stenographenverein.
25. Korps der k. k. Sicherheitswache in wiederholten Partien.

Schluß der Redaktion: 15. März 1912.

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Das rumänische Bauernhaus in der Bukowina.

Von Elias Weslowski.

(Mit 33 Textabbildungen und 6 Abbildungen auf 3 Tafeln.)

Die Aufrichtung des rumänischen Bauernhauses, früher Sache der bauenden Familie selbst, wird heute schon vielfach mit Heranziehung von Zimmerleuten besorgt, wobei natürlich die Hausleute werktätig mithelfen, die ja alle mit Holzarbeit recht gut umzugehen wissen. Das Zimmererhandwerk ist mancher Familie traditionell, sogar noch in ganzen Gemeinden Ortsgewerbe, woraus der Hausbautypus mancher Gemeinden mit ihrem ausgesprochen lokalen Charakter resultiert.

Die Entwicklung des rumänischen Bauernhauses.

„Casă i legea din bătrâni
Din bătrâni din oamenii buni.“

Aus der Frühzeit des rumänischen Volkes, da es noch als nomadisierende Hirten ohne eigentlichen bleibenden Wohnsitz sein dürftiges Dasein fristete, ragen als die primitivsten Bauten je nach der Örtlichkeit die aus Holz oder Rutengeflecht oder aus gestampfter und mit Glut gehärteter Erde aufgeführten Hütten, wie solche oft von den Feldhütern als Nachtobdach oder Unterschlupf bei regnerischem Wetter noch heutzutage benützt werden, in die Gegenwart herein. Ähnliche Einrichtungen, aber solider gebaut, sind die auf der Alm im südlichen Teil des Landes vorkommenden Winterhütten (bordeie de earnă, tirlă), die als Wohnstätte für die während des Winters mit der Aufsicht und Wartung oft großer Viehbestände betrauten Familienmitglieder oder dem Gesinde dienen. Solche aus Rundhölzern oder Spaltholz erbauten Hütten werden nicht gar selten von armen Bauernfamilien bezogen. Sie bestehen nur aus einem Raum (»Casa« = Haus und Stube) und bilden den Anfang zum sogenannten Einstubehaus. (Fig. 10.) Derartige Wohnungen treffen wir auch gegenwärtig bei den meisten wohlhabenderen Bauern im weiten Hofraume unweit der eigentlichen Behausung placiert an. Sie heißen »Sommerhütten« (colibă de vară) und werden während der wärmeren Jahreszeit, aber mitunter auch im Winter, von der engeren Familie bewohnt, meist von den Kindern, bei reicheren Wirten auch von den Knechten. Die Frontseite ist immer gegen Süden gerichtet. Die erwachsenen Inwohner benützten die Wohnstube nur des Nachts, während sie in der wärmeren Jahreszeit im Freien schliefen. Dieses einräumige Haus besaß und besitzt noch keine Diele. Der Herd befand sich in der Mitte des

Raumes. Er war die gesuchteste Schlafstelle; mit den Füßen gegen den Herd gerichtet, lagerten sich die Hausbewohner um denselben.

Die Erweiterung dieses einfachsten Wohnhauses datiert aus der Zeit, als der Herd an die Wand gerückt wurde und bereits eine Diele besaß. Sie erfolgte durch Unterteilung in zwei ungleich große Räume, den kleinen vorderen Teil, das Vorhaus (camara, tindă) und in die eigentliche Wohnstube. Man gelangte nunmehr aus dem Freien nicht mehr direkt, sondern durch das Vorhaus, das zumeist ganz finster war, in den Wohnraum. In einigen Fällen wurde an der hinteren Wand zur Beleuchtung ein Fensterchen von der Größe einer Handspanne (schioapă) angebracht oder, wie es noch jetzt in der Moldau



Fig. 10. Einstubenhäuschen in Fundul-Moldovič.

vereinzelt anzutreffen ist, unmittelbar bei der Eingangstüre ein rundes Loch von 10 cm Durchmesser ausgebrannt, das die Stelle eines Fensterchens vertrat. Das Vorhaus wurde vorwiegend als Vorratskammer (camară) benützt. In mancher Gegend besitzt eine solche Kammer ringsum gewöhnliche Holzbänke. Von hier aus kann man mittels einer gewöhnlichen Leiter zum Dachboden gelangen (die Stube hat eine Decke), während bei ausgesprochenen Einraumhäusern der Aufstieg durch eine Lucke (Öffnung) oberhalb des Backofens bewerkstelligt werden konnte. Backofen und offenen Herd trifft man entweder in der Stube oder auch im Vorhaus, im letzteren Falle wird an derselben Wand jedoch in der Wohnstube nur der Ofen angegliedert, der aber mit dem Herd durch ein Rohr (galeată) in Verbindung steht. Dies ist aber eine ganz neue Einrichtung. (Fig. 11.)

Als weiterer Fortschritt in der Entwicklung des Bauernhauses ist die Teilung des Vorhauses durch eine Querwand in einen vorderen und einen rückwärtigen Teil zu betrachten; ersterer ist dann das eigentliche Vorhaus, letzterer dient als Speisekammer und ist ganz dunkel. (Taf. I, Fig. 1.)

Das vollkommene, derzeit in der Bukowina, Rumänien und Siebenbürgen am meisten verbreitete Bauernhaus ist durch die Angliederung eines kleinen Zimmers (*casa mică*) an den vorher besprochenen Typus entstanden. Es besteht nunmehr aus der kleinen Stube, dem Vorhäuschen, dahinter der Kammer und der großen Stube (*casa cea mare*), dem sogenannten Paradezimmer. (Taf. I, Fig. 2.)



Fig. 11. Bauernhaus samt Anlage in Jacobenl.

Vor der äußeren Tür, durch welche man in das Vorhäuschen gelangt, bemerkt man in den Gebirgsorten des Landes zumeist eine offene Laube, mit einer Eingangstür zum Vorhause. Vom Vorhause aus führt nach rechts eine Tür zum Paradezimmer und eine nach links zum gewöhnlichen Wohnzimmer. (Taf. II, Fig. 1.) Der Länge nach gegen Norden, unmittelbar beim Backofen, wird das Paradezimmer durch eine Bretter- oder Dielenwand abgegrenzt, wodurch ein kleiner länglicher Abteil ohne Tür entsteht. Dieser Teil des Zimmers wird vom bäuerlichen Brautpaar nach der Hochzeit bezogen, er ist aber auch der Ort, wo sich die Eheleute an- und auskleiden. Sonst wird er zur Unterbringung all jener Habseligkeiten verwendet, die im eigentlichen Paradezimmer ihres minderen Aussehens wegen nicht aufgestellt werden können. Seltener kommt es vor, daß unter dem kleineren Zimmer

oder auch dem Vorhause ein gemauerter Keller vorhanden ist. An der westlichen Schmalseite des Hauses oder nur an der rückwärtigen Längswand, mitunter an beiden genannten Teilen, werden noch die

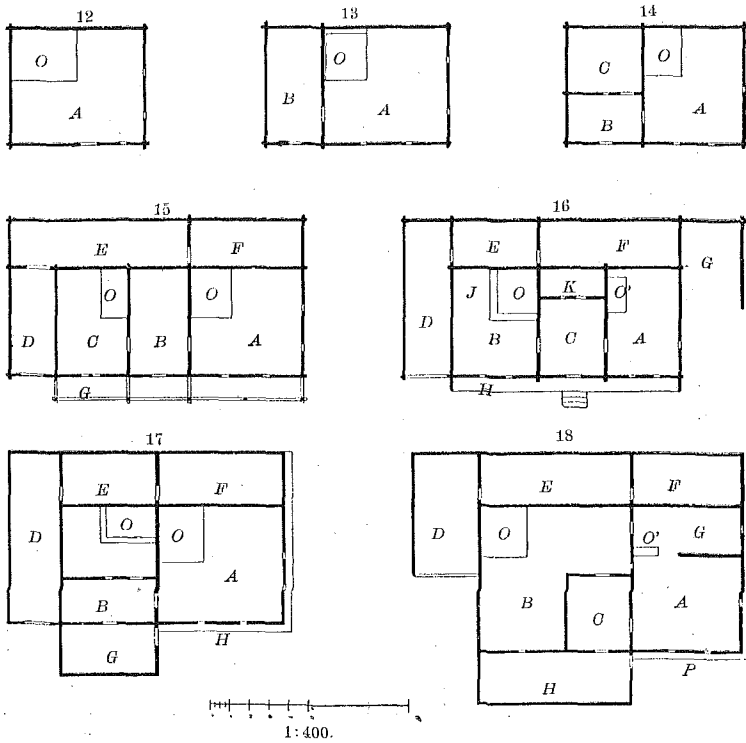


Fig. 12—18. Grundrisse typischer Bauernhäuser.

Erklärungen der einzelnen Grundrisse:

Fig. 12.
A = Stube.
O = Herd und Backofen.

Fig. 13.
A = Stube.
B = Vorhaus.
O = Herd und Backofen.

Fig. 14.
A = Stube.
B = Vorhaus.
C = Kammer (kleine Stube).
O = Herd und Backofen.

Fig. 15.
A = Paradezimmer.
B = Vorhaus.
C = Wohnstube.
O = Herd und Backofen.

D = Schuppen.
E, F = Stall.
G = Offener Gang

Fig. 16.
A = Paradezimmer.
B = Wohnstube
C = Vorhaus.
D = Remise.
E = Kleinviehstall.
F = Hornviehstall.
G = Waschraum und offener
Herd.
H = Prisca.
J = Ofenbank.
K = Viktualienkammer.

Fig. 17.
A = Paradezimmer.
B = Vorhaus.

C = Kleine Stube.
D = Schuppen.
E = Kleinviehstall.
F = Großviehstall.
G = Laube.
H = Prisca.
O = Herd und Backofen.

Fig. 18.
A = Paradezimmer.
C = Vorhaus.
B = Wohnstube.
D = Schuppen.
E, F = Stallungen.
G = Ankleideraum.
H = Laube.
O = Herd und Backofen.
O' = Ofen.
P = Sockelbank oder Prisca.

Stallungen angebracht. Die allerwichtigsten Grundrißlösungen der alten typischen Bauernhäuser sind aus den Figuren 12—18 zu entnehmen.

In den alten ehemaligen Fürstenstädten des Landes, wie Sereh und Suczawa, mit ihrer Jahrhunderte alten Kultur, jedoch vielfach vom Morgenland beeinflusst, weil sie an der eigentlichen Handelsstraße von jeher, die den konservativen Orient mit dem vielfach bewegten Okzident verbindet, gelegen sind, traf man vor nicht gar alter Zeit eine in charakteristischer Richtung äußerst günstig entwickelte Bauernhaustype der besseren Stände, bewohnt von Bojaren, Ruptaş und Fruntaş, die vermöge ihrer eigenartig entwickelten, mit gedrehten Balustraden versehenen Lauben oder Vorbau besonders auffallend sind und bis nun nur noch in einem Exemplar in Suczawa vorhanden sind.

Der Vollständigkeit halber wird noch eine äußerst interessante Bauernhaustype, abweichend von den bis nun beschriebenen Bauernhausformen in Bezug auf die Konstruktion und ihre originelle Grundrißlösung, vorgeführt, ein Typus, der im gebirgigen Teil des Königreiches Rumänien im Bezirk »Gorj« und Umgebung anzutreffen ist, unter welchem das Haus des »Moş Moguş«, das sich zurzeit im Bukarester Museum (»Museul pentru arta si etnografie naţională«) aufgestellt befindet, vielfach besprochen wurde; das Haus ist ganz aus Eichenholz ausgeführt, ist 9·5 m lang, 5·95 m breit und 2·20 m hoch. Eine besondere Zierde des Hauses ist die vorn angebrachte Laube, aus der man in den offenen, mit schönen Säulen verzierten Gang gelangen kann. Der Vorbau und die zierlichen Säulen des Ganges besitzen originell ausgeführte Schnitzereien. Das Haus selbst hat drei innere Räume, die eigentlich klein zu nennen sind. Jeder dieser Räume besitzt je eine äußere Eingangstür, das eigentliche Wohnzimmer von über 10 m² Flächenraum wird von zwei Fenstern belichtet. Hier befindet sich auch der Ofen. Aus diesem Zimmer gelangt man durch eine Verbindungstür, das auch vom Gang aus eine Tür aufweist, in den mittleren Raum, der Küche mit dem auf niedrigem Sockel befindlichen offenen Herd, auf den ein aus Rutengeflecht ausgeführter Rauchhut aufgestülpt ist. Der dritte Raum, ohne Fenster, kann nur vom Gange aus betreten werden, wird als Vorratskammer verwertet und heißt Keller (pivniţă), trotzdem er diese Benennung gar nicht verdient.

Die Sennhütte und andere Hütten, das Zelt, das bewegliche Haus.

Im Frühling, gewöhnlich zu St. Georg, werden die Schafherden, nachdem noch zuvor die Lämmer von den Mutterschafen geschieden werden, ins Gebirge getrieben, wo sie den ganzen Sommer bis zum Spätherbst verbleiben. Vom Oberhirten (baciū) unter Mitwirkung der Hirten (ciobani) und seiner Gehilfen (strungari) (letztere zumeist Knaben) wird vorerst die Sennhütte aufgerichtet oder von neuem hergestellt. Der Bau in seiner jetzigen Gestalt und Konstruktion

scheint im Laufe der vielen Jahrhunderte unverändert geblieben zu sein. Zumeist aus Rundhölzern, deren Stämme an Ort und Stelle gefällt werden, aufgeführt, weist die Sennhütte einen Flächenraum von 6 bis 8 m² auf und ist zumeist mannshoch. Der Einfachheit wegen ist hier entgegen den Überlieferungen an Stelle des stets beim Hausbau usuell gewesenem Walmdaches ein offenes Giebeldach errichtet worden. Als beliebte Dachdeckung ist gewöhnlich Baumrinde, mit Steinen beschwert, in Gebrauch. Der an und für sich kleine Raum wird in zwei Teile, und zwar in den eigentlichen Lagerraum (coliba), wo der Oberhirt, ja mitunter auch ein Teil der übrigen Hirten des Nachts schlafen und in dem bei Tag die Käsebereitung vorgenommen wird, und in den zweiten Raum, die Vorratskammer (cămarnic, chelar) gesondert. Im erstgenannten Raum befindet sich auf ebener Erde der Herd, über den an einer Holzschwinde (vîrtej) ein großer Kessel hängt. Seltener bemerkt man an Stelle der Holzschwinde zwei am oberen Ende gabelförmig verästelte, in lotrechter Linie in die Erde getriebene Aststücke (furci), auf denen eine Längsstange (drugar, durubați) in wagrechter Richtung zur Aufnahme eines Asthakens, an dem der Kessel angebracht wird, ruht. Die Eingangstür der Sennhütte, die nicht einmal bis zum Abschlußbalken reicht, ist äußerst primitiv. Sie besteht aus einem mit der Axt roh gezimmerten Holzstamm. Unweit der Sennhütte bemerkt man zumeist noch zwei Einrichtungen. Es ist dies ein offenes Zelt (coșer de oi, perde) (Taf. II, Fig. 2), bestehend aus vier Fichtenstangen, auf denen eine Art Verdachung ruht. Die hiezu benützten Stangen bestehen aus herausgehobenen jungen Fichten mit ihren rechtwinkelig laufenden Wurzelstücken. Zur Herstellung des genannten Zeltes werden die Holzstangen derart benützt, daß entgegen der bisherigen Gepflogenheit die dickeren, jedoch rechtwinkelig laufenden Wurzelteile nach oben zu stehen kommen, während das dünnere Ende in die Erde getrieben wird. Das besprochene Zelt wird bei regnerischem Wetter zum Melken der Schafe benützt, während hinter demselben die eigentliche Umfriedung (țarc) für die Schafe sich befindet. Mittels eines gewöhnlichen Zaundurchlasses oder Pferehs (zavoară, strungă) gelangen die Schafe einzeln in das Zelt, wo sie von den Gehilfen gemolken werden.

In unmittelbarer Nähe wird gar oft noch ein anderer Unterschlupf (coliba la vatră) für den übrigen Teil der Hirten und Gehilfen, die in der eigentlichen Sennhütte Raum mangels keine Unterkunft finden können, bemerkt. Diese Hütte ist stets von einer aus Spaltholz aufgeführten Umfriedung (nimet) umgeben, in der des Nachts die Schafe, bewacht von den wachsamem Schäferhunden, untergebracht werden.

Im gebirgigen Teil des Landes mit seinen reichen, von der Wohnung jedoch entlegenen Wiesen und Weiden wird auch eine andere Art Hütte, »Bordei« genannt (Fig. 19), in der die mit der Pflege und Wartung der mitunter großen Viehbestände betrauten Familien-

angehörigen oder das Gesinde überwintern, angetroffen. Diese Hütte ist dem bereits beschriebenen Einstubehaus ähnlich, nur ist sie noch von einer Umzäunung umgeben, in deren Mitte die Heuschober stehen. Die Hütte samt Umzäunung heißt im Volksmunde »Tîrlă«. Die Umfriedung selbst, die in den meisten Fällen primitiv überdacht ist und dem Hornvieh bei naßkaltem Wetter Schutz bietet, wird »Corlă« genannt.



Fig. 19. Bauernhütte in Valea-Putnei.

Noch primitiver als die besprochenen zeitweilig bezogenen Wohnungseinrichtungen sind die Zigeunerhütten. Wiewohl die Zigeuner der Bukowina ein selbständiges Volk bilden, werden sie hierzulande doch zu den Rumänen vielleicht auch deshalb gezählt, weil sie sich auf rumänischem Gebiete der rumänischen Sprache bedienen. Aus diesem Grunde soll hier in Kürze auch der Zigeunerhütten Erwähnung getan werden.

Die Zigeuner, welche Leibeigene der Klöster waren, haben sich später in einigen Kolonien, wie Stupca, Ropcea, Ulva, konzentriert. Sie bewohnen zwei Arten von Hütten, und zwar ausgesprochene Erdhütten und Hütten aus Rutengeflecht mit Lehm beworfen und mit einer kegelförmigen, aus Binsen, Stroh, Reisig und Rasen hergestellten Bedachung.

Die Erdhütten sind 1 bis 1,5 m tief in die Erde gegraben. Ihr Flächenmaß beträgt 4 bis 6 m². An den vier Ecken wird je ein unbehauener Baumstamm, dessen oberes Ende von Natur aus eine gabelförmige Verästelung aufweist, in lotrechter Stellung in die Erde versenkt. Auf diese werden die Längshölzer gelagert, deren Enden

mit zwei Querhölzern als eigentliche Stütze für die Firstbalken verbunden sind. Astwerk, Rinde, Schwarten, Binsen, Stroh ist das eigentliche Material für die Bedachung, worauf noch Erde geschüttet oder Rasen gelegt wird.

Ein einziges, kaum eine Handspanne breites Fensterchen, durch das spärliches Licht in das sonst düstere Gemach dringt, ist an der Längsseite einer Wand angebracht, die niedrige Tür hingegen, durch die man in gebückter Stellung ins Innere gelangen kann, ist an der gegen Süden gerichteten Schmalseite anzutreffen.

In der bewegten Zeit der Tatareneinfälle und der Türkennot mußten die Rumänen des Flachlandes allzuoft Gut und Habe zurücklassen, um schleunigst ihr nacktes Leben retten zu können. Aus dieser Zeit stammen die einfachen Hütten aus Rutengeflecht (*colibă de nuele*), deren kreisförmiger Grundriß einen Durchmesser von $2\frac{1}{2}$ bis 3 m^2 aufzuweisen hatte. Sie waren von innen nur mit einem Gemisch von Stroh, Kuhmist und Tierhaaren beworfen, hierauf geglättet und geweißt.

Das eigentliche Gerippe, die vertikalen Teile des Hauses, bestand der Leichtigkeit wegen aus Linden- oder Weidenästen, während das zum Flechten bestimmte Material Steinweide war. Im Innern dieser primitiven Hütte (mit nur einer einzigen Stube) befand sich ein Herd, darüber der Rauchmantel und angelehnt der Backofen, die insgesamt die Hälfte der Stube einnahmen. Der obere Teil des Backofens diente auch als Liegeplatz und Schlafstätte. Zu den unentbehrlichsten Gebrauchsgegenständen gehörte natürlich die vielfach in Gebrauch stehende Handmühle (*rîsnița*). In großer Not, wenn das Getreide ausgegangen war, wurden oftmals Eicheln und Rinde von Ulmenbäumen zu Mehl gemahlen und mit Hirse vermengt zu Brot gebacken. Maßnahmen, die gewöhnlich im Winter getroffen werden mußten, denn die wärmere Jahreszeit mit ihrer reichen Waldvegetation bot den Flüchtlingen Nahrungsmitteln in reicher Auswahl. Diese Nothäuschen, denn anders können sie nicht genannt werden, sollen dakischen Ursprunges sein, sind jedoch vielfach den Wagenhäusern der Hunnen ähnlich, ruhten gewöhnlich auf vier starken unbeschlagenen Rädern und wurden beim Herannahen des Feindes von grauen Ochsen (*boii porumbari*) gezogen. Das genannte transportable Nothaus besaß anfangs an der Schmalseite je eine Gabeldeichsel (*proșap*). Bei den damaligen schlechten Wegen war es schier unmöglich, mit einem solchen Wagen umzukehren. An Stelle der Gabeldeichsel wurden mit der Zeit andere gebrauchsfähigere Einrichtungen, ähnlich den Lafetten (*dricuri*), angebracht, um hiedurch das Einspannen der Ochsen von vorn nach rückwärts raschest zu ermöglichen. Mit der Zunahme der Bevölkerung und Erstarkung derselben entstand späterhin an Stelle der beweglichen Häuser eine Art Häuserfestung, die oft den verderbnisbringenden Einfällen durch längere Zeit, bis Hilfe im Anzuge war,

Widerstand leisten konnte. Die Häuser naher Verwandter wurden ringförmig aneinandergelagert, an der Außenseite derselben Stallungen aus starken Holzbalken angegliedert, vor welchen noch Gräben und Wälle mit Zugbrücklein errichtet wurden.

Herd- und Heizanlagen.

Die Erzeugung des Feuers, wenn auch uralte, war in den frühesten Zeiten schwierig und umständlich, daher auch die Hütung desselben äußerst sorgfältig. Der Rumäne kennt noch jetzt das sogenannte »lebende Feuer« (foc viu), das er in der Not in Feld und Wald erzeugen kann. Es wurde durch die rasch rotierende Bewegung eines härteren lotrechten Holzstückes in der Oeffnung oder Spalte eines wagrechten trockenen, jedoch weicheren Holzteiles, mitunter auch durch das Einschlagen eines Pflöckes (par) in einen trockenen Holzstamm erzeugt. Feuerschwamm und Zunder waren noch vor Jahren allgemein in Gebrauch. Diese Feuerutensilien kommen noch jetzt oft in Verwendung. In den Sennhütten der entlegenen Gebirgsweiden geht im Winter das Feuer gar nicht aus. Es werden zumeist während der Nachtzeit knorrige Holzstücke aufs Feuer gestellt, die mitunter durch mehr als 15 Stunden glimmen. Im Freien auf ebener Erde, von Wind und Luftzug geschützt, spießten die Hirten oft bei feierlichen Anlässen ein Lamm oder ein ganzes Schaf, das sie am offenen Feuer brieten. Nicht selten hängt man noch jetzt im Freien auf zwei flachen Sandsteinen oder an einen Baumast den Mamaligakessel, unter dem das Feuer lustig prasselt. Wer die Bukowina im Herbst durchwandert, bemerkt am Lande primitive, in die Erde, gegrabene Herdanlagen von zylindrischer Basis, auf deren oberen Öffnungen ein großer, kupferner Kessel steckt. Durch eine seitliche Öffnung wird das Feuer unterhalten. In der entgegengesetzten Seite ist eine kleine runde Öffnung als Rauchdurchlaß angebracht. Auf solchen Herdanlagen werden Früchte, und zwar Pflaumen und Birnen zu »Powidl« gesotten.

In der Mitte des Zimmers, anfangs auf ebener, später etwas erhöhter Erde, wurde gekocht und gebacken. Die aus Schwarzerde erzeugten flachen Töpfe wurden zu beiden Seiten des Feuers gestellt. An Stelle des später hinzugekommenen eisernen Dreifußes (firoste, hiroste) benützte man früher Sandsteine oder flache Kieselsteine von gleicher Dicke. Die flachen Kochgeschirre, die sogenannten Reindl (tigae), mußten von unten erhitzt oder aber auf glühende Kohlen gestellt werden. So wurden auch die irdenen Kessel (hărgăie, hărdăie), in welchen anfangs die rumänische Nationalspeise Mamaliga aus Hirse, später aus Mais gekocht wurde, verwertet. Die Einführung des eisernen oder kupfernen Kessels (ceaon) gab Anlaß zur Aenderung in der früheren Benützung der Kochgeschirre. Anfangs hing der Kessel an dem Ast eines Holzstückes (cuzbă), welches in die

Erde geschlagen wurde. Mitunter wurden beiderseits des offenen Herdes zwei gabelförmige Holzpflocke an dem dickeren zugespitzten Ende in die Erde getrieben und auf dem horizontal daraufgelegten Holz- oder Aststück hing der Kessel. Mit der Zeit wurde der Kochkessel, in dem alles gekocht wurde, an einem Strick oder Geflecht aus Bast, Hanf oder Weidenruten, später an einer eisernen Kette an einem Dachbalken befestigt. Zu dieser Zeit besaß das Bauernzimmer noch keine Bodendecke. Der Rauch entwich durch die Dachsparren, Dachritzen und Dachlücken. Diesen recht primitiven Herd treffen wir vereinzelt noch in ganz entlegenen Sennhütten der Waldkarpathen, öfter jedoch bei ärmeren Familien in dem im rückwärtigen Teil des Hauses befindlichen Schupfen (şură, lemnar). Zumeist hängt der große kupferne Kessel, in dem die Milch zu Käse (caş) in der Sennhütte gekocht wird, an einem hölzernen Kran. Die Kesselschwinge, deren vertikaler Teil am oberen und unteren Ende in einer Holzpfanne drehbar ist, besitzt einen versteiften horizontalen Teil, an dem der Kessel befestigt werden kann. So eingerichtet, kann der wagrechte Teil samt dem daranhängenden Kessel je nach Bedarf zum Feuer oder vom Feuer gedreht werden. Derartige Kesselschwingen sind auch in den sogenannten Sommerküchen (bucătărie de vară), die bei besser situierten Bauern im Hofe vor dem eigentlichen Wohnhause aufgeführt werden, allgemein. Um jedoch das Tiefer- und Höherstellen bewerkstelligen zu können, werden hölzerne, an beiden Seiten von Natur hakenförmig gebogene Aststücke, in neuerer Zeit auch von Zigeunern erzeugte Haken, mitunter auch Ketten, verwendet. Gewiß war die kniende oder hockende Stellung der beim Kochen beschäftigten Personen keine beneidenswerte. Auch die Lage des Herdes war keine richtige. Mit der Zeit wurde daher der Herd an die Wand gerückt, bestand nunmehr aus einer aus Lehm gestampften, später gemauerten prismatischen Erhöhung von quadratischer oder rechtwinkliger Basis. In der Zeit der Benützung des erhöhten Herdes besaß das Bauernhaus, das noch aus einem Zimmer bestand, eine Zimmerdecke. Um dem lästigen Rauch einen Abzug zu gewähren, wurde in der Bodendecke eine genügende Öffnung gelassen. Der Rauch gelangte aus der Stube in den Dachbodenraum, konservierte dortselbst die Holzbestandteile und die zum Räuchern aufgespeicherten Fleischvorräte. Nun wurden diese Herde aus der Wohnstube gänzlich verdrängt. Wir finden sie aber noch im Vorhäuschen oder in der gesonderten Sommerküche, die während der warmen Jahreszeit als beliebte Schlafstätte und Wohnstube für das Gesinde, oft auch von den Familienangehörigen in Anspruch genommen wird. Als besonderen Fortschritt in der Entwicklung der Herdanlagen muß die Anbringung eines Rauchmantels (horn, coş) bezeichnet werden. Urkundlich nachweisbar kommt derselbe schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts vor; doch muß seine Existenz nach

der Aussage des griechischen Schriftstellers Paul de Aleppo, der der Meinung ist, daß diese Herdanlage von den Dakiern ererbt wurde, noch älteren Datums sein. Im Vereine mit der beschriebenen Herdanlage, welche wohl die älteste nicht nur bei den Rumänen der Bukowina, sondern auch bei ihren Stammverwandten in der Moldau, Siebenbürgen und Bessarabien ist, treffen wir auch den Backofen (cuptor).

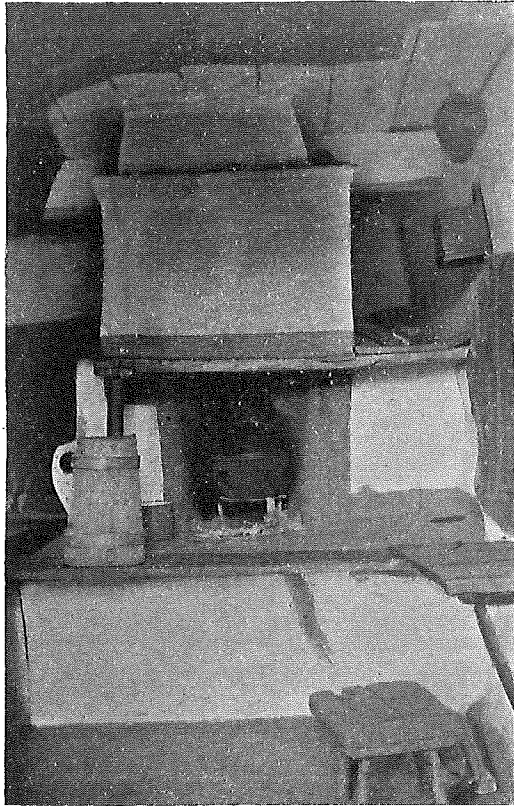


Fig. 20. Herdanlage, Backofen und Ofenbank in Ciocanesti.

Der Herd und der Backofen (Fig. 20) sind in früheren Zeiten nur aus Lehm, der Rauchmantel aus Lehm oder farbigen Kacheln, in neuer Zeit aus Steinplatten und Ziegeln erzeugt worden. Der an der Zimmerwand befindliche Teil des Herdes heißt »Cotruță«. Es ist ein Plätzchen, welches die Kinder während der kalten Winterzeit gern aufsuchen, um ihre Füße am brennenden Feuer erwärmen zu können. Am Fuße des Herdes befindet sich zumeist eine Nische (cotlon), in der die zerkleinerten Holzstücke aufbewahrt werden. Über dem Herd befindet sich der Rauchmantel, in verschiedenen Formen, aufgestülpt. Er ist prismatisch, oft hat er die Form eines abgestumpften Prismas mit ein bis zwei Abstufungen. Zumeist ist er glatt, mit einem überragenden Abschluß als oberste Bekrönung, selten trifft man aber auch

etagenartige und runde Formen. (Fig. 21.) An der vorderen freien Seite wird der Rauchmantel von Säulchen (columnne) gestützt. Die Säulchen, »pociumbă« genannt, sind oft zierlich mit Kerben und Schnitzereien reichlich versehen, werden meist aus Holz, seltener jedoch auch aus Eisen angefertigt. Die am Rauchmantel durch den terrassenförmigen Aufbau bedingten horizontalen Flächen (pichiciuri, chimineț, plescă) von 4 bis 8 *cm* Breite dienen zur Aufbewahrung des Salzes, des Leuchters, der Holzlöffel und der Zündhölzchen. An dem oberen Teil des Rauchmantels befindet sich der Rauchschlot (cahlă, galeată), der nur bis an die Oberfläche des Dachbodens reicht. In vielen

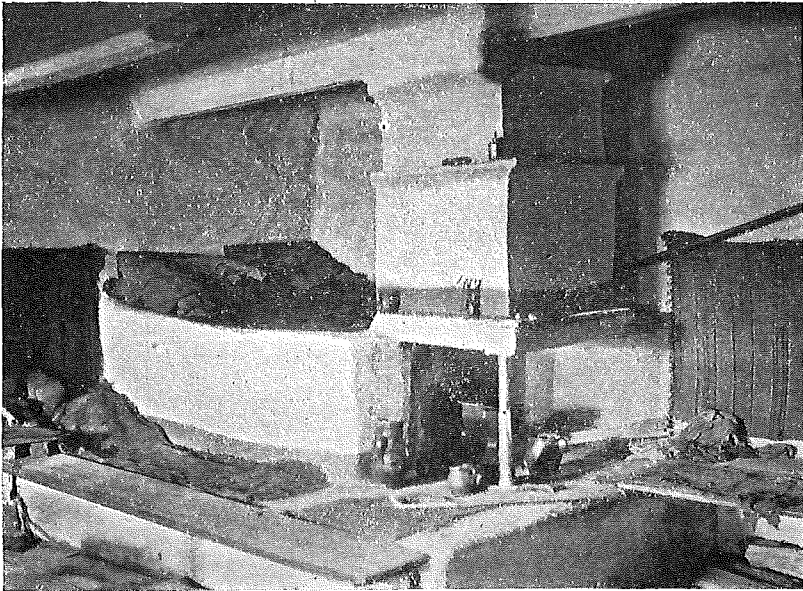


Fig. 21. Herdanlage in Negrileasa.

Dörfern des Flachlandes ist der Herd so eingerichtet, daß der Rauchschlot wagrecht an der Seitenwand angebracht ist, so daß der Rauchqualm ins Vorhaus und von hier in den Dachbodenraum dringt, nachdem der Hausflur in solchen Fällen nicht überdeckt ist. Um die herausströmende Wärme im Wohnraume zu erhalten, wird die Öffnung des Rauchschlots mit alten Säcken oder sonstigen Fetzen verstopft. Es soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß oft Kohlenoxydgasvergiftungen durch das allzufrühe Zustopfen des Rauchschlots vorkommen. Zumeist rechts vom Herd und Rauchmantel trifft man in den Bauernhäusern der Dörfer, welche in nächster Nähe der Städte liegen, in neuer Zeit den Ofen (soba). Auch der Ofen wurde vor nicht langer Zeit aus Lehm, jetzt jedoch aus Ziegeln, Kieselsteinen (Geschieben) oder dünnen Kalksteinplatten gebaut. Seine Verrichtung ist eine doppelte. In ihm werden Speisen, die zum Garwerden längerer Zeit bedürfen,

in irdenen Töpfen beiderseits des Feuers aufgestellt. Gleichzeitig erwärmt er aber auch die Stube während der kalten Jahreszeit. Die Mamalige und andere Speisen, die rasch gekocht werden können, werden auf dem offenen Herd oder in der Winterküche aufgestellt. Dem Backofen wird im Familienleben die größte Rolle zugebracht. Ärmere Familien nehmen ihn nur vor großen Feiertagen, wie Weihnachten, Ostern und Pfingsten, in Anspruch, während die besser situierten Bauern ihn allwöchentlich benützen. In ihm werden gewöhnlich Brote aus Korn-, Weizen- und Gerstenmehl, Kuchen (plăcinte) aus Weizenmehl, mit Kuh- oder Schafkäse gefüllt, zumeist aber Maiskuchen (malaiu) gebacken. Eine Abwechslung bieten die rituellen Feiertage, Kirchweihfeste und die Todesfälle. In diesem Falle kommen die nationalen Weihnachts-, Ostern- und Totenkultusgebäcke an die Reihe.

Geflochtene Kuchen im Durchmesser eines Wagenrades, als Opferbrote bei Beerdigungen, gehören nicht zu den Seltenheiten. Sie sind zumeist der Maßstab des Reichtums des Bauern, denn je reicher er ist, desto größer werden sie erzeugt. Im Backofen wird das Fleisch und das Obst gedörst, Mais getrocknet, Ferkel, Lämmer oder Geflügel gebraten. In Gebirgsgegenden werden die Fleischvorräte schon im Herbst für den Winter vorbereitet. Das Fleisch wird im Ofen gut getrocknet oder aber zu einer dicken Masse (tocană) eingekocht, die Knochenteile entfernt, in Fässer (budeii) gestampft und sodann mit tierischen Häuten luftdicht verschlossen. Es sei hier noch erwähnt, daß die Bigotterie bei den Rumänen so groß ist, daß an Feier- und Sonntagen weder gekocht noch gebacken wird. Natürlich gibt's auch hier genug der Ausnahmen. Der Bau der Herd- und Feueranlagen geschah in folgender Weise: Zuerst ist der offene Herd, die Feuerstelle des Backofens und des eigentlichen Ofens, in Angriff genommen worden. Der hiezu bestimmte Raum wurde zuerst mit Brettern, welche mittels Holzpflocken befestigt waren, abgegrenzt. In den so begrenzten Raum wurde Lehm mit Gehäcksel, Stroh, Kuhmist oder Pferdedünger gut geknetet und sodann mit den Füßen, beziehungsweise mit einem Holzstück gut gestampft. Die so erzielte Oberfläche wurde mit einer geraden Latte geebnet und mit der benetzten Handfläche geglättet. Nachdem die Masse erstarrt ist, werden zuerst die Pflöcke, sodann die Bretter entfernt. An der Stelle, wo der Backofen, aufzuführen ist, wird ein alter, ganz trockener Fichtenstamm von bestimmter Länge, und zwar entsprechend der Tiefe des Backofens gelegt, von den der Wand entgegengesetzten Seiten mit Brettern begrenzt und der Raum wie zuvor mit Lehm ausgefüllt.

Nach dem Trocknen der Lehmmasse wurde der Holzstamm in Brand gesteckt, die Bretter der Verschalung entfernt und die einzelnen beim Trocknen entstandenen Lehmrisse ausgefüllt, sodann geglättet. Die Wölbung des Backofens wurde in früheren Zeiten auch mittels

gebogener Äste oder Reifen aus Eberesche erzeugt, indem darauf schmale Brettchen der Länge nach mit Bast befestigt und dann die zuvor beschriebene Prozedur wiederholt wurde. Im Sommer trocknet die Lehmmasse in einigen Tagen. Um ein noch rascheres Trocknen zu erzielen, wurde im Ofen Reisig angezündet, so daß die ganze Lehmmasse ganz hart geworden ist.

In den letzten Dezennien werden die Backöfen aus Ziegeln und Steinplatten erzeugt. Die Dauerhaftigkeit der Backöfen, wie sie von alters her gebaut wurden, ist eine sehr große. Man findet auch noch jetzt Öfen von 40 bis 60 Jahre Alter. Eine größere Sorgfalt und Geschicklichkeit erforderte die Erzeugung des Rauchmantels. In den ältesten Zeiten wurde er zumeist aus Rutengeflecht, in vielen Fällen nur aus Lehm, später aus Steinplatten und dünnen, ungebrannten, aus Lehm geformten Ziegeln erzeugt. Der vordere offene Teil wurde von zwei Säulchen und einem schmalen, überragenden Brettchen gestützt. Der hierdurch erzielte Vorsprung hat nach den Örtlichkeiten verschiedene Benennungen. Im Gebirge heißt er »caminețe«, am Lande »pitrichi«, in Siebenbürgen »pleșcă«.

Lehm für den Rauchmantel wird mit langen Schafs- oder Kuhhaaren und Kuhmist vermennt und vor der Benützung gut geknetet. Auf diese Weise erlangte der Rauchmantel eine große Festigkeit und Dauerhaftigkeit. In der Volkspoesie wird dem Herd und dem darüber befindlichen Rauchmantel eine große Bedeutung zugemessen. Zaubereien und Hexereien spielen sich zumeist hier ab. Wunder- und Liebestränkelein werden mit Wasser aus sieben an der Dorfgränze befindlichen Brünnelein in sieben neuen Töpflein unter Anrufung der guten und bösen Geister gebraut; er ist schließlich der Ort, wo jedes Familienereignis des Hauses seinen Anfang nimmt oder sein Ende besiegelt.

Die Öfen sind in ihrem Aufbau einfach, der Abschluß ist zumeist vorragend. In den Öfen der Moldau werden mitunter vier-eckige Nischen (ocnițe) angebracht, die zum Trocknen der Fußlappen (obghele) dienen. In einigen Gebirgsdörfern der Bukowina, obere Moldau und auch im Königreich Rumänien (Haus der Moș Moguș, Bezirk Gorj) habe ich selbst vereinzelt angetroffen, daß der offene Herd mit dem Backofen im Vorhaus (tinda), der eigentliche Ofen aber an der korrespondierenden Wand der großen sogenannten Prunkstube angebracht ist, mit dem Herd und Rauchmantel durch einen Rauchschtlot vereinigt.

In der Oltgegend (Oltenia) und im Banat existieren in manchen Ortschaften keine Backöfen, trotzdem gerade dort mehr als anderswo gebacken wird. Das Backen des meist ungesäuerten Brotes wird nur auf dem großen offenen Herd vorgenommen. Nachdem der Herd genügend erhitzt wurde, die Kohlen und Asche entfernt, wird der

zu Brot geformte Teig zum Backen auf die Herdfläche geordnet. Hierauf wird auf die Backfläche ein hohles kegelförmiges, aus Lehm geformtes Gefäß, »Backglocke« (fest), von 60 bis 80 *cm* Durchmesser und einer Höhe von 65 bis 85 *cm* darübergestellt, um welches dann die noch glimmenden Kohlen gescharrt werden, wodurch das Brot gleichmäßig und rasch gebacken wird. Solche Backglocken, die vielleicht römischen Ursprunges sind, werden aus einem dort vorfindlichen, stark lettenartigen Lehm, gemengt mit wenig Kuhmist, erzeugt. Sie sind ziemlich schwer, so daß eine Person sie schwer tragen kann. Wie in der Bukowina Brotkörbe hausindustriell erzeugt und zu Markt getragen, so werden in der genannten Gegend die Backglocken, nur von Frauen angefertigt, per Stück um den Preis von 50 bis 90 *h* verkauft. In der Bukowina wird sehr oft von Arbeitern die Mamalige (ein harter Brei aus Maismehl) auch auf dem offenen Feld oder im Wald gekocht, indem zwei flache Steine an Stelle des Dreifußes, auf die der Kessel zu ruhen kommt, verwendet werden. Geradeso wird in der Oltgend das Brotbacken mitunter im Freien vorgenommen, daher die Backglocken mitgeführt werden. Es wird zu diesem Zweck eine ebene Fläche ausfindig gemacht, die Erde etwas gestampft, sodann benetzt und geebnet oder es werden auch einige Ziegel mitgeführt, um den eigentlichen Rost der Backglocke im Freien aufzustellen.

Um den Herd und Backofen läuft, von der Stubentür angefangen, zumeist eine Ruhebänk. Sie ist entweder nur aus Lehm oder auch aus Dielen und Brettern hergestellt. Auf dieser stabilen Bänk ruhen die älteren Familienmitglieder nach vollbrachter Tagesarbeit aus, um sich an der Feuersglut des Herdes erwärmen zu können. Hier spinnt Großmütterchen den Hanf zu Garn. Auf dieser Bänk essen zumeist die Hausleute. Sie dient als beliebte Schlafstätte für die Jünglinge und die erwachsenen Töchter.

Die senkrechten Säulen, an denen die Sitzbretter der Ofenbänk befestigt sind, werden in die Erde geschlagen, sind somit fix, haben an ihrem Abschluß ornamentale Verzierungen, bestehend aus Kerben, Gravierungen, Kratzmustern, Punzornamente und Schnitzereien oft in phantastischen Ausführungen.

Hauswände.

Der Örtlichkeit entsprechend waren auch die Wände beim Hausbau verschiedenartig. So treffen wir in holzreichen Gegenden längs der waldreichen Karpathen, sei es nun in der Bukowina, in Siebenbürgen oder im benachbarten Rumänien, nicht selten auch am Pindus oder im bosnischen Mittelgebirge an den ältesten Bauernhäusern ausschließlich Blockwerkwände, anfänglich in Ermanglung von entsprechenden Werkzeugen aus unbehauenen Holzstämmen hergestellt. Im Laufe der Zeit wurden die Holzstämmen zum Zweck

besserer Auflagerung an ihren Berührungsflächen gezimmert. Ab und zu kommen in dieser Zeitperiode bei den Blockwänden sowohl an ihren Berührungsflächen als auch an der inneren Seite Abkantungen vor, während die äußere Seite ganz unbehauen bleibt. In der letzten Zeit werden die Holzstämme vierkantig gezimmert. Die meisten Bauernhäuser besitzen an ihren äußeren Flächen mit Ausnahme eines breiten Randes an den Fenstern und Türen keinen Anwurf. Die Eckverbindungen (*chiutor, zîmți*) alter Häuser sind zumeist Überblattungen mit Dübbelung und Verkämmungen mit Vorköpfen (*chiutor cu urechi*). Die Vorköpfe sind 14 bis 16 *cm* und mehr hervorstehend und bilden sehr oft Abstufungen. Außer den Verzinkungen und Schwalbenschwanzverbänden kommen vereinzelt auch andere höchst interessante Holzverbände vor. Die allergebräuchlichsten Eckverbände sind aus den nachstehenden Abbildungen zu entnehmen. (Fig. 22—29.) Die Scheidewände an mehrräumigen Häusern werden größtenteils nur durch Verkämmungen und Überblattungen ausgeführt. Die Tür- und Fensteröffnungen werden aus der Hauptwand herausgeschnitten. In den ältesten Zeiten wurden die Fensteröffnungen eine Handbreite (*schioapă*) weit ausgebrannt. Im südlichen Teil der Bukowina und in Siebenbürgen wurde früher und wird noch jetzt zum größten Teil Fichtenholz, seltener Tannenholz gebraucht, während am Flachland außer den genannten Holzgattungen, bei reicheren Bauern, Eichenholz im ganzen oder nur als Schwellen verwendet wird.

Im ebenen Teil der Bukowina, wo schon fühlbarer Holzangel herrscht, sind die Blockhäuser in letzter Zeit beinahe ganz verdrängt worden. Allgemein sind sie noch in den waldreichen Gegenden zu beiden Seiten des Karpathenzuges, vom nördlichen Siebenbürgen angefangen bis zu den letzten Ausläufern dieses Gebirgssystems. Im Norden des Königreiches Rumänien waren früher, vor mehreren Dezennien, die Blockhäuser allgemein in Verwendung. Im Volksmund nannte man sie »dauerhafte Häuser« (*căsi durate*). Auf einer recht primitiven Sockelmauer von 0.25 bis 0.45 *m* Höhe, die aus Kalksteinen ohne Anwendung von Mörtel bestand, wurden zuerst vier entrindete Baumstämme (*tumurugi, talpa casai*) von 0.35 bis 0.50 *m* Stärke, deren Enden zurückgesetzte Verkämmung mit Vorköpfen oder Überblattungen aufzuweisen hatten, aufeinandergelegt. Sie bildeten die eigentliche Grundschwelle (*talpa, temeliu, temel*) des Hauses, die nur als Türschwelle ganz zum Vorschein kam. Während im Gebirge auf die eigentlichen Schwellen Rundhölzer von entsprechenden Dimensionen gelegt werden, wurden am Flachland die Stämme zuerst gespalten und dann zum Bau verwertet. Der Höhe entsprechend bestand das Bauernhaus aus sechs bis zwölf Balkenreihen, worauf dann die Deckenbalken gelagert wurden. Im allgemeinen sind die Bauernhäuser niedrig.

Ständer- oder Bohlenbau.

Der Ständer- oder Bohlenbau war früher in der Bukowina wenig im Gebrauch. Wir treffen ihn in neuerer Zeit zumeist im Flachlande. Er kommt aber auch in Rumänien, Ungarn und dem Banat vor. Beim Ständerbau wird besonderes Gewicht auf die Grund-

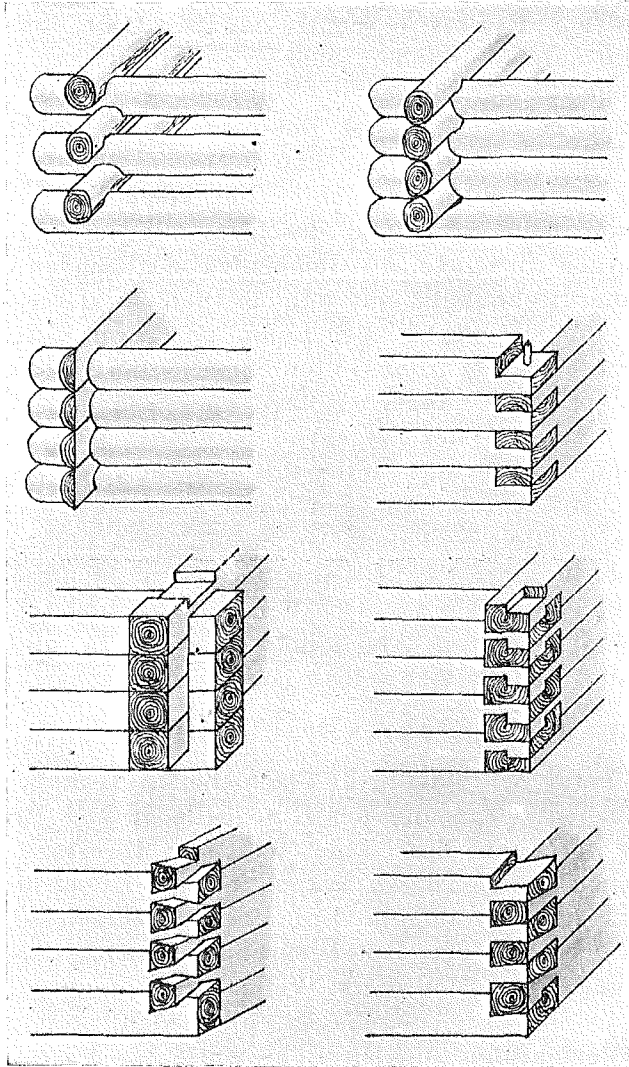


Fig. 22–29. Die gebräuchlichsten Eckholzverbindungen.

schwelle gelegt, weil sie zumeist auf einer primitiven Untermauerung, in vielen Fällen auf der bloßen Erde ruhen und im Vereine mit den Ständern dem ganzen Bau die eigentliche Stabilität verleihen.

Als Schwelle (*talpă*, *tälpoiü*, *bälvan*) werden die stärksten Rundhölzer an ihrer Lagerung abgekantet verwendet. Die alten Bauernhäuser in der Moldau weisen keine Schwelle auf. Die zu einem

Bauernhaus benützten zwölf Ständer (stîlpî, furcî, tomorugî) bestanden zumeist aus behauenen vierkantigen Eichenholz. Jetzt werden auch Fichten- und Tannenstämme vielfach verwendet. Der untere Teil des Ständers war nur entrindet und gar nicht behauen. Bevor der Ständer 0·50 *m* tief in die Erde gegraben worden ist, wurde der untere Teil angekohlt oder mit Pech (cătrănit) eingelassen, wodurch das Material längere Zeit vor Fäulnis geschützt wurde. Doch gab es auch Häuschen, die nur vier Ständer, jeder in einer Hausecke, aufzuweisen hatten. Solche Ständer hießen im Volksmunde Ecksäulen (amnarî). Die Füllhölzer bestehen in der Bukowina und Siebenbürgen aus Fichten-, Tannen-, seltener Lindenholz, in der Moldau aus Birke, Pappel oder Ulme und in Rumänien aus Weide und Akazie. Die Holzverbindung beim Ständerbau geschieht mit Nut und Feder. Ab und zu wurden in einzelnen Gemeinden des Landes die Gefache mancher Bauernwohnungen mit dünnen Pfählen oder Pflöcken, umwickelt mit einem Gemenge von Lehm und Stroh, ausgefüllt. An Stelle der Füllhölzer wurden mitunter in Orten, wo ausgedehnte Weidenauen bestehen, andere Hölzer aber seltener sind, Rutengeflechte benützt. In der Oltgegend wird noch jetzt zwischen den Ständern, die zirka 2 *m* voneinander entfernt sind, gut geknetete Schwarzerde, mit Stroh oder Gehäcksel vermengt, zwischen eine provisorische Bretterschalung gestampft, nach dem Eintrocknen der Erdmasse in einer Stärke von 0·35 bis 0·45 *m* die Schalung entfernt, eine hinreichende Zeit trocknen gelassen und schließlich mit feinerem Lehm geglättet. Als Ständer werden in dieser Gegend Akazien- (dafin) und Palmenweiden (salcie) gebraucht.

Wände aus verschiedenem Material.

Aus früherer Zeit stammt im Flachland die Technik, die Wände der menschlichen Behausung aus Rutengeflecht und Erdreich herzustellen. In der Ebene des Landes trifft man vereinzelt verfallende Bauernhäuschen (colibe), deren Wände aus einer doppelten Schichte Rutengeflecht mit gestampfter Erde oder Lehmmasse ausgefüllt waren. Der Technik des Rutengeflechtes entsprechend sind die Hausecken rund. Es wurden zuerst Weidenpflöcke in einer bestimmten Entfernung in die Erde geschlagen, die sodann mit grünen ungeschälten Weidenruten bis zur Höhe von 2 bis 2½ *m* umflochten wurden. Hierbei wird bemerkt, daß zuerst die innere, dann die äußere Wandfläche zur Ausführung gelangte. Die Stelle, wo die niedrige Eingangstür und die ganz kleinen Fensterchen angebracht werden sollten, wurde nach dem Eintrocknen der Erdmasse mit der Axt, das einzige damalige Werkzeug, ausgehauen. Doch gab es auch Häuser, deren Wände ausschließlich aus Lehm bestanden. Um die Wände der sogenannten Lehmhütten (bordee de lut), denn anders könnten sie eigentlich nicht genannt werden, herstellen zu können,

mußten erst Verschalungen aus Brettern (doch nicht für die ganze Höhe auf einmal) errichtet werden, zwischen welchen dann die mit Gehäcksel oder Gerstenstroh vermengte und mit den Füßen gut getretene Erde gefüllt wurde. Nach dem Eintrocknen der Lehmmasse wurde die Verschalung entfernt.

Die Bauernhäuser aus Rutengeflecht oder nur aus Lehmmasse sind dakischen Ursprunges und die Rumänen als teilweise Abkömmlinge dieses kriegerischen Volksstammes haben diese Bauweise beinahe durch zwei Jahrtausende treulich bewahrt.

Auch bei der Herstellung der Wände suchte der Bauer das Praktische mit dem Angenehmen zu verbinden. Er errichtete deshalb an der Frontseite, mitunter auch an den Schmalseiten des Hauses um den Sockel herum eine Bank (bancă, prispă), um die Wand im Sommer bei anhaltenden Regengüssen vor der sonst eindringenden Feuchtigkeit zu schützen, im Winter aber vor eindringender Kälte Schutz zu haben und während der warmen Jahreszeit, ja auch im Winter, wenn die Sonne scheint, gemütlich in freier Natur auszuruhen, ja mitunter auch darauf zu schlafen. Nach der Gegend variieren die Bänke. Am Lande werden sie aus Ruten und Lehm hergestellt, im letzteren Falle wird als Abschluß ein Brett, das von Holzpflocken gehalten wird, benützt. Im Gebirge werden hierzu Balken oder Dielen verwendet. Oft bestehen sie auch aus Mauerwerk. Der Seitenteil der Mauerbank heißt »Rippe« (coastă), der obere Teil »Schwelle« (prag) und die Basis »talpă«. Die Mauerbank soll römischen Ursprunges sein.

Fenster und Türen.

Es gibt in der Bukowina noch Bauernhäuser, deren luckenförmige Fenster mit Tierblasen, beziehungsweise Tierhäuten (tible de bou, holiță, bardasan) überzogen sind. Es wurde hierzu der Magen, in vielen Gegenden wohl auch die Tierblase verwertet. Das Tageslicht drang nur äußerst spärlich durch die ohnedies sehr kleinen Fensterchen in die Stube ein und doch arbeiteten die Bäuerinnen bei einer solch mangelhaften Beleuchtung an Stickereien, die noch jetzt in bezug auf ihre Technik und harmonische Farbenstellung vielfach bewundert werden. Man darf aber ja nicht glauben, daß das Glas während dieser Zeitperiode noch unbekannt war. Schon um das Jahr 1650 war in der Moldau zur Zeit des Woiwoden Matei Basarab eine Glasfabrik. Es wurde damals zumeist ordinäres Glas erzeugt. Auch Glaser (sticlari) gab's zu damaliger Zeit genug. Sie hausierten mit ihrer Ware von Dorf zu Dorf und betrieben größtenteils Tauschgeschäfte. Aber noch vor der Errichtung einer Glasfabrik im Lande wurde Glas aus anderen nachbarlichen Ländern importiert. Das damals erzeugte Glas war minderwertig und ziemlich teuer. Die Fensterscheiben führten eine doppelte Benennung und es hat sich

die Nomenklatur bis auf die heutigen Tage unverändert erhalten. In der Bukowina und der heutigen Moldau Fensteraugen (*ochi de ferestră*) genannt, erhielt es im südlichen Teil der Moldau den Namen »geam«, ein türkischer Ausdruck, der von den aus der Türkei stammenden Glashändlern eingebürgert erscheint. Das Fensterloch, anfangs rund und nicht größer als eine Handspanne (*șchioapă*) in der Diagonale (man nannte sie gewöhnlich dauerhafte Fenster [*ferestă cu obroace*]), vergrößerte sich mit der Zeit, ist aber auch jetzt noch unzureichend. In früheren Zeiten wurde das Fensterloch aus der Wand ausgebrannt, eine gewiß noch sehr primitive Prozedur. Jetzt wird das Fenster aus der Holzwand herausgesägt. In den älteren Zeiten, als noch tierische Haut an Stelle der heutigen Verglasung allgemein in Verwendung stand, hatte das Fenster in der Mitte ein aus Holz ausgeführtes Andreaskreuz zur Abwehr gegen die bösen Geister und sonstigen höllischen Spuk. Jetzt sind es Fenstergitter aus Eisen, in verschiedenen Formen ausgeführt. Die Hauptform der Gitter ist noch immer das Kreuz mit vielfachen Ansätzen, welche die Fensteröffnungen zum Teil oder ganz ausfüllen. Ihre Form muß als eigenartig und typisch angesehen werden. Die kleine Öffnung des Fensters während den früheren vielfach bewegten und unsicheren Zeiten und die spätere Anbringung eines Gitters verfolgten auch den Zweck, vor nächtlichem Einbruch Schutz zu bieten. Die Anordnung der Fenster erfolgte früher immer nach einem gewissen System. Natürlich mußte die Hausanlage als solche stets berücksichtigt werden. Bei Einstubenhäusern waren zwei Fensterchen nach der Südseite und ein Fensterchen nach der Ostseite gerichtet. Bauernhäuser mit zwei Stuben wiesen in bezug auf die Anlage der Fenster die zuvor beschriebene Anordnung für das große Paradezimmer auf, während die kleinere Stube nur ein Fenster nach dem Süden aufzuweisen hatte. Hie und da trifft man Häuser mit Läden. Sie waren früher in größeren Marktorten allgemein üblich. Die Läden wurden derart angebracht, daß sie bei Tag herabgelassen wurden, eine Art Pulttisch bildeten. In den Städten des Landes, zumeist in Sereth, traf man zu Beginn des 17. Jahrhunderts öfters Einstubenhäuser mit ganz schmalen Fenstern und außen mit Läden, die mittels eines Hakens an das stets vorspringende Dach befestigt wurden und bei Tag heruntergelassen werden konnten. Es sei hier noch erwähnt, daß bei größeren Bauernhäusern auch die Kammer ein einscheibiges kleines Fensterchen hatte. Selten wird auch jetzt ein rundes Fenster zur Beleuchtung des Backofens angebracht.

Bei den Einstubenhäusern, der ältesten Type der rumänischen Behausung, treffen wir nur eine recht primitive Eingangstür. Häuser mit zwei, beziehungsweise drei Räumen weisen außer der Eingangstür (*ușa tinzei*) so viele Türen auf, als Stuben vorhanden sind. Geradeso wie die Fenster sind auch die Eingangstüren von alters her aus der Holzwand herausgeschnitten worden. An den Seiten des Ausschnittes

werden immer zwei vertikale Bohlen mit dem wagrechten Gebälk durch Holznägel verbunden, an das noch die einfachen Türstöcke (*ușciorî, ușori*) befestigt werden. Anders gestaltet sich die Anordnung der Türen an dem Hause des südlichen Rumänien. Aus einem Gang (*cerdac*) kann man in alle drei Räume des Hauses durch äußere Türen gelangen. Nur das eigentliche Wohnzimmer ist auch noch durch eine innere Tür mit der Küche verbunden. Die Türschwelle (*pragul*) ist stets hoch, weshalb dieselbe als eine beliebte Sitzgelegenheit gern aufgesucht wird. Nachdem der Bauer in früheren Zeiten Eisen gar nicht oder selten benützte, eine Tatsache, die auch bei anderen Nationen des öfteren wahrgenommen wurde, bestand die Tür nur aus Brettern, die recht mangelhaft mit dem Beile bezimmert waren, manche nur aus einem recht breiten Brett. Die einzelnen Bretter, durchgehends nur zwei, hatten Nut und Zapfen und waren der Quere nach, in seltenen Fällen durch Einschubleisten, verbunden worden. Am Flachlande wurden die Türen von einer Tischlergilde hergestellt, die den Namen Türtischler (*broșcași*) führten, weil sie sich ausschließlich nur damit beschäftigten. Die Türen sind niedrig. Die Eingangs- und Stubentür haben dieselben Dimensionen, sind 1·55 bis 1·90 *m* hoch und 0·80 bis 1 *m* breit. Auch in Rumänien in der Gegend von Prahova sind die Türen 1·60 bis 1·80 *m* hoch, so daß ein hochgewachsener Mann nur in gebückter Stellung das Haus betreten kann. Die Türen ganz alter Häuser sind noch niedriger.

Mittels zweier Zapfen an der Tür selbst, die wieder in einem Loch ober- und unterhalb des Türstockes befestigt wurden, konnte die Tür eine halbkreisförmige Drehung machen. Als Schloß wurde ein hölzerner Schubriegel verwendet, der durch einen hölzernen Schlüssel (*cheie cu căței*) auch von außen vermöge einer in der Wand gemachten kleinen runden Öffnung in Bewegung gesetzt werden konnte. Die künstlerisch ausgeführten Schlösser, deren System auf Zuhaltungen beruht, sind in den Gebirgsgegenden überall anzutreffen. Derartige nur aus Holz ausgeführte Schlösser (*broască, lacată tâlhărească*) sind mit dem Türstock vereinigt und können daher nicht aufgebrochen werden. Es gibt drei Arten solcher Sperrvorrichtungen.

Das Dach und die Laube.

Beim rumänischen Hause gilt das Dach als ein untrügliches Kennzeichen des Alters. Je schräger das Dach, desto älter das Haus. Die gewiß noch unzureichende Dachdeckung, die Erzielung einer größeren Haltbarkeit durch die Neigung mochten die leitenden Motive dieser Maßregel gewesen sein. Tatsache ist es, daß die Schindeln älterer Wohnungen infolge der schrägen Stellung des Daches bedeutend haltbarer waren als die jetzigen. Regen und Schneemassen hatten keinen Halt und demzufolge konnte eine Fäulnis schwerer

Platz greifen. Die ganz alten Bauernhäuser waren, so erzählen die ergrauten Häupter des Bauernvolkes, mit Rinde bedeckt und mit Steinen beschwert, eine Tatsache, die vor kurzer Zeit des öfteren bei wirtschaftlichen Nebengebäuden noch anzutreffen war. Später wurden in holzreichen Gegenden primitive, nach der Faserrichtung gespaltene Brettchen von bestimmter Länge verwendet. Dächer mit Brettelbedeckung gehören auch jetzt nicht zu den Seltenheiten. Sie sind zumeist sehr alt. Die Befestigung der Brettel (scândurele) an den Dachleisten geschah mittels Holznägeln (cuie de lemn) aus Eiben-, Buchen-, Linden- oder Weidenholz. Die schwerste und mühsamste Arbeit war unstreitig die Erzeugung der Holznägel. Eine einzelne Person benötigte mehrere Winterzeiten, bis die nötige Anzahl Dachnägel für eine Behausung erzeugt werden konnte. Kein Wunder, wenn ein heiratslustiger Jüngling bei den früheren patriarchalischen Zuständen nicht nach sonstigem Vermögen befragt wurde, wenn er um seine Braut anhielt. Er konnte ohneweiters heiraten, wenn er eine gewisse Menge (cureţ), zirka ein Hektoliter, Holznägel aufzuweisen hatte, so viel als er für die Dachdeckung eines Hauses nötig hatte.

Im Flachlande wurde je nach der Gegend die menschliche Behausung mit Binsen, Schilf, Stroh und Rasen bedeckt. Die Einführung der Schindel (şindrilă) und der Dranitzen (draniţă) erfolgte erst später. Schon das Wort »şindrilă« beweist zur Genüge die deutsche Abstammung. Die Sachsen aus dem benachbarten Siebenbürgen mit ihrer schon damals vorgeschrittenen Kultur, meistens Gewerbetreibende, waren oft in der Moldau bei verschiedenen Kirchenbauten beschäftigt, allwo ein guter Verdienst abfiel. Natürlich wurde bald die Erzeugung der Holzschindel auch von den autochthonen Bauern, die stets geschickte Holzarbeiter waren, erlernt und vielfach beim Hausbau verwertet.

Der Dachstuhl des spezifisch moldauischen Bauernhauses (des Einstubenhauses) ist typisch in seiner Zusammensetzung und allgemein in seiner Anwendung. Beinahe jedes dieser Häuser hat sechs Deckenbalken (grinzi). Unter diesen wird mitunter noch ein stärkerer Balken (coarda casei) als Stütze der Quere nach angebracht. Ist die Belastung des Daches, beziehungsweise der am Dachboden aufgehäuften Vorräte groß, dann wird unter den letztgenannten Balken noch ein Holzpfiler (pop) gestellt. Die Zimmerdecke (podul, tavanul) besteht aus gehobelten mit Kannelüren versehenen Buchen-, seltener Fichtenbrettern. Die Länge der einzelnen Bretter ist gleich der Entfernung der Deckbalken voneinander. Die Nut und Feder an den zusammengefügteten Brettern wird »Căplamă« genannt. Eine Tafel Bretter zwischen je zwei Deckbalken heißt »Raclă«. Darauf werden die Träme (cosoroabe, costoroabe) gelegt, die wieder mit den Dachsparren (capriori) verbunden werden. Als ausgeprägtes Walmdach (acoperiş

in doi la(î) besitzt es an den vier Gratteilen stärkere Sparren (sape) und wird von je zwei kürzeren (lipaci, copile(î)) unterstützt.

Der in der Mitte des Daches vorkommende Sparren heißt »Sugar«, in mancher Gegend auch »Țapoi(î)«. An den Dachfirstecken werden mitunter anstatt der eigenartigen Verzierungen zwei spitze Hölzer (țepe, țepu(ș)i, bolduri, săge(ș)i, sulinare) angebracht. Auf dem Dachsparren werden wieder die Latten (leațuri) in bestimmten Abständen, dem Material der Dachdeckung entsprechend, befestigt. Die Latte am Firstteil (coroana, culmea, coama, samara, cumpăna) ist als oberster Abschluß bedeutend stärker als die übrigen. Er ist der beliebte Ort, an dem die typischen, in verschiedenen Formen ausgeschnittenen oder ausgesägten, mitunter auch geschnitzten Firstschindeln, bei Strohdächern die schön profilierten Dachreiter (călăre(ș)i) angebracht werden. Die Firstschindelverzierungen erhalten je nach der Form und der Örtlichkeit verschiedene Benennungen, wie amnar, cărlan, căciulă, baslic, măgări(ș)a etc.

Sei nun das Dach mit Schindeln, Stroh oder Binsen bedeckt, immer besitzt es in Ermanglung eines Rauchfanges in der Dachfläche Dachlücken oder Froschmäuler (vulp(î), fumar(î), ochiul podului, bageaga, cucuvaia), durch welche der Rauchqualm aus dem Dachbodenraum ins Freie entweichen kann. In Einstubenhäusern gelangt man auf den Dachboden durch eine kleine, an der Zimmerdecke oberhalb des Rauchmantels angebrachte Öffnung. In Häusern mit zwei Stuben und einem Vorhaus dazwischen wird der Zutritt zum Dachboden von diesem aus mittels einer Holzleiter bewerkstelligt. Es sei noch hier erwähnt, daß die bereits besprochenen Sommerküchen im Gebirge oberhalb des eigentlichen, in der Mitte durchlochten Daches noch ein Überdächlein (hîrj) aufweisen. Schließlich wird noch bemerkt, daß sowohl der Grat des Daches als auch der Dachsaum in vielen Fällen ornamental ausgeschnittene Schindel aufweisen, die durch ihre Reihungen einen günstigen Eindruck machen.

Bei Regengüssen und Schneegestöber dräng oft das Wasser oder die Schneemassen durch die Eingangstür in die Stube der Einstubenhäuser. Um diesem Übelstande abzuhelpen, wurden die Dachvorsprünge (streșina) an der Frontseite erweitert. Diese notwendige Maßnahme im Verein mit der Lehm- oder Balkenbank, die um das Haus führte, verfolgte vielleicht auch den Zweck, die Fäulnis hintanzuhalten. Häuser mit großen Dachvorsprüngen dürften früher allgemein gewesen sein. Selbst in den ehemaligen Fürstenstädten der Bukowina, ja auch in der Moldau waren sie nicht selten. Mac-Michael, der um das Jahr 1817 die Moldau bereiste, erwähnt in seinen Reisebeschreibungen auch dieser überlieferten eigenartigen Konstruktionen. Nach und nach wurden die Dachvorsprünge, nachdem sie des öfteren bei stürmischem Wetter beschädigt worden sind, durch primitive Stützen, dann durch Holzpfeiler und schließlich durch Säulen, die mit der

Zeit niedliche Formen annahmen, gestützt. Die Holzsäulen von verschiedener Form mit dekorativem Schmuck versehen, von bestimmter Anordnung und Zahl, ruhten mit ihrem unteren Teil auf der Sockelbank (prispa, banca) des Hauses und stützten mit ihrem oberen Teil den Dachvorsprung. Die Anzahl der Säulen betrug im unteren Teil der Bukowina und im oberen Teil der Moldau bei Einstubenhäusern an der Frontseite vier, an den Seitenteilen je zwei. Es gibt Ortschaften, welche offene Gänge (şandrama) nur an der Frontseite, andere wieder an der Frontseite und an beiden Schmalseiten aufweisen. Bei manchen Häusern läuft der Gang ringsherum. Die Ausführung der Holzsäulen ist je nach der Gegend verschieden. Manche von ihnen haben sogar klassische Formen, eine Basis, ein schön entwickeltes Kapitäl und eine Schwellung am Schaft. Viele wieder sind reich gegliedert und mit eigenartigen Schnitzereien versehen.

Außer den beschriebenen, nur durch Säulen und Holzpfiler verzierten offenen Gängen sind noch solche anzutreffen, die bis zur Brüstung mit Brettern verschalt werden. Der Gebirgsbewohner als gewandter Holzarbeiter trachtete auch hierin seinen Kunstsinn durch die Ausführung mannigfacher Sägausschnitte (horbote) zu entfalten. Von besonderer ethnographischer Bedeutung sind die eigenartigen Lauben (şopru) (Taf. III, Fig. 1), eine Einrichtung, die zumeist im südlichen holzreichen Teil des Landes anzutreffen ist. Sie sind als Utilitätszubauten gedacht worden, erreichten aber mit der Zeit eine gewisse volk-künstlerische Entfaltung. Sie stehen vor der äußeren Eingangstür, wurden durch die teilweise Verlängerung des Daches (Schleppdach) bedeckt und von zwei Holzpfilern oder Säulen gestützt und geben dem Hause ein eigenartiges Gepräge. Die Lauben sind bis zur Brüstungshöhe verschalt. Gar oft wird der gegen Westen, die eigentliche Wetterseite, gerichtete Teil ganz mit Brettern oder Balken verdeckt. Einen lieblichen Anblick bieten die kunstvoll ausgeführten Lauben von Prahova in Rumänien. Primitiver gestalten sich jedoch jene der unter dem Namen Kara-Wlachen in Bosnien und Serbien vorkommenden Rumänen.

Fruchtgruben, Kellerräume und Verstecke.

Auf der im Jahre 113 nach der endgiltigen Unterwerfung des mächtigen Dakerreiches vom Senat und dem römischen Volke auf dem Forum Trajanum in Rom errichteten 27 m hohen Säule bemerkt man unter den vielen kulturhistorischen Darstellungen und sonstigen Episoden auch einen Legionär, Weizen schneidend, ein untrüglicher Beweis, daß schon zu damaliger Zeit die Daker Weizen kultivierten. Der Daker als Viehzüchter kultivierte nebst Weizen und Korn zumeist Hirse.

Ueber die Aufbewahrung der Hirse in den ältesten Zeiten ist uns nichts bekannt. Man weiß nur, daß die Daker die Fruchtgarben

(snopi) für den Fall, als dieselben im Herbst nicht gedroschen werden konnten, in den sogenannten Fruchtgruben (gropi de pâne) bis zum Frühjahr aufbewahrt haben. Vor ihrem Gebrauche wurden die Fruchtgruben gut ausgebrannt, damit die Erdfeuchtigkeit die Weizenkörner nicht aufkeimen lasse, eine Einrichtung, die auch bei den Rumänen noch vor wenigen Dezennien allgemein im Gebrauch stand. In Ermangelung von Scheunen und Speichern wird das ungedroschene Getreide auch jetzt noch im Freien in Schobern aufgestellt. Kartoffeln, Rüben und sonstige Knollen- oder Wurzelgewächse werden in Ermangelung von Kellerräumen zumeist in recht primitiven Erdgruben (gropi) aufbewahrt. Solche Fruchtgruben werden, nachdem sie mit Früchten ganz angefüllt wurden, mit Stroh und darauf mit Erdreich hügelartig bedeckt. Um das Faulen zu verhüten, werden oft Löcher frei gelassen, die nur bei warmem Winterwetter geöffnet werden.

Derartige Gruben, jedoch viel kleiner als die im Freien, trifft man am Lande in manchen Dörfern in der Wohnstube zumeist unter dem primitiven Bett. Eigentliche Kellerräume sind bei ganz alten Bauernhäusern selten. Nur bei reichen Bauern kommen hie und da im Hause Keller vor. Sie sind zumeist unter dem Stall oder dem kleinen Zimmer angebracht. Ihr Zugang ist gewöhnlich aus dem Hofe längs der Laube. Eine Wölbung kommt nicht vor. Die lotrechten Kellerwände bestehen aus Sandsteinen und werden nur mit Erdreich oder Lehm ohne Mörtelzusatz aneinandergefügt. Manche dieser Kellerräume sind eigentliche Erdgruben. Um ein Einstürzen des Lehms der lotrechten Wände zu verhüten, werden dieselben mit Brettern verschalt und an senkrechten Balken befestigt. Darüber ist meist eine Holzdecke.

Zur Aufbewahrung der Maiskolben werden jetzt die sogenannten Kukuruzkörbe (costee de păpuși) benützt. In Gebirgsgegenden sind sie eine Seltenheit. Dafür findet man auf dem Dachboden der alten Bauernhäuser eine Art von Fruchtkörben, die während des Hausbaues aus Haselnußstaude aufgeführt werden und als stabiler Teil des Hauses betrachtet werden müssen. Diese Einrichtung hat sich bis jetzt gut bewährt, weil der Mais, ein Hauptnahrungsmittel des Volkes, schimmelig wird, wenn er bei freiem Luftzutritt nicht gehörig getrocknet wird, und in der Folge Anlaß zu Pellagra (cel pirit) gibt. Es ist von alters her Sitte, daß die Gebirgsbewohner ihren Mais zumeist im Tauschwege vom Flachland erwerben. Sie kaufen oder pachten am Flachland jetzt noch trotz des vorgeschrittenen Kommunikationswesens Feldstücke, um den für den Familienstand während des ganzen Jahres nötigen Maisbedarf anbauen zu können. Im Frühjahr nach St. Georg ziehen ganze Karawanen in das Flachland, um ackern und anbauen zu können, einige Wochen hierauf, um den Kukuruz zu hacken, und im Herbst nach St. Maria Geburt, um die Ernte auf beladenen Wagen heimzubringen.

Es wurde früher erwähnt, daß in alten, verlassenen Bauernhäusern vereinzelt unter dem sonst stabilen Bett Gruben angetroffen werden, in denen Wintervorräte aufbewahrt wurden, die in bewegten Zeiten nicht selten als Unterschlupf für die Bewohner dienten. Oft führte aus einem solchen Hohlraum ein unterirdischer Gang ins Freie. Derartige Verstecke von mehreren hundert Meter Länge hatten oft ihre Eingänge in Kellerräumen, mitunter an einer verwachsenen Lehne oder an felsigem Gestein. Sie führten zumeist in die nächstliegenden Auen, benachbarten Wälder oder sonst mit Bäumen und Sträuchern bepflanzten, daher wenig besuchten Stellen. Zur Zeit der Tataren- und Türkeneinfälle wurden die Verstecke des öfteren benützt. Eine besondere Art dieser Verstecke bildeten die im rückwärtigen Teile des Hauses, an der eigentlichen Nordwand errichteten Geheim- oder sogenannten Diebstübeln (*casă talhărească, tainiță*) mit einer Geheimtür, die entweder vom Dachboden oder vom rückwärtigen Teile des Backofens ins Freie führte, oft aber mit einem unterirdischen Gang in Verbindung stand.

Ein solches Stübl ohne Fenster mit einem Flächenraum von 2 bis 3 m^2 wurde sonst als Schlupfwinkel, seltener auch als Kammer für die Kostbarkeiten verwendet. Nicht selten fanden die Bedrängten in einem solchen Geheimstübl anstatt Rettung einen grauenhaften Tod. Die Tataren steckten auf all ihren Raubzügen oft ganze Dörfer in Brand, nachdem alle Kostbarkeiten aus den menschlichen Behausungen geraubt waren.

Umzäunungen, Umfriedungen, Gartentüren und Hoftore.

Schon in frühen Zeiten treffen wir bei den Rumänen Zäune und Umfriedungen jeglicher Art. Ja, sie gehören auch hier zu den ältesten Erzeugnissen der Bauernkunst. Aber selbst zur Zeit als noch der Rumäne als nomadisierender Hirte ein freies Leben führte, gab's schon primitive Umzäunungen, die lediglich den Zweck verfolgten, das Vieh bei stürmischem Wetter, die Schafe und Kühe, in einem begrenzten Raum abzusperren, um das Melken derselben leichter vornehmen zu können. Auch Heuvorräte wurden durch Umzäunungen (*îngrădituri*) im Winter vor dem Wild geschützt. Wenngleich in Gebirgsorten die Wiesen in früheren Zeiten ungefriedet blieben, gab's doch zu dieser Zeit Umzäunungen (*garduri*), die das Bauernhaus mit seinem oft in mehreren Teilen als Stand- oder Tummelplatz für verschiedene Haustiere zerstückelten Hofraum vom übrigen Besitztum begrenzten und das Gehöft überhaupt vom anliegenden Gemüsegarten sonderten. In Gegenden, wo stets Überfluß an Holz war und noch ist, werden die Umfriedungen zumeist aus Spaltholz ausgeführt. Es werden hiezu je zwei Pflöcke, die am unteren dickeren Teil mit der Axt zugespitzt werden, so in den Boden nebeneinander geschlagen, daß dazwischen

ein kleiner Zwischenraum in der Dicke der Spalthölzer bleibt. Mit Flechtringen (gânj) werden nun dieselben an ihrem oberen Teil miteinander festgehalten. Zwischen den parallel, jedoch lötrecht gestellten Pflöcken werden nun 6 bis 9 Reihen Spaltholz von der Länge von 5 bis 7 *m* so gelegt, daß zwischen ihnen je ein Zwischenraum von 8 bis 10 *cm* entsteht. Oft wird auch zwischen je zwei Spalthölzer an der Stelle, wo die Pflöcke die wagrechten Hölzer zusammenhalten, je ein Stein gelegt, um hierdurch an Material zu ersparen, weil in diesem Falle weniger für die Umfriedung benötigt wird, wenngleich hierdurch die einzelnen Zwischenräume größer werden. Der Zweck wird auch in diesem Falle erreicht, weil die Viehherden nicht aus einer Wiese in die andere nachbarliche gelangen können. Derartige Umfriedungen werden leicht erklettert, weil sie eine Art senkrechte Leiter bilden. Im übrigen lassen sich die wagrechten Spalthölzer leicht in ihrer wagrechten Richtung verschieben und bilden so einen Durchlaß für das Vieh. Auch im Flachlande werden die Zäune aus Spalthölzern erzeugt. Hiezu eignet sich die Fichte oder Tanne sehr gut. Zumeist wird jedoch das Holz der Tanne als minderwertig verwendet. Die Spalthölzer werden zuerst mit der Axt zugerichtet und behalten die Länge der Holzscheite. Die beiden Enden werden mit der Axt zugespitzt, doch wird der in die Erde zu versenkende Teil, um eine größere Haltbarkeit zu erzielen, angebrannt (verkohlt) oder in Teer getränkt. An Stelle der Spalthölzer werden auch Weidenpflöcke benützt. Sehr oft fassen die Pflöcke Wurzel, so daß mit der Zeit ein lebender Zaun entsteht. Lebende Zäune aus Sträuchern gehören nicht zu den Seltenheiten.

In weidenreichen Gegenden, wo Holz kostspielig ist, werden Zäune ganz aus Rutengeflecht gemacht. Diese Zäune passen gut zum Gehöft des Bauernhauses. Sowohl am Lande als auch im Gebirge werden ab und zu Planken (zaplaz) als Umfriedung benützt. Als obersten Abschluß erhalten die Planken, um eine rasche Fäulnis durch die Wechselwitterung hintanzuhalten, ein Pultdach. Umfriedungen aus Schwarten und Säumligen in verschiedener Form sind nicht gar selten. Die dauerhafteste, wenn auch kostspieligste Umfriedung besteht aus Rundbalken, die im Zickzack laufen. Die überragenden Balkenköpfe werden überblattet, sind mit einem leichten Pultdach der Länge nach versehen, wobei noch hölzerne Stege zur Versteifung und Befestigung der Bedachung zur Anwendung kommen.

Die größte Sorgfalt widmete einst der rumänische Bauer, als er noch ein recht patriarchalisches Leben führte, den Hoftoren. (Taf. III, Fig. 2.) Mit viel Mühe und Geschick, ja ausgesprochenem Kunstsinn werden dieselben in Gebirgsgegenden und in manchen Dörfern des Flachlandes ausgeführt. Ein Tor ist schöner, eigenartiger und typischer als das andere. Es hat den Anschein, als ob unter den Bauern hierin eine

gewisse Konkurrenz herrschen möchte. Spielte sich doch so manches Familienereignis hier ab. Hier verabschiedet sich der Bauer zum letztenmal von seinen Liebsten, die zu Grabe getragen werden. Es ist der Ort, wo die Braut von ihren Schwiegereltern im neuen Heim mit Brot und Salz empfangen wird. An dieser Stelle erwartet der Bauer mit seiner Familie zu Weihnachten und zu Drei Könige im Festgewand den Priester. Es ist aber auch der beliebteste Ort, wo Liebende sich erwarten und verabschieden. Hier werden Schwüre gewechselt und so mancher Bund fürs eheliche Leben geschlossen. Zumeist besteht das Hoftor aus drei starken, senkrecht in die Erde eingegrabenen, vierkantig behauenen Fichten- oder Tannenstämmen. Auf diesen Stützen ruht ein Walmdach, dessen Firstschindeln in zierlich rythmisch sich reihenden Formen von verschiedener Ornamentierung bestehen. An den Firstecken werden symbolisch zu deutende Verzierungen von mannigfacher Form und Profilierung angebracht. Auch hier zeigt sich eine besondere Formenfreude, die dem Bauer angeboren erscheint. Wiederholungen in der Ornamentik sind eine Seltenheit. Nicht selten sind die Holzpfeiler mit typischen Kerben, Kratzmotiven oder mit Schlagornamenten versehen. Zwei Holzpfeiler sind 0·80 bis 1·20 *m* voneinander entfernt — es ist die sogenannte Personentür — während zwischen den anderen Pfeilern, die in einer Entfernung von 2·5 bis 3·5 *m* stehen, die Öffnung nur als Durchlaß für Fuhrwerke dient, daher auch Wagentor benannt wird. Die eigentliche Personentür ist einflügelig, das Wagentor zumeist zweiflügelig. Die aus Brettern ausgeführten Tore besitzen verschiedene Formen mit reichlich ornamentierten Sägeausschnitten. Die einfacheren Hoftüren und -Tore bestehen aus Latten, letztere mit starken in der Mitte befindlichen Querbalken. Hier findet man nicht gar selten passende Inschriften, die Jahreszahl der Erbauung und die Initialen der Eigentümer. Die vollen Personentüren und Wagentore bestehen aus aneinandergefügten Brettern, zumeist nur mit Ausschnitten verziert. Vielfach trifft man Türen und Tore aus Latten und Stäben verbunden durch Querhölzer. Die schönsten Tore mit Stabwerk und Schnitzereien in vollendeter Schönheit trifft man zumeist in Siebenbürgen und in der Donaugegend des Königreiches Rumänien. Die Sperrvorrichtungen der Hoftüren und -Tore variieren. Die meisten sind nur aus Holz ausgeführt, manche werden aus Eisen erzeugt und verraten ausgeprägten Kunstsinne und viel Spitzfindigkeit. Die scheinbar einfachen Sperrvorrichtungen, die auf dem Zuhaltungssystem beruhen, können in den seltensten Fällen von Fremden benützt werden.

Nebenanlagen.

Wie der Mensch so waren auch seine Nutztiere, zum größten Teile der Urrasse angehörend, sowohl im Sommer als auch im Winter keines besonderen Schutzes bedürftig, daher auch die Stallungen

beinahe überflüssig waren. Während der milden Jahreszeit trieb sich das Vieh im Freien herum, nur im Winter bei großer Kälte und schneebedeckten Wiesen wurde es durch Umzäunungen unter freiem Himmel geschützt vor Wind gehalten. Nur das Jungvieh, wie Kälber, Füllen, Schweine, Lämmchen, wurde in Ermanglung eines Unterschlupfes zur Zeit des frostigen Winterwetters in der Wohnstube des Bauern beherbergt. Mit dem Fortschritte in der Kultur, der Zunahme der Ansprüche, der Verbesserung des Kommunikationswesens und der Verwertung der landwirtschaftlichen Produkte, bedingt durch den Import besserer Rinderrassen, begann man allerorts, sei es nun im Flachlande oder im Gebirge, all den Zuchttieren, welche durch die empfindliche Kälte oder große Hitze zu leiden hatten, eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. Primitive Stallungen, die mit dem Bauernhause in engster Verbindung stehen, trifft man fast überall noch im Gebirge des Landes. An der Nord- oder Westseite, mitunter an beiden genannten Seiten des Hauses durch die Verlängerung des Walmdaches angegliedert, fällt denselben eine doppelte Rolle zu. Sie sollen nicht nur als Utilitätsbau den Haustieren bei empfindlichem Wetter einen sicheren Schutz bieten, sondern auch die menschliche Wohnung vor der frostigen Winterkälte schützen. Aus diesem Grunde findet man an den besprochenen Wetterseiten auch keine Fenster angebracht. Im Sommer werden mitunter diese aus Blockwänden bestehenden Stallungen auch als Sommerküchen benützt. Seltener trifft man die besprochenen Stallungen im Flachlande. Der Fortschritt in dem rationellen Betrieb der Landwirtschaft hat es mit sich gebracht, daß hier Stallungen vom Wohnhause seit jeher isoliert errichtet wurden. Wohl wird auch hier eine Art Nebenraum, die sogenannte Kammer (*camară*) dem Hause angegliedert, woselbst verschiedene Mundvorräte aufbewahrt werden und die in jedem Hause unentbehrlich gewesene Handmühle (*rişniţă*) aufgestellt ward.

Besser situierte Bauern errichten beim Hause in einiger Entfernung außer der zum Teile beschriebenen Sommerküche eine Art Kammer (*camară, grajd de straie*), in welcher alle Arten von Habseligkeiten, Werkzeuge, Bestandteile von landwirtschaftlichen Geräten, insbesondere aber Lebensmittel aufbewahrt werden. In diesem Raume werden zur Not auch Bettstätten untergebracht, um als Nachtlager im Sommer von einzelnen Familienangehörigen benützt zu werden.

Von Interesse sind noch die turmartigen Schweineställe mancher Ortschaften des Flachlandes. Es sind dies kleine Stallungen von runder Form, aus Weidengeflecht ausgeführt und mit Lehm angeworfen. Ihr oberer Teil ist kegelartig zugespitzt und mit Stroh oder Binsen bedeckt.

Eine Einrichtung, die vielleicht von den deutschen Kolonisten entlehnt wurde, ist die Scheuer (*standoala, stodoala, hambare*). Sie ist

nur bei reichen Landwirten anzutreffen, denn mit einer gewissen Zähigkeit hält noch immer der Rumäne an seinen alten Gewohnheiten fest. Das Getreide wird auch jetzt wie früher auf einer freien Tenne gedroschen. Eine entgraste oder von Unkräutern gut gesäuberte erhöhte Erdfläche, wo stets großer Luftzug (*bataia vîntului*) herrscht, wird als Tenne (*arie*) verwendet. Die Erde wird zuerst benetzt, dann gestampft, hierauf wird in der Mitte ein Pflock hineingeschlagen, woran an Strängen zwei oder mehrere Pferde angebunden werden. Die getrockneten Garben werden sodann auf die Tenne gelegt, ein Arbeiter treibt im Kreise die angebundenen Pferde an, während zwei oder mehrere Arbeiter mittels Holzgabeln und Rechen die leeren Strohhalme beseitigen. Die Kernfrüchte werden sodann in einen Haufen (*movilă, vray*) aufgehäuft, mit Holzschaukeln gelüftet (*vînturat*), um von Spreu und Staub gereinigt zu werden. Die Frucht wird schließlich auf den Dachboden geschüttet oder in Säcken und zu diesem Zwecke erzeugten Strohkörben aufbewahrt.

Der Brunnen.

Der Brunnen (*fântăna*) gehört zu den unentbehrlichsten Einrichtungen des Bauernhauses. Es gibt kaum ein größeres Bauerngehöft am Lande ohne Brunnen. Im Gebirge sind die Verhältnisse ganz anders. Die Siedlungen kommen zumeist längs der Täler mit ihren freifließenden Bächen vor. Das reine Gebirgswasser der Bäche wird als Tränke für das Vieh und als sonstiges Nutzwasser verwendet. Als Trinkwasser für die Menschen wird nur reines stehendes oder rieselndes Quellwasser benützt. Manches Quellwasser wird mittels einer Holzrinne, wenn es zufällig in der Nähe der menschlichen Behausung fließt, in einen ausgehöhlten Holzstamm (*jghiab*) geleitet. Ist der Wasserstand eines Brunnens klein, dann wird ein ausgehöhlter Tannen- oder Fichtenstamm in die Brunnengrube gestellt. Ein solcher Brunnen heißt »Stubei«. Das Wasser wird mit Kannen oder sonstigen Holzgefäßen unmittelbar oder mittelbar mittels eines hakenförmigen Aststückes geschöpft. In Gegenden, wo der Wasserstand sehr niedrig ist, welcher Umstand in Tälern am Fuße der Berge anzutreffen ist, werden die Brunnlein aus losen Steinen ohne jedweden Verband gemauert. Man nimmt hierzu gewöhnlich große Sand- oder Kalksteine für die Seitenwände, ein größerer flacher Deckstein wird darauf gelegt; nur die Stelle, wo das Wasser geschöpft wird, der eigentlichen Straße oder Gasse zugekehrt, bleibt offen. (Fig. 30.) Doch gibt es sowohl am Lande als auch im Gebirge Brunnen, deren Schacht mit Steinen gemauert oder aus gezimmerten Balken hergestellt ist. Hierzu soll sich Fichten- oder Tannenholz am besten eignen. In die Tiefe des Brunnens wird immer ein Kreuz und darauf ein Kranz, aus Holz gezimmert, gelegt. Das Kreuz als christliches Symbol hat die Bedeutung, den Brunnen stets rein zu erhalten, den Blitz abzu-

lenken und die unreinen Geister fernzuhalten. Auch wird in jedem Brunnen ein durch Feuer erhitztes Stück Steinsalz geworfen, hierdurch erhält das Wasser einen angenehmen Geschmack, weil es den sonst modrigen Geruch verliert.

Aus Wohltätigkeit gibt man zum Brunnen immer einen Trinkbecher aus Holz oder Ton. Ja es werden oft an ganz entlegenen Wegen Brunnen errichtet und mit Bäumen umpflanzt, um den müden Wanderer laben und ein Ruheplätzchen gewähren zu können.

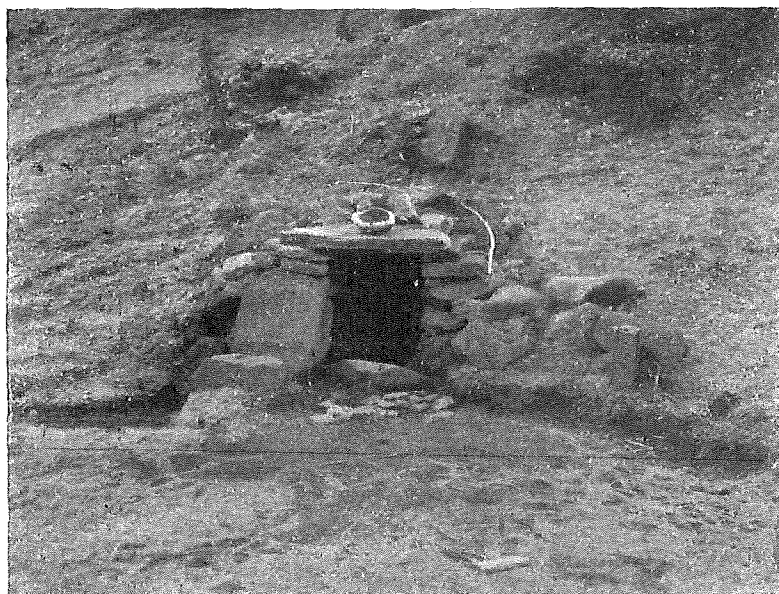


Fig. 30. Steinerne Brunnenfassung.

Beliebt sind beim Volke die Ziehbrunnen (*fântână cu cumpănă sau puț*). Wenn der Wasserstand des Brunnens tief ist und sich das Wasser nur mit einem Asthaken oder einem Strick schöpfen läßt, wird oft beim Brunnen ein Balken, dessen oberer Teil eine gabelförmige Verästelung aufweist, in lotrechter Richtung in die Erde gegraben (die bekannten Schwengelbrunnen).

Findet man einen gabelförmigen Stamm, dann trachtet der Rumäne die nötige Spalte für die Aufnahme des Schwengels (*cumpănă*) durch zwei gezimmerte und mit Holznägeln verbundene Holzstücke zu ersetzen. Eines dieser Holzstücke erhält an seinem oberen Ende noch ein wagrechtes Holzstück und wird auf diese Weise zu einem Kreuze ergänzt. Derartige Brunnenkreuze erhalten durch ihre Profilierung und sonstigen Zieraten verschiedene Formen. Am hinteren Ende des Schwengels wird ein schweres Holzstück, mitunter auch ein schwerer Stein (*buturug, bolovan*) befestigt, während am vorderen Teil desselben eine Stange (*prăjină*) angebracht wird, die

am Ende einen Haken zur Aufnahme des Eimers (ciatură, galeată) aufweist. Anschließend an die hölzerne Brüstung des Ziehbrunnens bemerkt man noch einen ausgehöhlten Baumstamm (jghiab, teucă), eine Art Trog als Trinkgefäß für Viehstücke. Man trifft aber auch schon im Gebirge und am Lande oft Brunnen mit Kurbel und Rädern und mit einer zierlich konstruierten typischen Bedachung. Es sei noch hier erwähnt, daß der Brunnen in der Volkspoesie vielfach besungen wird. Ist er doch das Örtchen, wo sich Liebende erwarten und wo mit Erfolg geweissagt und gehext wird.

Beleuchtung.

Lange Zeit war das offene Herdfeuer die einzige Beleuchtung der menschlichen Wohnung gewesen und sie ist es noch jetzt in der armseligen Hütte des Armen geblieben. Der Holzbrand, der angezündete Fichten- oder Birkenspan wurden vielfach als transportable Belichtung verwendet. Zur selben war als Fackel (fachie) zusammengerollte Birkenrinde, welche die endlosen Birkenhaine lieferten, in Gebrauch. Aus dieser Zeit stammen noch einige Arten von Holzleuchtern von der Form eines Pfeilbogens. Ein Exemplar ältesten Datums befindet sich zurzeit im Bukarester Museum für nationale Kunst und Ethnographie. Vielleicht gleichzeitig mit der Fackel war das primitive rumänische Öllämpchen (opait) in Gebrauch. Es ist dies eine aus Ton gebrannte flache kleine Schale. Als Brennstoff wurde Öl, welches auf recht primitive Art aus Hanf-, Flachs-, Sonnenblumen- oder Kürbiskörnern erzeugt wurde, benützt. In der Mitte der Schale war ein durchlohtes Holzstäbchen, aus welchem ein kleiner Teil des Dochtes nach oben herausragte, zu bemerken. Der Docht bestand aus einem zusammengerollten alten Leinwandstreifen. Nicht selten wurde an Stelle des Öles Tierfett verwendet. Der Talg aus Schaffett (sou) eignet sich hierzu am besten. Der durch Hitze geschmolzene Schafstalg wurde in eine Schale erst dann gegossen, wenn zuvor das eine Ende des Dochtes am Grunde derselben mit einem Steinchen befestigt war, während das andere Ende in lotrechter Richtung bis zur Erstarrung des Fettes in der Hand gehalten wurde. Die erwähnten Öllämpchen, wenn sie überhaupt diese Benennung verdienen, hatten verschiedene Formen, waren zumeist glasiert und vielfach mit bunten verworrenen Ornamenten versehen. Für den Totenkultus und kirchlichen Gebrauch wurden seit unvordenklichen Zeiten Wachskerzen verwendet. Anfangs wohl von den Mönchen, dann auch von den Frauen erzeugt. Die Erzeugung von Wachskerzen ist jetzt allgemein. Mit der Zunahme der Bevölkerung und der raschen Entwicklung des nationalen Städtewesens wurde die Lichterzeugung auch gewerblich betrieben. Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts treffen wir in der einstmaligen Fürstenstadt Suczawa die Gilde der Lichterzeuger (faclieri), welche nunmehr im ganzen Lande nur noch

von einer einzigen Person repräsentiert wird. Jedenfalls bestand dieses Gewerbe vor der Vereinigung zu Genossenschaften im Lande schon früher.

Ornamentik.

In der Auswahl der Motive für die Verzierung des Holzwerkes war der Bauer oder der Hirte ein vollendeter Künstler. Geometrische Formen verschiedenster Art, Knospen-, Blatt- und Blüten-, seltener Tierformen, werden mit kundiger Hand zu Ornamenten vereinigt. Die Ornamentik in ihrer jetzigen Entwicklung ist ein Vermächtnis früherer Generationen, die erst im Laufe der Zeiten die Stufe der eigentlichen Vollendung erklimmen hat. Das geometrische Ornament als erste Stufe der Kunstentfaltung ist in bezug auf Ausdrucksweise in ornamentaler und symbolischer Richtung mannigfach. Kannelüren, geradlinige Ritzen an den Gebälkskanten, regelmäßig wiederkehrende Zickzackmuster, anreihende Halbkreise, sich berührende oder ineinandergreifende Kreise an den Außenbrettern und Balken sind wohl die primitivsten Motive. Rosetten mit ihren reichhaltigen Formen, daneben passende Vermittlungselemente füllen ihren Zweck aus. Dazwischen Ausgründungen mit Punktornamenten in Schlagtechnik ausgeführt, die alle den Motivenreichtum erhöhen. Auch untergeordnete Felder von unregelmäßiger Form werden mit figuralem Schmuck entsprechend ausgefüllt, stets das Verhältnis zum Hauptmotiv günstig beeinflußt und hierdurch die Gesamtwirkung vielfach gehoben. Schraffen in verschiedenen Richtungen, Punktornamente, Kerbmuster verschiedenster Form, Schuppen in verschiedener Anordnung beleben sonst kahle Flächen in dekorativer Richtung. Oft treffen wir typische Lieblingssymptome, sie sich wiederholen in mannigfacher Art und Gruppierung.

Die herausragenden Balkenköpfe boten vielfache Gelegenheit zur Anbringung oft phantasiereicher Zieraten, deren Motive aus der reichen Märchenwelt mit ihren Schreckensgestalten geschöpft wurden, und dabei war nur das einfache Schnitzmesser als alleiniges Werkzeug in Gebrauch.

In den kleinen, an der Südwand des Hauses angebrachten Fensteröffnungen kommen bisweilen reichlich ornamentierte eiserne Gitter vor. Die Fenster der ältesten Häuser besitzen aus Holz ausgeführte Andreaskreuze, warnende Zeichen für die der Menschheit verderbnisbringenden bösen Geister. Die eisernen Gitter haben in ihrer Mitte eine Sternform, ein schiefes Kreuz, mitunter eine zierliche Rosette. Die Hauptstäbe, welche das eigentliche Kreuz des Fensters bilden, sind zumeist gewunden und mit ornamental gegliederten Ansatzstücken von verschiedenen Formen versehen. Selten findet man auch Eingangstüren mit geschnitzten Füllungen. Manche Türfüllungen besitzen Kerben, ab und zu kommen aber auch vegetabilische Blumenornamente und sonst stilisierte Gebilde aus der heimischen Fauna, wie Masken mit Fratzen jeglicher Art, vor.

Den ganzen Aufwand seines Kunstsinnes setzt der Rumäne in sein Haustor (poartă). Das Walmdach des Tores besitzt wie das Dach des Wohnhauses als oberste Bekrönung ornamental gesägte

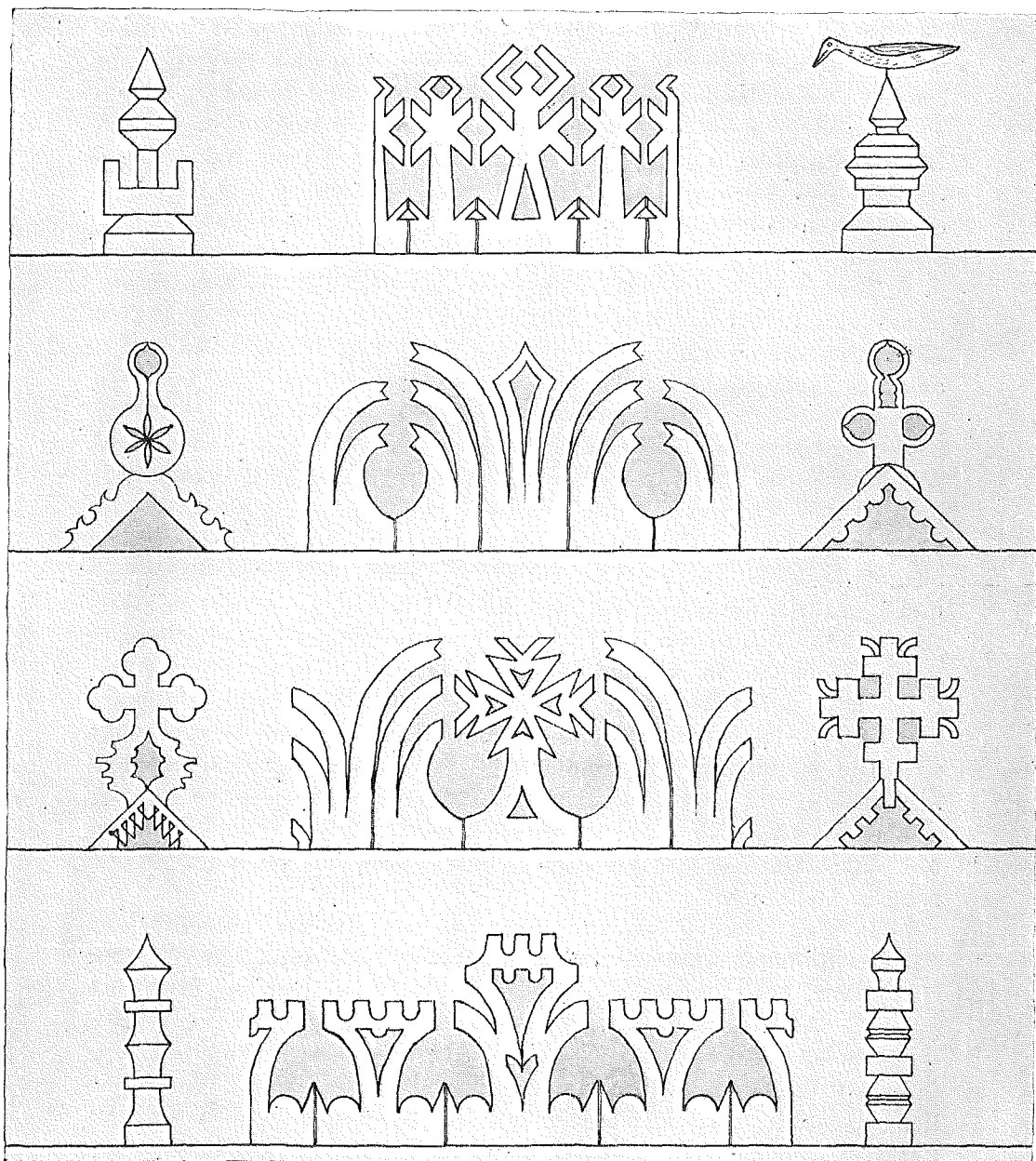


Fig. 31-42. Firstschindelverzierungen und Ecksäulchen am Bauernhause.

Firstschindeln verschiedenster Formen. An beiden Endpunkten des Firstes treffen wir zierlich geschnitzte Säulchen und andere phantastische Zierformen. Seltener werden am Eingangstor inhaltsreiche

Sinnsprüche, gravierte oder geschnitzte Initialen angetroffen. Von den figürlichen Ornamenten erwecken insbesondere die an den Ecken des Dachfirstes (Fig. 31—42) in Säge-technik ausgeführten menschengestaltähnlichen Formen unsere ganze Aufmerksamkeit. Derartige menschliche Figuren halten in der Hand je eine Schnapsflasche, und es wird hierdurch die Fröhlichkeit, die im Hause Einkehr halten möge, symbolisiert.

Eine besondere Rolle spielen auch die märchenhaften Drachen und Lindwürmer mit ihren grotesken Verschlingungen. Es sei hier noch erwähnt, daß diese Holzschnitzereien an nordische Motive erinnern, wenige hiervon besitzen gewisse Anklänge an indische und persische Muster. Vornehm sind die an den Lauben und Gängen angebrachten Holzsäulen und Pfeiler, die stützenden Glieder zwischen der vorspringenden Dachfläche und der um das Haus führenden Lehm- oder Holzbank, verziert. Viele dieser Säulen haben ausgesprochene Merkmale klassischer Säulen, jedoch mit etwas zu stark entwickelter Schwellung am Schaft. Das Kapitäl ist zumeist glatt, doch auch oft mit Kerben, seltener mit Motiven aus der heimischen Flora versehen. Schäfte mit geschlungenen Bandornamenten, stilisierten Kerben und Gravierungen sind in der Bukowina und in der unteren Walachei nicht selten. Fast jedes Dorf hat anders profilierte und ornamentierte Säulen und Pfeiler. Zumeist besitzt jedes Bauernhaus an der eigentlichen Frontseite vier, bisweilen auch sechs. Viele Bauernhäuser werden an der Frontseite und an beiden Schmalseiten, in einzelnen Fällen an allen Seiten, von Holzsäulen verziert. Die Verteilung ist zumeist malerisch.

Aberglaube.

Reich an Aberglauben und Geisterspuk ist noch immer der Rumäne, insbesondere der in seiner Abgeschiedenheit wohnende Gebirgsbewohner, trotz der bedeutenden kulturellen Fortschritte der letzten Dezennien. Aber nur der Aberglaube, welcher mit dem Bauernhause und seinen einzelnen Teilen eng im Zusammenhange steht, soll hier in Erörterung gezogen werden. Dem Hause eine gewisse Stabilität zu verleihen, seine Inwohner nicht nur vor bösen Geistern zu behüten, sondern ihnen auch ein angenehmes, sorgenloses, ungetrübtes Dasein zu verschaffen, war stete Sorge des Bauern beim Hausbau. In früherer Zeit, jetzt schon seltener, mußte jedes Haus einen Schutzgeist (schima, stima) haben. Nachweisbare Überlieferungen datieren darüber aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, und es wird in der Legende Alexandris »Curtea de Arges« besonders hervorgehoben. Der Schutzgeist, welcher die bösen Geister zu bannen oder mindestens zu versöhnen sucht und dem Neubau Solidität zu verleihen hatte, bestand zumeist aus einem menschlichen Opfer. Im Folgenden werden all die Aberglauben, die der Verfasser vom

rumänischen Volke gesammelt, ohne jedweden Kommentar und ohne Anspruch auf Vollständigkeit in Kürze wiedergegeben.

1. Um dem neuerbauten Hause Festigkeit zu verleihen, werden beim Baue des Fundaments über den Schatten eines unbemerkt vorübergehenden Menschen schleunigst Steine gelegt. Die Person, deren Schatten mit Steinen bedeckt wurde, muß in kurzer Zeit sterben und sein Geist wird dann der Schutzgeist des Hauses. In manchen Gegenden wird der Schatten eines Menschen gemessen und in das Fundament eingegraben. Das Schicksal dieses Menschen ist hiedurch besiegelt.

2. Das Holz zum Hausbau muß bei Vollmond gefällt werden, während dieser Mondphase werden auch die Schwellen gelegt, damit das Material stets dauerhaft bleibe und nie in Fäulnis gerate.

3. Nach der Beendigung eines Hauses wird ein schwarzer Hahn durch den Rauchsclot herausgeworfen. Verschwindet der Hahn für immer, so ist er als Beschwichtigungsoffer den bösen Geistern anheimgefallen. Kommt der Hahn wieder zum Vorschein, dann wird er geschlachtet und sein Kopf unter der Türschwelle eingegraben. Hiedurch werden die bösen Spukgestalten von Haus und Hof ferngehalten und die Inwohner vor Krankheiten und Anfällen bewahrt.

4. Wenn man unter der Schwelle des Hauses eine lebende Fledermaus verscharrt, dann herrscht im Hause Glück und Wohlstand.

5. In vielen Ortschaften wird in der östlichen Hausecke — die Richtung, gegen welche der Bauer stets seine Gebete zum Himmel spricht — ein schwarzer Hahn, dem Maiskörner und Wasser für einen Tag beigegeben werden, zu dem Zwecke eingemauert, damit keiner von den Inwohnern sterbe.

6. Um Haus und Hof vor dem verderbnisbringenden Treiben der Vampire freizuhalten, wird in die vier äußeren Wände des Hauses Knoblauch gegeben und die Stalltüre mit Kreuzen aus Teer versehen.

7. Jeden Samstag erscheinen die Seelen der im Hause verstorbenen Menschen, hocken in einer Hausecke und warten auf Liebesgaben. Die während der Mahlzeit zur Erde niedergefallenen Speisereste und Brosamen dürfen nicht aufgehoben werden, weil sie von den Verstorbenen in Empfang genommen werden.

8. Unter der Schwelle eines neuen Hauses werden an allen vier Ecken einige Geldstücke und Weihrauch, in der Mitte jedoch ein hölzernes Kreuz in die Erde verscharrt, um Wohlstand im Hause zu erzielen.

9. In manchen Dörfern ist es üblich, unter die Schwelle des Hauses ein altes Hufeisen zu legen. Hiedurch werden die Inwohner vor vielen Unannehmlichkeiten verschont.

10. Kreuze aus Basilikkraut vertreiben aus dem Hause die bösen Geister jeglicher Art, denn es ist aus den Blutstropfen Christi und aus den Tränen der Muttergottes entstanden.

11. Wenn das Erstlingsei einer Henne unter die Schwelle gelegt und darüber Asche gestreut wird, wird das Haus Überfluß an Hühner-eiern haben.

12. Beim Hause soll immer ein Hahn gehalten werden, denn durch den Hahnenruf verscheucht er die verderbnisbringenden Geister.

13. Wenn ein Haus nach der Fertigstellung eingeweiht wird, dann soll der funktionierende Priester mit einem Hahn beschenkt werden, damit die Inwohner des Hauses stets bei guter Laune bleiben.

14. Jede schwarze Henne oder ein schwarzbefiederter Hahn vertreibt den Teufel vom Hause.

15. Wenn die Eule auf dem Dache des Hauses schreit, dann muß jemand aus dem Hause sterben.

16. Das Mädchen, das auf der Türschwelle ißt, wird unglücklich und nie heiraten.

17. Um die Ratten aus dem Hause zu vertreiben, muß man am Neumonde nackt dreimal mit der Feuerschaufel um das Haus herumlaufen und auf der Türschwelle die Worte rufen:

„Neumond in unserem Zimmer,
Ratten, verschwindet für immer!“

18. Kräht eine Henne, dann glaubt man, daß die Insassen des Hauses von einer todbringenden Krankheit heimgesucht werden. Um das Unglück, daß den Inwohnern bevorsteht, abzulenken, ist es ratsam, die Henne ihrer Länge nach vom Fenster bis zur Türschwelle aufzutragen. (Messen.) Gelangt der Kopf der Henne auf die Schwelle, dann soll der Kopf abgehackt werden, gelangt der Stoß auf die Schwelle, muß derselbe mit einer Hacke abgestutzt werden.

19. Wenn man das Salz auf dem Herd ausschüttet, kann man des Nachts nicht schlafen.

20. Wenn man am Montag das Haus mit Lehm schmiert, dann fressen die Raubvögel die Haushühner auf.

21. Wird der Herd, ins solange er noch warm ist, ausgekehrt, dann verlaufen sich die Hühner.

22. Damit die Hühner, die erst angekauft wurden, sich nicht verlaufen, müssen sie dreimal um eine Rauchmantelsäule herumgetragen werden.

23. Ein naher Verwandter muß sterben, wenn man träumt, daß der Rauchmantel zusammengefallen ist.

24. Um den Mann an das Haus zu halten (zumeist bei Trunkenbolden), umkreise man mit seinem Hut oder seiner Mütze, ohne daß er es weiß, dreimal den Rauchmantel und sage dabei: »Sollst Dich N¹) an das Haus so halten, wie sich der Rauchmantel an das Haus hält.«

25. Brennt ein Haus, so stelle man schleunigst das Salz auf den Tisch. Es tritt dann ein Stillstand in der Feuersbrunst ins solange ein, als man die Einrichtungsstücke aus dem Hause schaffen kann.

¹) Es wird stets der Vorname der betreffenden Person genannt.

26. Wenn ein Frosch ins Haus kommt, dann ist es gewiß, daß uns jemand verhexen will.

27. Am Ostersonntag, ersten Weihnachtstag, am Neujahrstag und zu Christi Himmelfahrt soll am Herd kein Feuer brennen, sonst gibt's das ganze Jahr Zank und Streit, Ärger und Verdruß und Feuer-schäden in Haus und Hof.

28. Schwalben, die am Hause oder Dachboden nisten, bringen immer Glück.

29. Kracht das Dach im First, dann ist es gewiß, daß einer der Inwohner sterben wird.

30. Man darf am Abend Salz, Zwiebel, Feuer und Basilikenkraut nicht aus dem Hause geben, sonst gibt's Unglück am darauffolgenden Tag.

31. Damit die Insassen eines Hauses nicht durch Kohlenoxydgas getötet werden, gibt man während des Hausbaues ins Rauchfangrohr Schweinehaare.

32. Jedes Haus hat in einer Wand seine Schlange, welche sich nachts durch ein leises »Ticktack« bemerkbar macht. Wird diese Hausschlange (serpe de casă) törichterweise getötet, dann muß jemand im Hause sterben oder es gehen die Viehstücke zugrunde.

33. Wenn der Backofen errichtet wird, dann gebe man in denselben den Kopf einer Ente, einer Gans, eines Hahnes oder eines Hammels, damit niemand im Hause sterbe, da jedes neue Haus ein Opfer fordert.

II. Kleine Mitteilungen.

Die Schwarze Schnur.

Von Anton Dachler, Wien.

In manchen deutschen Gegenden ist die Ansicht verbreitet, daß vermögliche und einflußreiche Leute für gewisse Verbrechen gegen Geldleistung strafflos ausgehen und nur durch ein verborgenes Zeichen an ihrer Person stets daran gemahnt werden, während Ärmere dafür die ganze Schwere des Gesetzes zu fühlen bekommen. Dieses Zeichen ist entweder eine schwarze oder rote Schnur oder ein eisernes Armband, und es wird in aller Form Rechtens auferlegt. So spricht man in Niederösterreich von der Schwarzen, in Norddeutschland von der Roten Schnur, hier auch vom eisernen Armband. In der weiteren Umgebung Wiens sagt man dies hauptsächlich reichen Müllern nach, eine Erinnerung an jene Zeit, wo jeder Bauer sein Korn selbst in die Mühle brachte und dort, wie man fest glaubte, am Mahlgut ganz sicher bestohlen wurde, da der Bauer nicht zugleich beim Einschütten des Kornes und dem Ausfließen des Mehles achtgeben konnte, so daß aus dem herkömmlichen „Maß“ vom Metzen deren mehrere wurden. Außerdem beschuldigte man den Müller des Beimengens von Gips zum Mehl beim Verkauf nach Gewicht und außerdem anderer Vergehen, sogar geheimnisvoller Mordtaten. Ich selbst kannte vor einiger Zeit noch mehrere sehr geachtete Müller, denen man wegen ähnlicher Untaten das Tragen der Schwarzen Schnur nachsagte. Viel seltener sollte dies bei anderen vermöglichen Leuten, Bürgern und Bauern vorkommen. Zur Prüfung mußte der Scharfrichter einmal jährlich nach der Schnur sehen und sie auch jedesmal ein wenig

nachziehen. Wenn der Beschuldigte starb, nahm der Scharfrichter die Schnur ab und wohnte dem Leichenbegängnisse bei, früher in seiner roten Tracht, in unserer Zeit nur mehr als gewöhnlicher Trauergast. So wurde mir wiederholt von unseren Landleuten berichtet, und ich zweifle nicht, daß noch jetzt manche daran glauben.

Wenig verschieden ist der Gebrauch im Deutschen Reiche. W. v. Schulenburg berichtet diesfalls¹⁾ über die östlich der Elbe und wahrscheinlich in ganz Norddeutschland verbreitete Ansicht, daß einzelne Personen für Totschlag oder andere Verbrechen einen Ring oder ein Band aus Eisen als Armband tragen müssen. Aus besonderer Gnade kann statt dessen eine rote Schnur verwendet werden. Auch hier muß der Scharfrichter zeitweilig nachsehen. Es sind stets Vermögliche, von denen man dies glaubt, die sich von der strengen Strafe durch Geld losgekauft haben. Reuter erzählt in „Ut mine Stromtid“ von einem derart bestrafte Bauern, der eine Frau in gesegneten Umständen erschlagen habe. In Norddeutschland ist diese Angelegenheit sprichwörtlich geworden, daß man von einem etwas übelbeleumundeten Menschen sagt, er müsse die Rote Schnur tragen.

Für diese symbolische Strafe findet man bei Grimm zwar keine unmittelbare Erwähnung, doch immerhin einige Bemerkungen, die dieselbe beleuchten und die Grundlagen der Volksmeinung etwas klarlegen. So heißt es Seite 660: Beschädigungen an Leib und Leben werden nach Stand und Geschlecht des Beschädigten geringer und höher gebüßt. Weiters Seite 681 und 739: Den Knecht treffen härtere Strafen als den Freien und er wird zuweilen gestraft, wo der Freie bloß büßt. Dieser konnte um Geld Haut und Leben lösen. Unfreie traf Strafe, weil sie der Buße unwürdig erschienen und auch zu zahlen unvermögend waren. Seite 677 wird über Scheinbußen abgehandelt, wohin unser Verfahren einzureihen ist. Unfreie, unehrliche, verächtliche Leute haben auf gar keine Genugtuung Anspruch, oder nur auf spöttische und ganz geringe. Als Buße eines Freien gegen einen Unfreien galt schon, wenn dieser dem Schatten des Beschädigten an der Wand an den Hals schlug oder wenn ihm der in der Sonne blinkende Wehrschild gezeigt wurde.

Das Vorkommen des Gebrauches auf weit voneinander entfernten Gebieten bezeugt die einst allgemeine Verbreitung und das Beruhen auf uralten eingewurzelten Einrichtungen. Ebenso wie heidnische, anscheinend sinnlose Gebräuche noch in unserer Zeit geübt werden, so ist auch die Scheinstrafe mit der Schwarzen oder Roten Schnur eine im Volke noch wache Erinnerung an die Frühzeit des deutschen Volkes.

Einige Ergänzungen zum polnischen Faust Twardowski.

Von Dr. Max Höfler, Bad Tölz.

Dr. Twardowski spielt in Polen wohl auch die Rolle eines Faust oder Paracelsus; sein Tonbild erinnert ganz und gar an den Hahn- oder Gockelreiter, der als Gebäck in Salzburg, Steiermark, Hallein ein Nikolausgebäck ist (Zeitschr. d. Ver. f. Volksk., Berlin 1896, S. 324, 1902, S. 86) das heißt ein „Motiv für Volksplastik“ aus Teig. Man sieht, wie tätig die Volksphantasie ist; diese gebackenen Reiter (Schimmelreiter, Gansreiter, Hahnreiter etc.) erinnern doch sehr an den Schwanenritter und an den niederländischen (Schouwer) „Rev op Stokje“. An den „Hahnrei“ (!) (Zeitschr. d. Ver. f. Volksk., 1909, S. 78) zu denken, ist gewiß verfehlt. Der infernalis venator mußte sich die Umwandlung in einen Gockelreiter gefallen lassen.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Benjamin Krobth †. Am 6. April d. J. starb in Oberthemenau der Oberlehrer B. Krobth, ein verdienstvoller Mitarbeiter dieser Zeitschrift, der auch die volkskundlichen Sammlungen unseres Museums durch Darstellung der Eigenart der kroatischen Bevölkerung von Oberthemenau und Umgebung auf das dankenswerteste bereichert hat. Seine Arbeiten im 7. Bande der Zeitschrift sind musterhaft genaue Erkundigungen und

¹⁾ Zeitschr. f. Ethn. Anth. u. Urgesch., Berlin 1898, S. 76.

Schilderungen des Volkstums dieser kroatischen Volksinsel an der niederösterreichisch-mährischen Grenze. Wir werden dem eifrigen Mann ein dankbares und dauerndes Andenken bewahren.

Trachtenausschuß für Salzburg. Der Landesausschuß des Herzogtums Salzburg hat über einen Antrag der Abgeordneten Dr. Stölzel, Scheibl, A. Hueber und Genossen betreffend Förderung und Hebung der Salzburger Eigenart in Tracht, Sitten und Gebräuchen im Auftrag des Salzburger Landtages mehrfach Beratungen gepflogen und Enqueten abgehalten sowie einen engeren Fachausschuß zum Studium der Angelegenheit eingesetzt, an dessen Spitze Herr Fachlehrer K. Adrian in Salzburg steht. Derselbe hat einen sehr eingehenden Bericht mit Nachweis der noch in lebendiger Übung vorhandenen Trachten Salzburgs erstattet und beherzigenswerte Vorschläge in dieser Richtung gemacht. Kürzlich hat Herr Fachlehrer K. Adrian im Verein mit Prof. Franz Kulstrunk in einem öffentlichen Vortrag diese ganze Frage eingehendst beleuchtet. In der Frage der Trachtenbelebung vertreten beide Fachmänner die Ansicht, daß es hauptsächlich darauf ankomme, der noch heute wenigstens dem Schritte nach erhaltenen Tracht wiederum Farbe zu verleihen und auf die ländlichen Schneider entsprechend einzuwirken, von deren Mustern sich die Bevölkerung vielfach leiten lasse. Es ist kein Zweifel, daß besonders in den vom Fremdenverkehr stark berührten Alpenländern das Trachtenproblem ein sehr akutes geworden ist und ernsthafter Bemühungen überaus wert scheint.

Internationaler Kongreß für Heimatschutz in Stuttgart. (12. bis 15. Juni 1912.) Ziel dieser alljährlich sich versammelnden Kongresse ist eine freie Aussprache über die stets dringender werdenden und überall gleichmäßig sich aufdrängenden Probleme des Heimatschutzes im Sinne der Erhaltung der Kunst-, Geschichts- und Naturdenkmäler sowie einer entsprechend zeitgemäßen Weiterbildung der jeweiligen Heimatsart. Überblicke über den gegenwärtigen Stand der Heimatschutzbewegung, Bauberatungen (besonders wichtig), Vorträge über „Heimatschutz und Fremdenverkehr“ (Referent Dr. K. Giannoni) sowie über „Heimatschutz und Bergbahnen“ (Referent Prof. Dr. Bovet) standen im Mittelpunkt der Tagung.

Volkskunstaussstellung in Kimpolung. Am 2. Juli d. J. wird in Kimpolung (Bukowina) eine von der k. k. Fachschule für Holzbearbeitung unter Leitung des Direktors E. Weslowski veranstaltete Ausstellung bäuerlicher Volkskunst und Hausindustriearbeit eröffnet werden, die vorwiegend das bäuerliche rumänische Mobiliar und andere Kleinere der Hirten und Bauern des Landes sowie ihre weitere Ausbildung unter dem Einflusse der Fachschule zur Darstellung bringen wird. Wir hoffen, daß Herr Direktor E. Weslowski bei dieser Gelegenheit auch die einschlägigen Sammlungen unseres Museums mit einer entsprechenden Auswahl passender Gegenstände bereichern wird.

Mährische volkskundliche Ausstellung. In Hohenstadt (Zábřeh) wird diesen Monat (vom 26. Mai bis 9. Juni) eine künstlerische Ausstellung veranstaltet, deren Hauptteil eine Ausstellung der walachischen und mährisch-slowakischen Keramiken, Stickereien und Trachten ist. Die Ausstellung findet im Gebäude des k. k. böhmischen Staatsgymnasiums statt und wird durch dieselbe die sechzehnjährige Dauer des Vereines „Zora“ in Hohenstadt gefeiert.

Prof. J. Tvrdý.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

5. **Volksmärchen aus Österreich.** Aus dem Volksmund, aus Zeitschriften und Büchern gesammelt und herausgegeben von Karl Haller, Bürgerschuldirektor. Mit vielen Originalzeichnungen von G. O. Czeschka, J. Hendel, K. Jobst, C. Müller, W. Wodnansky und K. Wolf. In Kommission bei Löwes Verlag Ferdinand Carl, Wien, Stuttgart, Leipzig 1912.

Es war ein guter Gedanke des Verfassers, um der märchenfrohen Kinderwelt einen neuen Erzählungsstrauß darbieten zu können, in den österreichischen Märchenschatz zu greifen, der in den zahlreichen Märchensammlungen der österreichischen Völkerstämme vorliegt. So sind die bekannten Sammlungen aus Niederösterreich von Fr. Tschischka, aus Tirol der Brüder Zingerle, aus Schlesien von A. Peter, aus Kärnten von Fr. Francisci, die slowakischen Märchen der Brüder Nemcova, die serbische Sammlung von Vuk St. Karadschić, die ruthenische von K. J. Erben mit Glück benützt. Auch ist es zu begrüßen, daß einige Märchen in mundartlicher Fassung mitgeteilt sind, nur ist die Schreibung in solchen Fällen ein schwieriges Problem, das der Herausgeber in der zutreffenden Weise gelöst hat, indem er sich an die (freilich veraltete und unwissenschaftliche) Transkription der Originalausgaben hielt. Das Büchlein ist sehr zu empfehlen und wird den Kindern Freude machen, wie der Referent es an seinem Jüngsten erlebte.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

6. Oberösterreichische Volkssagen. Gesammelt von Kajetan Alois Gloning, weiland Schulleiter in Peuerbach. II. Auflage. Linz 1912. R. Pirngruber, 8^o. 112 S.

Die vorliegende Sammlung erschien im Jahre 1884 zum erstenmal. Bis zu jener Zeit war überhaupt keine größere Sagensammlung mit ganz spezieller Berücksichtigung Oberösterreichs erschienen, mit Ausnahme der Erzählungen, Volkssagen und Schilderungen aus dem Erzherzogtum Österreich ober der Enns und Salzburg (Linz 1834/35, 2 Bändchen), die zerstreute Notizen aus den verschiedensten Zeitschriften und historischen Werken sammeln; daneben ist noch die Sammlung von Sagen (vorzüglich Schatz-, Pest-, Teufels- und Dämonensagen) zu nennen, die P. Baumgarten in seinem fleißigen und überaus reichhaltigen Sammelaufsatz (aus der volksmäßigen Überlieferung der Heimat, Bericht über das Museum Francisco-Carolinum Nr. 22, 24, 28, Linz 1862, 1864, 1869) gibt. Was sonst an Sagenmaterial vorlag, fand sich zerstreut in verschiedenen Zeitschriften, Programmen, Zeitungen, Topographien etc. — Gloning hat nun fleißig, wenn auch durchaus nicht erschöpfend, aus diesen Quellen, aber auch aus mündlichen Berichten für seine Sammlung zusammengetragen — aber leider nirgends eine Quelle angegeben. Wer sich also mit oberösterreichischer Sage beschäftigt, hat die zeitraubende Arbeit zu leisten, sämtliche oft recht schwer zugänglichen Veröffentlichungen gelegentlich nur einer einzelnen Sage wegen durchzusehen, um dann meist zu finden, daß ja Gloning ohnehin dasselbe sagt. Es ist daher um so bedauerlicher, daß nunmehr die II. Auflage ohne irgendeine Veränderung (Gloning ist schon einige Jahre nicht mehr am Leben) im Verhältnis zur ersten erschien. Einige Beispiele möchte ich hiehersetzen, um zu zeigen, wie dankbar Literaturnachweise aufgenommen worden wären. Wenn wir nur die Lindwurmsage von Goisern (S. 1) ins Auge fassen, so findet sich diese vor Gloning bereits in *Austria, Kalender für 1843*, S. 167; *Jahresbericht des österreichischen Alpenvereines 1870* (VI), S. 178 (übrigens eine unselbstständige, kompilatorische Arbeit von Ransonnet); „*Linzer Tagespost*“ 1882, Nr. 146 (Kanzler, Skizzen aus dem Salzkammergut); ferner nach Gloning im *Jahresbericht des österreichischen Alpenvereines 1887*, S. 208 ff. (Dalla Torre) „Die Drachensage im Alpengebiet“ und in der „*Linzer Tagespost*“ 1899, Nr. 231 (Lindwurmsagen), und dabei nirgends wesentlich verschieden. Ähnlich ist's mit der Sage vom Kloster Schlägel, Gloning, S. 22 f. Die findet sich vor Gloning bereits in *Hormayrs Archiv*, 1826, S. 737 (dem Manuskript der Pillweinschen Topographie entnommen); ferner taucht sie auf in den Erzählungen und Volkssagen, Linz 1834, S. 37 ff. (ebenfalls nach Pillwein); dann im 14. Museal-Jahresbericht, Linz 1854 (Proschko) sowie in *Finks Oberösterreichischem Kalender des Jahres 1856* (II)! Von neueren Sammlungen wären herbeizuziehen gewesen Sieb' Sagen aus dem oberen Mühlviertel (1899), *Ruzersdorfer, Zeitschrift für österr. Volkskunde 1902*, S. 12 ff. (Sagen aus Klaffer und Umgebung in Oberösterreich). Einer Sagensammlung, die auf die vorhandene Literatur Rücksicht nimmt und modernere Gesichtspunkte befolgt, bedarf Oberösterreich wirklich schon; viel neues Material — freilich auch

zwecklos wiedergebrachtes altes — liefern die rege beschrifteten Veröffentlichungen der heimatkundlichen Vereinigungen Oberösterreichs (Rieder-, Schärldinger- und Braunauer Heimatkunde), unter denen besonders die Abhandlung „Der Teufel in der Sage“ (Innviertler Heimatkunde 4 [1911], S. 138 ff.; 5, S. 2 f.) zu nennen wäre. Die Ausstattung des Büchleins ist sehr primitiv und steht zum Beispiel hinter der soeben auch erschienenen Volksausgabe von Hans v. d. Sanns Sagen aus der grünen Mark (Leykam, Graz 1912) beschämend weit zurück.

Dr. Alfred Webinger.

7. Oststeirisches Bauernleben. Von Rosa Fischer. Mit einer Vorrede von P. Rosegger. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leykam. Graz 1906. Oktav, 290 S.

Die erste Auflage dieses Buches vertrug wohl eine Veränderung. Vor allem fiel Uncharakteristisches fort, dann verschwanden allgemeine Betrachtungen der Verfasserin, die nur störend wirkten, so zum Beispiel persönliche Ansichten über das Schweinstecken (S. 29), über Vivisektion, über den Unterschied der Religionsbekenntnisse (S. 259 ff.), über unandächtiges Gebet und anderes; allzu schwärmerische Naturschilderung wurde gedämpft; freilich ist in der zweiten Auflage leider manches nimmer zu finden, was besser nicht vermißt würde. So zum Beispiel Sprüche, die der Verfasserin vielleicht anstößig erschienen („wo nicht ist Mistus, da ist auch nicht Christus“, 1. Absatz, S. 11), einzelne Spiele (Stockschlagen), Lieder, die etwa zu sehr nach der Schule schmeckten, aber dennoch erwähnenswert wären. (Kinderlieder: „Zizibee, Zizibee“, „Stieglitz, Stieglitz“, „Mirzerl und Moizerl“, 1. Absatz, S. 141. Lieder Erwachsener: „Wir Buama san recht lusti“, „Es naht sich an die Weihnachtszeit“, „Koan Bauer mag ih ah nimmer bleiben“, 1. Absatz, S. 153 f. und andere.) Dafür treffen wir Neues, so sind die Hausinschriften vermehrt (S. 19 f.), Lieder sind teilweise vollständiger gebracht, Rätsel und Redensarten erscheinen vermehrt, Grußformen, Eheleben und Schicksal der Armen werden jetzt erst berücksichtigt. Dazu kommt neu ein ganzes Kapitel: „Unterschiedliches anderes Altes und Neues aus Berg und Tal“, S. 136—153 (Wirtschaftsweise und Leben von Berg- und Talbauern in ihren Gegensätzen). Das Buch ist mit einem Wort sachlicher geworden, im Ausdruck ruhiger, läßt sich besser an als die erste Auflage, wenn es auch von Haus aus überhaupt nicht besonders viel Unbekanntes brachte.

Dr. Alfred Webinger.

8. Dr. Richard Braungart. Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischen Völker an der Geschichte der Kulturpflanzen und Ackerbaugeräte in Mittel- und Nordeuropa nachgewiesen. Heidelberg, Winter 1912. 469 S.

Wenn unsere Zeit daran ist, durch gewaltige Wanderbewegungen ein Völkerchaos zu schaffen, wie es wohl noch keine Zeitperiode in der Weltgeschichte gesehen hat, so tut sie es doch nicht, ohne daß diese Entwicklung von vielen Seiten und auch von den verschiedensten Gesichtspunkten aus mit tiefem Bedauern und mit schweren Besorgnissen verfolgt würde. Es ist geradezu charakteristisch, daß wohl nie in dem Umfange, wie dies jetzt der Fall ist, das Rassenproblem das Interesse weitester Kreise in Anspruch genommen hat und mit ihm ein im Wesen prähistorischer Prozeß, der zu dem jetzt sich abspielenden in entscheidenden Punkten im Gegensatz steht. Für die Lösung des Problems bieten sich in mächtig anschwellendem Ausmaß immer mehr und immer neue Hilfsmittel dar; heute taucht eine Lehrmeinung auf, die morgen durch eine andere erschüttert wird; aber trotzdem konsolidiert sich das wissenschaftliche Gebäude allmählig, weil des Baumaterials immer mehr und weil dieses selbst immer solider wird. — Die Frage nach der Urheimat der Indogermanen hängt mit dem Rassenproblem zusammen und hat sich innerhalb desselben einen ersten Platz errungen. Wenn nun aus den verschiedensten, hier nicht zu erörternden Gründen die vorgefaßte Meinung früherer Zeit, die alles aus dem Osten herleitete, die Völkerwanderungen als regelmäßig von Ost nach West verlaufend bezeichnete und unserer ganzen Kultur und Zivilisation einen östlichen, meist semitischen Ursprung zuschrieb, allmählig schwere Beeinträchtigungen erfahren hat,

und zwar dies alles trotz der durch Auffindung des Kodex Hammurabis hervorgerufenen, nun aber wohl abgeflauten panbabylonistischen Strömung, so ist doch auch auf dieser Linie eine wirkliche, allseitige, das heißt jeden Unvoreingenommenen voll befriedigende Lösung noch nicht gefunden; das Prämissenmaterial für den Syllogismus ist noch zu lückenhaft, die einzelnen Prämissen sind nicht immer ganz unanfechtbar; es sei zum Beispiel auf die Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung, auf die Beurteilung von Artefaktenfunden, auf die Ergebnisse der Schädelkunde Bezug genommen. — Mit der größten Genugtuung muß daher jeder weitere Beitrag zum Beweismaterial aufgenommen werden, sei es, daß er die bisherigen Ergebnisse zu korrigieren, sei es, daß er sie zu unterstützen geeignet ist. Das vorliegende Werk liefert nun einen solchen Beitrag, und zwar einen von der denkbar größten Bedeutung und Tragweite; wir dürfen es daher auch mit Freuden begrüßen.

Es stellt sich nicht die Aufgabe, das Indogermanenproblem in seinem vollen Umfange zu lösen, sondern sucht nur die Urheimat der indogermanischen Völker, insoweit sie ackerbaureibend waren, festzustellen; es geht aber in vielen Punkten erheblich über diesen Aufgabenkreis hinaus, indem es auch Ausblicke in noch viel weiter zurückliegende Perioden eröffnet. Aber schon in seiner engeren Abgrenzung umfaßt es gewaltige Zeiträume und zieht es Wanderbewegungen von ungeheurer Tragweite in Betracht. Die Mittel, mit denen hierbei gearbeitet wird, sind im Wesen von doppelter Art, erstens die Ackergeräte und zweitens die Kulturpflanzen jener vor der historischen Zeit gelegenen Kulturperioden. Dabei tritt zunächst die Erkenntnis in die Erscheinung, daß wir die wirtschaftliche und soziale Entwicklung unserer Voreltern vor und in der Zeit, in der das Licht der Weltgeschichte, sozusagen durch die Brille mehr oder weniger vorurteilsvoller und vielleicht auch nicht immer richtig unterrichteter Autoren des Altertums gebrochen, auf sie zu fallen beginnt, übermäßig unterschätzt haben. — Wenn die Indogermanen vor ihrer Auflösung in einzelne Gruppen und bevor sich aus ihnen neue Nationen zu bilden begonnen haben, ihre eigenen Ackergeräte gebraucht haben, und wir diese Typen da und dort in der Welt noch heute vorfinden oder doch für historische Perioden bezeugt haben, ist gewiß der Schluß auf einen genetischen Zusammenhang berechtigt, vorausgesetzt daß jene Typen charakteristische Merkmale aufweisen und mit guten Gründen der Gedanke an eine Parallelentwicklung abgelehnt werden muß. Hierin liegt nun freilich für derartige Forschungen eine Fülle von Schwierigkeiten begründet; Vorurteile und leichtsinnige, vor allem voreilig generalisierende Urteile müssen auf das ängstlichste vermieden werden; nur ein ganz genauer Kenner aller einschlägigen Tatsachen, in erster Reihe der geschichtlichen Entwicklung der Ackergeräte, vor allem des Pfluges, hat hier das Recht, zu entscheiden. Es ist daher vollauf begreiflich, daß der Verfasser mehrere Jahrzehnte benötigt hat, um die Ergebnisse seiner Forschungen ausreifen zu lassen; uns fällt also eine reife Frucht in die Hand. Es ist durch das vorliegende Werk nicht nur eine ungeheure Fülle wertvollsten Tatsachenmaterials uns geboten, sondern es sind uns auch durch die vom Verfasser hieraus gezogenen Schlußfolgerungen Anregungen aufgedrängt, die unser Denken nach allen Seiten hin befruchten müssen. Vielleicht würden diese Anregungen noch größere Tragweite haben, wenn die Darstellung des Verfassers etwas — sagen wir — konziser und übersichtlicher wäre. Der Leser findet sich wohl nicht immer genügend leicht und rasch zurecht, um nicht da oder dort den Faden zu verlieren. Das soll kein Tadel sein, ist ja doch das Werk nicht für ein Laienpublikum, sondern nur für Fachmänner geschrieben; diese Bemerkung soll es aber rechtfertigen, wenn wir den Wunsch aussprechen, es möchte eine gekürzte Ausgabe des Werkes veranstaltet werden, welche auch dem zwar nicht im engsten Sinne fachlich Vorgebildeten, wohl aber allgemein gebildeten Leser all die Fülle von Wissen vermitteln würde, die das prächtige Werk in sich schließt und die in vielen Beziehungen uns neue Welten eröffnet.

Es sei uns nun gestattet, einige von den Ergebnissen der Forschung Braungarts zu erwähnen. Die indogermanischen Völker gehen auf ein einheitliches Urvolk zurück; sie haben auch in ihren wichtigsten Ackerbaugeräten eine gemeinsame Grundlage, von der sie ausgegangen sind; ganz deutliche Spuren der Ackergeräte des indogermanischen

Urvolkes sind teils heute noch da und dort in Anwendung, teils aber in den letzten 30 bis 40 Jahren aus dem Boden Mitteleuropas ausgegraben worden. Dabei kann der Zeitraum der Differenzierung jener Völker 8000 und mehr Jahre zurückliegen (S. 1); sie befanden sich damals im Steinzeitalter. „Meine Studien über den Ursprung, Entwicklung und Verbreitung der wichtigsten Ackerbaugeräte zeigen, daß das indogermanische Urvolk in den ersten Landgebieten seiner Entwicklung in den baltischen Ländern . . . in der sogenannten Pfahlbauzeit, trotz des Mangels an jeglichem Metall bereits die Grundlagen unseres heutigen Ackerbaugerätewesens ausgebildet, sich bei nun vorhandener reichlicher Nahrung an Boden- und Viehzuchtprodukten zu einer größeren Volksmasse entwickelt hatte, deren Wohnsitze sich nunmehr über ganz Mitteleuropa und Südkandinavien, auch in das mittlere und südliche Rußland ausgebreitet hatten. Die vollständige Trennung und teilweise Abwanderung erfolgte in der zweiten Hälfte der neolithischen Zeit; das zeigen die Ackergeräte.“ (S. 4.) „Schon vor der Scheidung der Indogermanen muß das Stadium des Hackbaus überwunden gewesen sein, weil es sonst keine Furche und Pflüge und kein Ackerland gegeben hätte.“ (S. 7.) Das Wort Pflug ist germanisch. Die Arier, das heißt die asiatischen Indogermanen sind nicht einmal nach ihrer Abtrennung von den Stammverwandten Nomaden geworden, sie sind ein nun allerdings auf der Wanderung begriffenes Ackerbauvolk geblieben, haben sie doch alle in der Urheimat vorhandenen gewesenen Pflughtypen mitgenommen, um sie sich zum Teil bis zum heutigen Tage zu bewahren; dabei waren Gerste, Weizen und Hirse, in erster Linie aber die Gerste, die Kulturpflanzen der noch ungeteilten Indogermanen. (S. 7.) Vor mehr als 6000 Jahren ist „eine ganze, große Wanderung vorgerückten Getreidebaues und relativ erstaunlich hochentwickelter Ackerbaugeräte aus Mittel- und Nordeuropa nach dem europäischen Süden und Osten und nach Zentralasien vor sich gegangen“. (S. 15.) „Der Grund, warum sich die Ackerbaugeräte früher konstant durch Jahrtausende in ihrer Eigenart erhalten“, liegt darin, daß man sie in der ältesten Zeit als Geschenke der Götter ansah und daß man sie später bei den Gottesgerichten verwendete; auch blieben die älteren Geräte immer das Muster für die auf dem Gutshofe oder vom Dorfschmiede oder Wagner neuherzustellenden. (S. 19.)

Auf das Kapitel über die Entwicklung des indogermanischen Urvolkes aus einem im nordwestlichen Afrika wohl in der paläolithischen Zeit angesiedelt gewesenen Volke sei hier nicht eingegangen (S. 21 ff.) und nur erwähnt, daß der Verfasser ausdrücklich betont, neben diesen Menschen habe es noch andere und vor ihnen noch ältere gegeben; die ersteren waren auch schon Ackerbauer, demnach Menschen wie wir; dabei sind Weizen und Gerste obertertiäre Getreidearten, „die uns nur in der Hand des Menschen über die Eiszeit hinweg erhalten geblieben sind“ (S. 22); auch die obertertiären und die Eiszeitmenschen waren also Leute wie wir. Dabei verweist der Autor auf die Bildwerke in den Höhlen Südfrankreichs, Spaniens und des Jura. (S. 23.) „Daß die Not der Eiszeit auf den gut veranlagten europäischen Menschen kulturell fördernd wirkte, ist nicht nur möglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich, aber sie konnte keinen Affen zum Menschen machen, trotz der hunderttausende von Jahren, welche sie gedauert hat.“ (S. 24.) „Der angebliche Übergangsmensch aus den Höhlen der Dordogne baute schon in der obermittleren paläolithischen Zeit . . . auch Getreide, mehrere Weizen und Gerste.“ (S. 25.) Nebenbei sei erwähnt, daß der Verfasser vielfach auf den zu früh verstorbenen, hochverdienten Forscher M. M u c h Bezug nimmt. Er stellt fest, die Germanen hätten, als sie mit den Römern in Berührung kamen, bessere Pflüge gehabt als diese, also auf diesem Gebiete von den letzteren nichts zu lernen gebraucht; seine Ausführungen lassen an vielen Stellen ein hochsittliches Nationalbewußtsein erkennen, das wohlthuend überall hervorklingt, ohne aber zu Einseitigkeit oder zu Parteilichkeit zu verleiten. Das bisher Gesagte bildet den Hauptinhalt der „allgemeinen Übersicht“.

In einem weiteren Abschnitte wird ins einzelne der Nachweis dafür zu erbringen gesucht, daß tatsächlich Mittel- und Nordeuropa die Urheimat der indogermanischen Landwirtschaft sei. Dabei geht der Verfasser von dem interessanten Satze aus, „daß ein großer Teil der pflugähnlichen Ackerbaugeräte der indogermanischen Völker in der alten

und neuen Zeit nichts anderes ist, als in *Spanngeräte umgewandelte Handgeräte*“ (S. 51.) Es ist natürlich ganz unmöglich, den Gedankengang des Verfassers hier ins einzelne zu verfolgen; da sich aber der Schluß, zu dem er gelangt, aus zahllosen einzelnen Thesen aufbaut und diese wieder auf massenhaften Einzelbeobachtungen beruhen, können alle Ergebnisse, die wir im folgenden mitteilen, nur aphoristisch wiedergegeben werden; wir können nur den Zweck verfolgen, Interesse für das große Werk zu erwecken; anderes können wir auch deswegen nicht anstreben, weil ja auch die massenhaften Abbildungen, welche der Verfasser uns bietet, zum Verständnisse unentbehrlich sind.

Die neolithischen Indogermanen hatten zur Zeit, als sie sich national teilten, ganz aus Holz zusammengesetzte Pflüge (S. 53); solche hölzerne Pflüge finden sich auch heute noch, Pflüge mit ganz geringen Eisenbeigaben sogar noch in Europa. Zwischen den ältesten, aus dem Norden erhaltenen Pflügen und Pflugabbildungen (das Bild an der Felsenwand im Bohnsläntale in Schweden, der Pflug von Dostrup in Jütland) und den Pflügen der alten Hellenen (nach Hesiod), die bis zur Gegenwart fortleben sollen, gewissen Pflügen in Oberitalien und Spanien besteht eine deutliche Beziehung. (S. 55.) Nebenbei seien folgende eingestreute Sätze, die übrigens inhaltlich für die Beweisführung des Autors von Bedeutung sind, erwähnt: „Unter Keltisch begreift man offenbar in der Differenzierung begriffene und darin stehen gebliebene Teile des indogermanischen Urvolkes, welche bald mehr den Germanen, bald mehr den Romanen, Griechen u. s. w. zugewendet waren.“ (S. 84 f.) „Die Rätier waren sicher Urgermanen, der Grundbestandteil der späteren Bajuwaren . . .“ (S. 90.) „Offenbar war es . . . ein nordisches Volk, welches in Griechenland die alteingesessene, pelasgisch-mykenische Bevölkerung überwand und diese Pflüge (nämlich die Pflüge des Nordens) mitbrachte, aber das war sicher noch in der neolithischen Zeit“ (S. 97), lange vor der Periode der sicher germanischen Hallstattkultur; jene Einwanderer haben teils den Pflug von Dostrup, teils den von Pappau in Westpreußen, ja auch einen dem böhmischen Nakolesnik ähnlichen mitgebracht. (S. 97.) Die Slawen zeigen in ihren Ackergeräten die mannigfaltigsten Entlehnungen, was damit stimmen würde, daß sie wohl erst lange nach der Abgliederung der germanischen Stämme die Urheimat verlassen haben dürften. Aus diesen und anderen Erwägungen kommt unser Verfasser zur Erkenntnis, „daß die Landwirtschaft der Südeuropäer, der Griechen, Italiker, Spanier und Gallier (Kelten) wirklich in Mitteleuropa entsprungen ist“ (S. 99); für die Slawen versucht er den Nachweis in den späteren Abschnitten.¹⁾

Daß sich die alten Pflüge besonders bei den Volksstämmen der eigentlichen Germanen ausgestaltet haben, mehr als bei den anderen indogermanischen Völkern, erklärt der Verfasser aus einer eigenartigen Veranlagung der Germanen für den Ackerbau und die Herstellung seiner mechanischen Hilfsmittel. (S. 101.) „Die indischen Arier haben . . . in ihren Ackergeräten Fühlung mit den Norddeutschen und mit den Griechen, obgleich sie in der Hauptsache ein eigenes, ganz originelles Ackergerät haben.“ (S. 111.) — Wir übergehen die naturgemäß weitläufigen Einzelausführungen über die germanischen Ackergeräte des Mittelalters und der Gegenwart, über die indogermanischen Eggen, über die Geräte der Litauer und der Letten, der slawischen Indogermanen und insbesondere der Russen, der West- und Südslawen und über jene Rumäniens, dann aber auch die in einem besonderen Abschnitte gebrachten Ausführungen über die Ackergeräte der asiatischen Indogermanen (Arier); einzelne Sätze aber wollen wir doch auch aus diesen Kapiteln herausheben, so zum Beispiel den, daß die Ruthenen wahrscheinlich keine Slawen, sondern vielleicht slawisierte Litauer, also nichtslawische Indogermanen seien. (S. 209.) Erwähnt seien auch die ausführlichen Auseinandersetzungen mit Peisker (S. 219 ff.), dann über den Pflug — das Symbol jeder menschlichen Kultur — in der Sprache der Indogermanen (S. 250 ff.); für Pflug haben wir das angelsächsische *plōh*; die Slawen haben das Wort *plugu* aus dem altnordischen *plogr* entlehnt; die Vermittler waren die Normannen und namentlich die Goten in Rußland. (S. 255.) Soweit uns

¹⁾ Für diese Hypothesen trägt natürlich der Verfasser allein die Verantwortung

bekannt, wird auch sonst das slawische Wort als aus dem Germanischen übernommen gedeutet. Die sachliche Argumentation, die unser Verfasser bietet, soll hier wiedergegeben werden, weil sie für die ganze Art seiner Schlußfolgerungen charakteristisch ist: „Ohnehin haben meine in verschiedenen vorausgegangenen Abschnitten gegebenen Ausführungen gezeigt, daß die Slawen, die eine andere Feldeinteilung haben als die Germanen, daher auch eine andere Bodenbearbeitung, mit dem aus der germanischen Agrarverfassung hervorgegangenen Pflug nie etwas anzufangen wußten, ihn als eine, ihrem Ingenium fernstehende Sache fortwährend zu ändern, slawisch zu adaptieren suchten, daß er also unmöglich bei ihnen entstanden sein konnte.“ (S. 255.) An einer späteren Stelle finden wir den Satz, daß die „Ostiranier und späteren Inder in Bezug auf Ackerbaugeräte rein gar nichts von Babylon-Assyrien angenommen haben, einfach weil dort nichts für sie zu holen war; ihre Ackerbaugeräte standen weit höher“; sie waren wahrscheinlich schon um 2200 oder 3000 vor Christi, vielleicht schon seit einigen Jahrtausenden in ihren Wohnsitzen östlich von Babylon angesiedelt (S. 309); auch ihre Ackerbaugeräte haben die Urheimat in Nord- und Mitteleuropa (S. 329); „in der Tat kann es eine größere Reinhaltung des eigenen Ackergeräteleprinzips von fremden Elementen kaum geben, als es bei den Ostiranern und namentlich auch den arischen Indern der Fall gewesen ist“ (S. 329); ihre Abwanderung aus Mitteleuropa ist zu einer Zeit erfolgt, als die heimischen Ackergeräte schon vollkommen ausgebildet, aber noch ganz ohne Metall waren, „denn man sieht heute noch, daß man das bißchen Eisen, was dran ist, weglassen könnte, ohne dadurch den Gebrauchswert im geringsten zu schädigen“. (S. 330.)

Wir haben im vorausgehenden versucht, einzelne Streiflichter auf den Inhalt des Werkes und die bei seiner Ausarbeitung befolgte Methode zu werfen. Die zahlreichen Nachträge dienen reichlich zur Unterstützung des in den Hauptkapiteln Dargelegten, können aber trotzdem hier nicht weiter Erwähnung finden, müßte sich ja doch sonst diese Buchanzeige zu einer Broschüre auswachsen.

Wir wollen hier damit schließen, daß wir alle sich für den überaus bedeutungsvollen Gegenstand Interessierenden auf das Werk Braungarts angelegentlich aufmerksam machen und diesem letzteren dafür Dank sagen, daß er der gebildeten Welt aus seinen Erfahrungen und seinem Wissen eine solch ungeheure Fülle von Anregung und von neuen Gedanken zur Verfügung gestellt hat.

v. Schullern.

9. Prof. Dr. Georg Graber. Die Vierberger. Beitrag zur Religions- und Kulturgeschichte Kärntens. Sonderabdruck aus *Corinthia* I, Heft 1 bis 3, 1912.

Ein merkwürdiger, in Kärnten bis auf den heutigen Tag geübter, wenn auch schon merkbar zurückgehender Wallfahrtsbrauch findet hier in Prof. Dr. Graber seinen religionsgeschichtlichen Erklärer. Wenn der Referent auch der Erklärung des Verfassers in den Hauptpunkten nicht unbedingt zustimmen kann — ich halte die Zurückführung des Vierberglaufes auf einen Totenkult für verfehlt — so ist doch so vieles an analogen Erscheinungen herangezogen, daß im ganzen auch auf den bestimmten seltsamen Brauch Licht fällt. Es handelt sich beim Vierberggehen, das bereits im 17. Jahrhundert historisch bezeugt ist, um ein höchst eiliges Rennen auf vier Berge innerhalb eines Tages, wobei die Wallfahrer auf jedem Berg das sogenannte Bergerlaub wechseln (Wachholder, Efeu, Fichtenzweige, Immergrün). Die Hetzjagd geht von Magdalensberg nach Pörtschach am Fuß des Ulrichsberges, von diesem über Kamberg und Zweikirchen auf den Veits- (oder Göse-) Berg und endlich abends noch auf den Lorenziberg. Überall wird in fliegender Eile eine Messe gehört und werden neben dem vierfach aufgerafften Laubschmuck von Ulrichsberg Steine, in früherer Zeit überall auch die Bergerde, jetzt Getreide, das man gegen mitgebrachtes austauscht, als heilkräftig für Mensch, Vieh und Saaten mitgebracht. In dem seltsamen Bilde dieser orgiastischen Hetzprozession, welche teilweise zu nächtlicher Zeit mit Fackeln und Kienspänen über die Berghänge hinauf und hinab und querfeldein in gedrängter Masse sich ergießt, sind so viele altertümliche Züge, welche auf antike Kultriten hinweisen, daß die Erklärung sicher auf römische, vielleicht sogar

vorrömische (keltische) Grundlage zurückzugreifen haben wird, wie Verfasser auch ganz richtig andeutet. Im „Bergerlaub“ sind auch Efeu und Immergrün wohl in diesem Sinne zu deuten. Die Studie ist überaus anregend geschrieben und wird gewiß überall Beachtung finden.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

10. D. E. O. Arenander (Ultuna bei Upsala). Die altertümliche Milchwirtschaft in Nordschweden (Norrlund). 8°. 56 Seiten, 74 Abbildungen. Stockholm 1911.

Norrlund, welches mit einem bedeutenden Teil über den Polarkreis hinausreicht, ist zumeist auf Viehzucht angewiesen, daher die Milchwirtschaft von jeher dort sehr wichtig war und in neuerer Zeit eine sehr hohe Ausbildung erreicht hat. Nachdem dies erst seit kurzer Zeit der Fall ist, so war es dem Verfasser möglich, viele weit zurückreichende Formen zu ermitteln. Skandinavien ist eben auch hier, wie überhaupt für die Volkskunde, ein dankbares Forschungsfeld.

Der größte Teil der Milch wird in den drei warmen Monaten auf den Sommerweiden erzeugt, während sonst das Vieh im Stalle bei kargem Futter nur wenig Milch gibt. Da nun jene in vielen Formen in der übrigen Zeit des Jahres als Hauptnahrungsmittel dienen muß, so wird der Überfluß davon in einen solchen Zustand gebracht, daß sie stets genießbar bleibt: die sogenannte Dickmilch, welche eine eigentümliche Gärung durchmachen muß. Die Arbeit besorgen in der Sommerweide Frauen und Buben. Jeder Hof besitzt auch dort die nötigen Hütten. Die Wohnhütte hat Blockwerkwände aus Rundbäumen, das Dach besteht wahrscheinlich aus starker Schalung mit Torfrasen, wie es in Schweden unter ähnlichen Umständen vorkommt. Als Fußboden dient die Erde. In der Mitte ist der Herd, eine Steinlage auf dem Boden. Der darüber schwebende Kessel hängt durch den gezahnten Kesselhaken entweder an dem an der Wand befestigten drehbaren Kran¹⁾ oder an einem auf zwei Balken verschiebbaren Querholz. Der Rauch entweicht durch ein Loch im Dach über dem Herd. Der Herd dient hauptsächlich zur Behandlung der Milch. Ein zweites Gebäude heißt Milch Keller oder Milchhütte, mit Vorraum für Gefäße. Dort wird die Milch gerinnen lassen und nebst Butter und Käse aufbewahrt. Der Kuhstall hat Rundbalkenwände, der Fußboden ist Erde oder gespaltene Bäume. Die Kühe werden mit einem geflochtenen Weideband angehängt, welches durch ein Wandloch ins Freie geht und am Ende einen Knopf hat. Das Käsekochen geschah, wenn tunlich, früher im Freien innerhalb eines niederen Mauerkreises, dann, wie erwähnt, in der Wohnhütte, später hatte man dafür auch ein besonderes Kochhaus. Zur Aufbewahrung von Heu dient eine kleine Scheune. Die Geräte sind fast alle aus Holz.

Das Haupterzeugnis ist, wie gesagt, Dickmilch. Sie ist derart gegoren, daß sie angenehm sauer wird und bei richtiger Aufbewahrung über die kühle Jahreszeit genießbar bleibt. Die frische Milch wird auf eine gewisse Temperatur erwärmt und behufs leichter Gärung das Tâtgras (*Pinguicula vulgaris*) zugesetzt. In etwa 24 Stunden ist die Dickmilch fertig und wird in einem großen Holzgefäß gesammelt. Dickmilch ist aber schon eine vorgeschrittene Milchform. Es gab eine Zeit, wo infolge nomadenartiger Lebensweise im Winter wegen unvollkommener Wirtschaft nur gewöhnliche saure Milch erzeugt werden konnte. Diese wurde stets verdünnt und das ganze Jahr hindurch verwendet, weshalb sie sehr sauer war. Diese Art Wirtschaft dürfte in die alte indogermanische Zeit zurückgehen.

Schließlich folgt ein reichhaltiges Verzeichnis aller Milchgerichte und eine kurze Beschreibung des neuen Verfahrens. Von Käsen bereitet man weiche ungeformte aus frischer Milch zum sofortigen Genusse. Selbstredend wird auch viel Butter gemacht. Besuchern wartet man stets mit frischer Butter auf. Die geformten Käse dienen zu längerer Aufbewahrung über Winter.

Anton Dachler.

¹⁾ Siehe meine Arbeit über Nordische Bauernhäuser in dieser Zeitschrift XIV, S. 14, Abb. 15.

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

a) Verein.

1. Subventionen und Spenden.

Der hohe niederösterreichische Landtag hat wie in den Vorjahren *K* 200, das k. k. Ministerium für öffentliche Arbeiten *K* 1000, die niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer *K* 800 bewilligt. Vom Komitee des Industriellenballes wurden *K* 100, von der Direktion der Unionbank *K* 100, von Herrn Alfred Ritter v. Walcher *K* 30 überwiesen. Das Präsidium spricht für alle gütigen Zuwendungen auch an dieser Stelle den ergebensten Dank aus.

2. Statutenänderung.

Von der hohen k. k. Statthalterei langte der Bescheid herab, wonach die Aufsichtsbehörde die in der Jahresversammlung vom 28. Februar d. J. beschlossenen veränderten Vereinssatzungen zur Kenntnis genommen hat. Der Wortlaut derselben ist nunmehr der folgende:

§ 1. Der Verein führt den Namen „Verein für österreichische Volkskunde“ und hat seinen Sitz in Wien.

§ 2. Der Zweck des Vereines ist die Erforschung aller Aeußerungen des Volkslebens in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern und in Verbindung damit die Weckung des Verständnisses für altüberlieferte Sitten und Gebräuche beim Volke selbst.

§ 3. Dieser Zweck soll erreicht werden durch:

- a) Erhaltung und Ausgestaltung des k. k. Museums für österreichische Volkskunde in Wien;
- b) Herausgabe einer Zeitschrift und erforderlichenfalls von Monographien;
- c) öffentliche Veranstaltungen;
- d) Vorträge.

§ 4. Die Jahresversammlungen dienen zur Erstattung des Jahres- und Rechenschaftsberichtes und zur Vornahme der Wahlen in die Vereinsleitung. Der Rechenschaftsbericht ist von zwei ad hoc gewählten Revisoren zu prüfen.

§ 5. Die pekuniären Mittel bringt der Verein auf durch:

- a) Beiträge der Mitglieder;
- b) freiwillige Zuwendungen von Anstalten und Privaten;
- c) anderweitige Einnahmen.

§ 6. Der Verein zählt stiftende, fördernde und ordentliche Mitglieder. Stiftende Mitglieder werden jene Persönlichkeiten oder Korporationen, welche einen Stiftungsbetrag von mindestens *K* 1000 erlegen. Fördernde Mitglieder sind diejenigen, welche einen Jahresbeitrag von *K* 100 leisten. Ordentliches Mitglied kann jeder werden, der sich verpflichtet, die Vereinszwecke zu fördern und den Jahresbeitrag zu zahlen.

§ 7. Die Anmeldung der Mitglieder erfolgt direkt oder indirekt bei der Vereinsleitung, welche die Aufnahme vollzieht.

§ 8. Persönlichkeiten, welche sich um den Verein hervorragende Verdienste erworben haben, können von der Jahresversammlung zu Ehrenmitgliedern gewählt werden.

§ 9. Persönlichkeiten, welche sich um die Volkskunde Oesterreichs verdient gemacht haben, können vom Ausschusse gegen nachträgliche Bestätigung durch die Jahresversammlung zu korrespondierenden Mitgliedern erwählt werden.

§ 10. Die Mitglieder sind berechtigt, allen Vereinsversammlungen beizuwohnen und die Sammlungen unentgeltlich zu benutzen. Sie haben bei allen Versammlungen eine persönlich auszuübende Stimme und aktives sowie passives Wahlrecht für die Vereinsleitung.

§ 11. Die ordentlichen Mitglieder sind verpflichtet, einen Jahresbeitrag von mindestens zwei Kronen zu entrichten. Für jene Mitglieder, welche die Zeitschrift beziehen, beträgt der Jahresbeitrag sechs Kronen.

§ 12. Der Mitgliedsbeitrag ist in den ersten drei Monaten des Kalenderjahres zu erlegen, widrigenfalls derselbe durch Postauftrag auf Kosten des betreffenden Mitgliedes eingehoben wird.

§ 13. Hat ein Mitglied ein Jahr lang den Beitrag nicht geleistet, so wird es als ausgetreten betrachtet. Der Austritt aus dem Verein ist vor Ablauf des Jahres anzumelden, doch hat das Mitglied für das letzte Jahr noch den Mitgliedsbeitrag zu leisten.

§ 14. Die Vereinsleitung wird auf drei Jahre in den Jahresversammlungen gewählt; für einen innerhalb der Funktionszeit erfolgten Abgang ist in der nächsten Jahresversammlung ein Ersatz ebenfalls auf drei Jahre zu wählen.

§ 15. Die Wahlen erfolgen durch Stimmzettel oder auf speziellen Antrag durch Akklamation.

§ 16. Die Vereinsleitung besteht aus:

- a) dem Präsidenten;
- b) einem ersten und einem zweiten Vizepräsidenten;
- c) dem jeweiligen Direktor des k. k. Museums und dessen Stellvertreter;
- d) einem Schriftführer und dessen Stellvertreter;
- e) einem Geschäftsführer und dessen Stellvertreter;
- f) einem Kassier;
- g) den Ausschußräten. Bis zur Maximalzahl von 40 Mitgliedern kann sich der jeweilig bestehende Ausschuß durch Kooptation verstärken.

§ 17. Ist eines der Mitglieder der Vereinsleitung an der Ausübung seiner Funktion verhindert, so tritt das in § 16 nächstgenannte an dessen Stelle.

§ 18. Der Präsident vertritt den Verein nach außen, hat alle Versammlungen einzuberufen und in denselben den Vorsitz zu führen.

§ 19. Der Schriftführer oder dessen Stellvertreter hat die Protokolle der Vorstandssitzungen und der Vereinsversammlungen zu führen und die Redaktion der Zeitschrift zu leiten.

§ 20. Der Geschäftsführer oder dessen Stellvertreter hat die Geschäftsgebarung zu überwachen und die Rechnungsführung zu besorgen.

§ 21. Rechtskräftige Schriftstücke müssen, wenn sie den Behörden gegenüber verpflichtend sein sollen, vom Präsidenten oder einem der Vizepräsidenten und vom Schriftführer unterzeichnet sein.

§ 22. Zahlungen des Vereines sind vom Kassier zu leisten.

§ 23. Die Geschäfte des Vereines werden in von Fall zu Fall einzuberufenden Sitzungen der Vereinsleitung erledigt.

§ 24. Zur Beschlußfähigkeit einer Vorstandssitzung ist die Anwesenheit von sechs Mitgliedern der Leitung erforderlich.

§ 25. Jede Jahresversammlung ist beschlußfähig, sobald 20 Mitglieder anwesend sind.

§ 26. In allen Versammlungen können von den Mitgliedern Anträge gestellt werden, die entweder sofort oder längstens in der nächsten Jahresversammlung zur Abstimmung kommen müssen. Es entscheidet bei allen Anträgen mit Ausnahme von solchen, die eine Statutenänderung oder die Auflösung des Vereines bezwecken, die absolute Majorität der Anwesenden, bei Stimmgleichheit das Votum des Präsidenten.

§ 27. Anträge auf Statutenänderung können nur in Jahresversammlungen entschieden werden, wenn zwei Drittel der Anwesenden dafür stimmen.

§ 28. Ein Antrag auf Auflösung des Vereines kann nur in einer zu diesem Zwecke einberufenen außerordentlichen Versammlung erledigt werden, wobei das Votum der Hälfte aller Vereinsmitglieder, das auch schriftlich abgegeben werden kann, entscheidet.

§ 29. Bei einer etwaigen Auflösung des Vereines entscheidet das Votum der Mitglieder über die Verwendung des Vereinsvermögens. Doch darf dasselbe keinesfalls den in § 2 ausgesprochenen gemeinnützigen Vereinszwecken entfremdet werden.

§ 30. Differenzen, die sich auf Erreichung des Vereinszweckes beziehen, sind vor ein Schiedsgericht zu bringen, das dadurch gebildet wird, daß jede der streitenden Parteien zwei Mitglieder in dasselbe entsendet. Diese wählen einen Fünften als Obmann. Sollten sich dieselben auf einen Obmann nicht einigen, so entscheidet das Los unter den Vorgeschlagenen.

Als wichtigste Aenderungen stellen sich dar: 1. die rechtliche Fixierung und statutenmäßige Festlegung des k. k. Museums für österreichische Volkskunde; 2. die Neuschaffung von fördernden Mitgliedern mit einem Jahresbeitrag von mindestens K 1000; 3. die Erhöhung des Stiftungsbeitrages auf K 1000; 4. die Neuschaffung von korrespondierenden Mitgliedern; 5. die genauere Bestimmung über die Verwendung des Vereinsvermögens nach der eventuellen Vereinsauflösung, wonach dasselbe unter keinen Umständen dem gemeinnützigen Vereinszwecke entzogen werden darf.

3. Mitgliederbewegung.

Die neugewählten Ehrenmitglieder: Seine Durchlaucht der regierende Fürst Johann von und zu Liechtenstein sowie Ihre Exzellenzen der Herr Ministerpräsident Dr. K. Graf Stürgkh und Heinrich Graf Lamberg haben die Wahl mit dem Ausdrucke ihres Dankes angenommen. Seine Exzellenz der Herr Ministerpräsident richtete aus diesem Anlasse an das Präsidium das nachfolgende Schreiben:

Für die überaus liebenswürdige Mitteilung von meiner Ernennung zum Ehrenmitgliede des Vereines für österreichische Volkskunde, die mich besonders erfreut hat, bitte ich meinen wärmsten und herzlichsten Dank mit der Versicherung entgegenzunehmen, daß ich die hohen Ziele des geehrten Vereines voll würdige und stets bereit sein werde, deren Erreichung nach Kräften zu fördern.

Empfangen Eure Exzellenz die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Wien, am 24. März 1912.

Stürgkh.

Das Präsidium spricht für diese bedeutsame und gütige Bekundung so wertvoller Sympathien seinen wärmsten und ergebensten Dank aus und hofft für die zukünftige Entwicklung des Museums auf die mächtige Unterstützung Seiner Exzellenz des Herrn Ministerpräsidenten.

Verstorben sind die Mitglieder: Dr. Konrad Groß, Oberlehrer Benjamin Kroboth; neu eingetreten sind: Graf Leopold Berchtold, Wien; Gräfin Leopoldine Berchtold, Wien; Eugenie Goldstern, Stud., Wien; Fritz Hamburger, Neubruck; August Wärndorfer, Baden-Weikersdorf; Valerie v. Weiß-Olak, Wien; Prof. P. Degner; Hofrat Artur Ritter v. Polzer.

4. Ergänzungsheft VIII.

Das achte Ergänzungsheft zum laufenden Band dieser Zeitschrift, enthaltend: Beiträge zur bretonischen Volkskunde (Erläuterungen zur bretonischen Sammlung des k. k. Museums für österreichische Volkskunde in Wien) mit 8 Textabbildungen und 65 Figuren auf 8 Tafeln von Dr. Arthur Haberlandt ist soeben erschienen. Preis K 5, für Mitglieder K 2. Bestellungen sind an die Vereinskanzlei zu richten.

b) K. k. Museum für österreichische Volkskunde.

1. Vermehrung der Sammlungen.

Ethnographische Hauptsammlung.

a) Ankauf:

14. Aus Niederösterreich: 64 Nummern.
15. Aus Oberösterreich: 77 Nummern.
16. Aus Steiermark: 2 Nummern.
17. Aus Tirol: 55 Nummern, darunter 2 Pustertaler Kostüme, Mobiliar aus Südtirol.
18. Aus Krain: 8 Nummern, zumeist Weißstickereien.
19. Aus Mähren: 2 Habaner Majoliken und 2 slowakische Objekte.

20. Aus Böhmen: 9 Nummern, zumeist aus dem Egerlande.
21. Aus Schlesien: 3 Hauben.
22. Aus Galizien: 75 Nummern, Holzarbeiten, Messingschmucke, Majoliken der Huzulen.
23. Aus Istrien: 17 Nummern, darunter ein Weiberkostüm von der Insel Arbe.
24. Aus Dalmatien: 1 Kopftuch aus der Umgebung von Zara.
25. Aus Siebenbürgen: 4 Holzschnitzwerke.
26. Aus Südostungarn: 5 rumänische Weiberhauben.

b) Geschenke:

11. Grabtafel und Löffelrem, Steiermark. Von Herrn *Konrad Mautner*.
12. Delfter Krug, 1741. Von Miß *A. S. Levetus*.
13. Gusle mit Bogen. Durch die Direktion des *Städtischen Museums* in Wien.
14. Geldtasche, ruthenisch. Von Frau *Th. Scherbanowicz*.
15. Spinrad und Spinnrockenstab. Von Seiner Durchlaucht dem regierenden *Fürsten Johann von und zu Liechtenstein*.
16. Hausmodelle, Spinngeräte, Keramiken, Holzschnitzarbeiten, Truhe, Stühle von den Hirten der Römischen Campagna. 46 Nummern. Von Herrn *Dr. Rudolf Trebitsch*.
17. Weiberkostüm der Mordwinen, Stickereien und Kostümfstücke aus Rußland und Griechenland. 22 Nummern. Von Herrn *Dr. Rudolf Trebitsch*.
18. Spanische Fayencen aus Talavera, Feuerhunde, Heiligenfiguren etc. 14 Nummern. Von Herrn *Dr. Rudolf Trebitsch*.

Sämtlichen Spendern, insbesondere Herrn *Dr. Rudolf Trebitsch*, der die vorstehenden Kollektionen mit bedeutendem Kostenaufwand den Museumssammlungen zuzubringen die Güte hatte, sei der wärmste und verbindlichste Dank ausgesprochen.

c) Durch Tausch:

3, 8 Tonarbeiten und Gläser aus der Schweiz und Tirol. Vom *Museum für Völkerkunde* in Hamburg.

Die Gesamtzahl der Einläufe betrug daher bis 15. Juni 1912 (nebst den schon ausgewiesenen 1267 Nummern) 1704 Inventarnummern.

Bibliothek.

Der Zuwachs der Bibliothek seit dem letzten Ausweis betrug außer dem Zeitschrifteneinlauf 42 Nummern, darunter Geschenke von *Prof. G. Blondel*, *Dr. E. Martin*, Hofrat *Dr. v. Jagić*, Frau *Cederblom*, Fräulein *E. Goldstern*.

Photographien und Abbildungen.

An Photographien wurden 41 Nummern erworben, darunter Geschenke von Herrn *Konrad Mautner* und Fräulein *Seraphine v. Obermayer*.

Sämtlichen Spendern wird der wärmste Dank für ihre willkommenen Widmungen ausgesprochen.

2. Museumsarbeiten.

Der vorstehend ausgewiesene Einlauf wurde inventarisiert und zum großen Teile weggepackt. Nur wenig Stücke konnten durch Auswechslung mit älteren Beständen der Sammlung zur Aufstellung gebracht werden. Durch das Entgegenkommen der Hausinspektion wurde dem Museum ein zweiter größerer Depötraum in den Souterrainlokalitäten zur Verfügung gestellt; Dadurch wurde es möglich, die neu erworbene Montafoner Stubeneinrichtung zur Aufstellung zu bringen, allerdings unter gleichzeitiger Abräumung des oberösterreichischen Interieurs. Weiters gelangte die Sammlung aus der Römischen Campagna zur Aufstellung. Auch die Gruppe der volkstümlichen Heiligenfiguren aus den Alpenländern wurde einer durchgreifenden Neuaufstellung unterzogen, ebenso der Inhalt von Pult 1 bis 36 mit sämtlichen Kleingeräten aus den deutschen Alpenländern. Auch in den slawischen Abteilungen der Sammlungen wurden mit Einreihung des Neueinlaufes zahlreiche Umstellungen erforderlich, welche besonders die Pulte

135 bis 136 (Holzarbeiten und Messingschmuck der Huzulen), Pult 109 bis 110 mit slowakischen Kleingeräten und Pult 144 bis 146 mit dalmatinischen und bosnischen Holzarbeiten, Schmuck und dergleichen betrafen. Die große Sammlung der Ostereier wurde in 14 neuangeschafften Kästchen regional zur Aufstellung gebracht.

Von der 1911 erschienenen großen Museumspublikation: „Österreichische Volkskunst“ von *Prof. Dr. M. Haberlandt* erscheint soeben die um 8 neuhergestellte Lichtdrucktafeln vermehrte Sonderausgabe des textilen Teiles unter dem Titel: „Textile Volkskunst aus Österreich.“ 45 Tafeln mit Tafelerläuterungen, herausgegeben von *Professor Dr. M. Haberlandt*. Verlag der k. u. k. Hofkunstanstalt *J. Löwy*. Preis K 50.

Die Sammlungen des Museums wurden studiert und benützt von: Frau Konservator *Cederblom* vom Nordischen Museum in Stockholm, *Dr. Hans Sperber* aus Uppsala, *Dr. Traugott Schulz* vom Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, *Prof. J. Tvrdy* in Wischau, Maler *H. Printz*, Bildhauer *Fr. Seifert*, *Gräfin Leopoldine Berchtold*, Maler *Hans Kober*, Fachlehrer *Fr. Kroh*, Direktor *Anton Rath* in Graz, Frau *Roma de Lattre*, Hofrat *Artur v. Polzer*, Regierungsrat *K. A. Romstorfer*, *Prof. P. Degner*, Fräulein *E. Lindemann*, Meldorf (Holstein), *J. Kalsé* aus Odessa, *Dr. E. Martin* aus Nauheim u. A. Die Hörer der k. k. Kunstgewerbeschule benützten nach wie vor die Sammlung in zahlreich wiederholten Besuchen. Die Ausstellung der Arbeiten dieser Kunstschule in der Ausstellung österreichischer Kunstgewerbe im k. k. Österreichischen Museum für Kunst und Industrie legt bereites Zeugnis von den bedeutungsvollen Anregungen ab, welche die junge Künstlerschaft von den volkskünstlerischen Sammlungen unseres Museums fortwährend erfährt.

3. Besuch des Museums.

Korporative Besichtigungen erfolgten durch die folgenden Fachschulen, Schulen und Vereine:

26. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, XII. Ruckergasse 40.
27. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, XIII. Feldmühlgasse 26.
28. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, XVI. Neumayrgasse 25.
29. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, XVII. Kindermannngasse 1.
30. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, XVIII. Schulgasse 57.
31. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, XX. Jägerstraße 54.
32. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, XXI. Franklinstraße 45.
33. Fortbildungsschule der Modistinnen, II. Czerninplatz 3.
34. Fortbildungsschule der Modistinnen, V. Embelgasse 48.
35. Fortbildungsschule der Wäschewarenherzeuger, IV. Starhembergasse 8.
36. Fortbildungsschule der Wäschewarenherzeuger, XIV. Heinickegasse 5.
37. Fortbildungsschule der Schlosser, XIV. Heinickegasse 5.
38. Fortbildungsschule der Wäschewarenherzeuger, XVI. Herbststraße 86.
39. Fortbildungsschule der Wäschewarenherzeuger, XVIII. Anastasius Grüngasse 10.
40. K. k. akademisches Gymnasium, I. Beethovenplatz 1.
41. Korps der k. k. Sicherheitswache in wiederholten Partien.
42. Spar- und Urlaubsverein der Südbahnangestellten.
43. Handelsschule des Vereines der arbeitenden Frauen in wiederholten Partien, I. Am Hof 11.
44. Arbeiter-Bildungsverein in Ottakring.
45. Mädchenbürgerschule, XVI. Neumayrgasse 25.
46. Übungsschule des Wiener Pädagogiums, I. Hegelgasse 12.
47. Öffentliches Mädchenlyzeum, XIII. Wenzgasse 7.
48. K. k. Kunstgewerbeschule in wiederholten Partien.
49. K. k. Oberrealschule, III. Radetzkystraße 2.
50. Ethnographisches Seminar der k. k. Universität in wiederholten Partien.
51. Mädcheninstitut Szańto.

Schluß der Redaktion: 15. Juni 1912.



Fig. 1. Einstubenhaus mit Laube in Sadova.



Fig. 2. Bauernhaus samt Nebenanlagen in Kimpolung.



Fig. 1. Bauernhaus in Sadova.



Fig. 2. Melkzelt aus der Rarău-Gegend.



Fig. 1. Bauernhaus in Kimpolung.

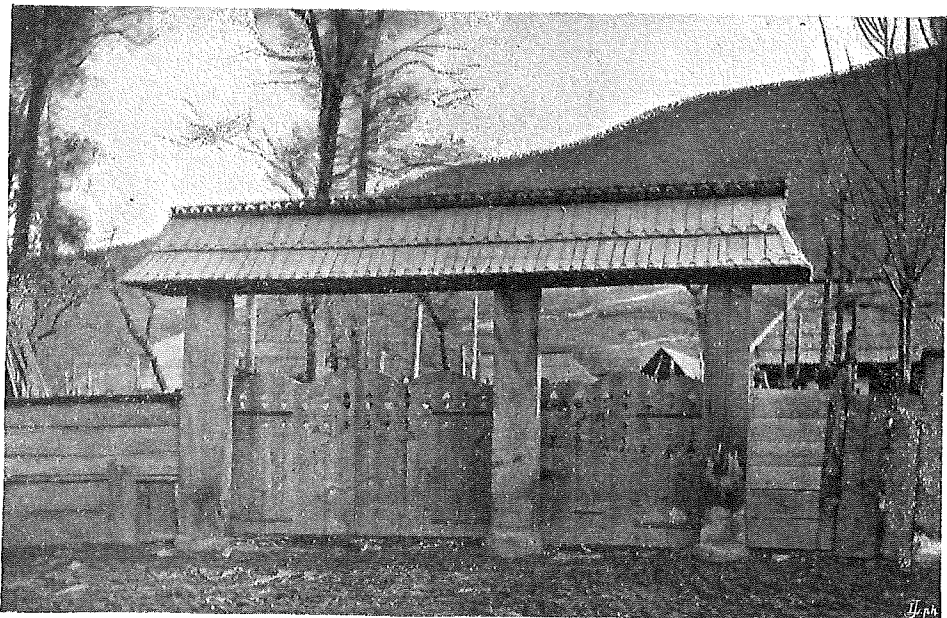


Fig. 2. Hoftor in Dorna-Argestru.

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Der Frauen-Dreißiger.

Von Dr. Max Höfler, Bad Tölz.

(Mit 2 Textabbildungen.)

Motto: Kräftig sproß im jungen Garten
Akelei und Ros' und Quendel,
Blasse Salbei, Dill und Eppich,
Eberraute und Lavendel.
(Dreizehn Linden.)

Der Frauen-Dreißiger spielt in der Volksmedizin des katholischen deutschen Südens eine große Rolle, namentlich in Bezug auf die pflanzlichen Heilmittel. Viele der Pflanzenwelt entnommenen Heilsubstanzen, Kräuter, Blumen und Beeren erhalten ihre rechte Weihe und Heilkraft erst in dieser Zeit des sogenannten Frauen-Dreißigers, worunter man die Periode von 30 Tagen versteht, welche zwischen dem Tage Maria Himmelfahrt (15. August) und Maria Geburt (8. September) inklusive der Oktave liegen.

Was bedeutet nun die Benennung Frauen-Dreißiger? Im oberdeutschen Volksbrauche ist der Dreißiger der 30. Tag seit dem Tode eines Angehörigen, welcher innerhalb der 30 Tage seine Seelenspeise erhält, das heißt er ist die Zeitperiode des Totenkults, innerhalb welcher die Seele des Verstorbenen noch in der für menschliche Bitten erreichbaren Nähe der Siedelung weilt. Hat nun auch der Frauen-Dreißiger eine Beziehung zu dem Totenkult? Nach meiner Anschauung ja; denn der Tag, mit welchem der Frauen-Dreißiger beginnt, ist immer der Tag Mariä Himmelfahrt, welcher früher als »Mariä Scheidungstag«, »Als sie begraben ward«, »Mariä Schlaf« (Tod), »Mariä Heimgang«, »Als sie starb«, »Da man sie zum Himmel führt« etc. benannt wurde.

Bei dieser Gelegenheit sei es gestattet, auch auf die übrigen Namen dieses Tages, etwas vorgreifend, einzugehen. Mariä Himmelfahrtstag trägt nämlich noch folgende Namen: »Großer Marienitag«, »Unserer Frauen Abend«, »Unserer lieben Frauen Tag«, »Der ernen (eheren, früheren im Gegensatz zum späteren Mariä Geburts- und Mariä Namenitag)«, »Mariä (in) der ernen (Ernte)«, »in dem Arn« (Ernte), »in der Erne« (Ernte), »in Augst« (August), »Frauentag im Sommer«, »Der große Frauentag«, »Hoch unser Frauentag«, »Unserer Frauen Dult«, »Unserer lieben Frauen, da man die Kräuter weiht«, »Als man die Sengen- oder Weihebüschel weiht«, »Kräutelfrauentag«, »Frauentag der Wurzweihe«, »Wurzmesse«, »Krautmesse«, »Kräuterfest«, »Wischweiheung«, »In den Kräutern-Büschel-Frauentagen«, »Wurzbüschelweihe«, »Krautwischweihe«, »Kräutelweihe«, »Unserer lieben Frauen Wurzweihe«; bei den amerikanischen Iren heißt der Frauen-Dreißiger »Lady Days«.

Der Todestag Mariä wurde ehemals und früher, etwa bis zur Zeit von Karl dem Großen, am 18. Jänner¹⁾ gefeiert; von da ab wurde

¹⁾ Ein alter Bauernkalender aus der Gegend von Mantua und Verona gibt für diesen Todestag Mariä den Tag der ganz apokryphen Epona, der gallischen Pferdegöttin, an. (Pro Alesia II, 1907, S. 258.)

der Todestag Mariä als Maria Himmelfahrtsfest auf den 15. August verlegt. Die Entrückung der Gottesmutter in den Himmel, Assumptio Mariae, ist identisch mit Maria Himmelfahrt, welche als christliches Fest in den ersten Jahren des 6. Jahrhunderts durch die Syrische Kirche eingeführt wurde, angeblich erst im 11. Jahrhundert sich im Abendlande einbürgerte; im Kölner Festkalender aber ist die »Assumptio s. Dormitio Mariae Virginis« bereits im 9. Jahrhundert angegeben. Schon in den ersten Zeiten seiner Feier überhaupt war dieser Tag in Syrien mit einer Darbringung von Erntegaben (Erstlinge der Feldfrüchte) verbunden, wobei die christliche Maria die Rolle der Dea Syria im Volksbrauche übernehmen mußte. Syrische und arabische Legenden über den Heimgang Marias, beziehungsweise den Tag ihres Ausganges aus der Welt und ihrer Entrückung »vom Mund auf« in den Himmel erzählen, daß die Apostel als diesen Tag den 15. August verordnet hätten, weil dort um diese Zeit **die Früchte und Trauben reiften** und weil **Bäume und Reben vom Hagel verschont** bleiben sollten. In syrischen Kalendarien wird dieser Tag bezeichnet: »Obitus Deiparae pro vitibus« (für die Weinreben). An diesem Tage sollten die Opfergaben des Volkes in der Kirche auf den Namen Mariä dargebracht werden, nämlich frisches Gebäck nach der syrischen, feinstes Weizenmehl nach der arabischen Legende. Nachdem der Priester über diesen Gaben, welche die Erstlingsfrüchte der Felder ersetzten, sein Gebet verrichtet, sollten die Gläubigen das, was sie dargebracht, mit nach Hause nehmen als ihren Anteil an dem Opfer und so in Communion mit der Gottesgebälerin treten, wobei sie den Opferanteil oder ihren »Bescheid« als Unterpfand der Hilfe und des Segens derselben benützen sollten. Wir folgen hierbei den von Lucius (Die Anfänge des Heiligenkults, S. 489) quellenmäßig gelieferten Ausführungen und pflichten seinen Anschauungen bei, daß es mehr als wahrscheinlich ist, daß schon vor dem Aufkommen des syrisch-christlichen Marienfestes dort der 15. August bereits der Tag eines in Syrien volksüblichen Naturfestes¹⁾ war, dessen Begehung das Volk sich nicht nehmen ließ, und das überall, wohin die christliche Kirche Eingang fand, vom Volke freudigst begangen wurde, unter Darbringung des Opfers von Feldfrüchten, welche ehemals die syrische Naturgottheit, später aber die Gottesgebälerin am Maria-Schlaf-Tag (*κοίμησις τῆς Θεοτόκου) erhielt. Diese Sitte erinnert in mancher Beziehung an die Kuchenspende der Kollyridianerinnen (κολλύρα = Ringgebäck, Kringel oder Bretzel), welche gewohnt waren,

¹⁾ Über die Dea Syria in Hierapolis schreibt Plutarch: »οἱ μὲν Ἀφροδίτην, οἱ δὲ Ἥραν, οἱ δὲ τὴν ἀρχαῖς καὶ σπέσματα πᾶσιν ἐξ ὕγρων παροσχοῦσαν αἰτίαν καὶ φύσιν νομίζουσι.« Die einen hielten die Dea Syria für eine Aphrodite, die anderen für eine Hera, wieder andere für den Ursprung und Natur aller Feuchtigkeiten und Samen.

an bestimmten Tagen an einem bestimmten Orte zusammenzukommen, auf den Namen und zur Ehre der Jungfrau Maria einen Kuchen (collyrium, neugriechisch *κολοῦρι* = Kringel) darzubringen und diesen nach der Weihe communaliter zu verzehren. (Epiphanius, Haer, 78, 23. 79, 1.)

Ehe wir zu den diesbezüglichen Volksgebräuchen der deutschen Stämme übergehen, wollen wir noch den auf diesen Tag fallenden russischen Brauch besprechen, da das griechisch-katholische Volk den älteren christlichen Kirchenritus strenger bewahrt hatte. Mit dem 15. August endet dort das sogenannte Himmelfahrtsfasten (sposhinki); jedes Fasten ist aber eine Entsagung der Speise, hier wohl zu Ehren jener Fruchtbarkeitsgeister, deren Gunst man vor der Ernte durch versöhnende Opferspeisen nach älterem Volksbrauche gewinnen wollte. Man bindet in Rußland die sogenannte Namenstagsgarbe, schmückt sie mit Bändern und trägt sie wie einen Vegetationsgeist (vergl. den deutschen Maibaum) nach dem Hofe; alle Sippengenossen, das heißt die Dorfbewohner, steuern, wie beim oberbayrischen Maibaumfeste, zu einem gemeinsamen Schmause bei. Dazu wird Bier gebraut und eine große Feiertagspirogge (Gebäck) aus frischem Mehle der zuletzt geernteten Garbe, in welcher die Fruchtbarkeit sozusagen in der letzten und höchsten Potenz enthalten sein muß, gebacken. Aus dem frischen Korn der letzten sogenannten Glücksgarbe bäckt man eine sogenannte Karawaja, welche in der Kirche geweiht und dann nach Hause gebracht wird. Zu Hause angelangt bricht man von diesem Opferbrote ein Stück ab und verspeist dieses als erstes Gericht zum ersten Fleischstücke nach dem vorausgegangenen Himmelfahrtsfasten. Vor dem Genusse dieses »geweihten Bissens« darf niemand auch nur ein Krümchen essen. Das Überbleibsel von der geweihten Karawaja wickelt man in eine reine, das heißt dem Seelenkult würdige Leinwand und legt es unter dem Heiligenbilde im Hause nieder, um mit dem darin enthaltenen Segen im Notfalle Kranke zu kurieren. Man tritt auf solche Weise in Communio mit den durch Opferspeisen versöhnten Seelengeistern und Fruchtbarkeitsmächten, ein universeller Ritus, welcher sich auch schon in den griechischen Heiltempeln der antiken Zeit vorfindet. In Nordrußland hat sich bei diesem Festmahle des Himmelfahrtstages der ältere Hafermehlbrei, das heißt das primitivere Seelenfutter erhalten. (Yermoloff, Landwirtschaftlicher Kalender, 361 ff.) Wir haben es demnach auch in Rußland mit der Verbindung eines älteren Ritus einer Erntefeier, mit dem christlichen Ritus des Mariä Himmelfahrtstages zu tun. Bei den alten Slawen war der 15. August, der Tag des heiligen Thenogen, eines der wichtigsten ländlichen Feste; die bei der Vorernte an diesem Tage gemachten sogenannten Vorschnitte (primitiae) waren ihrem Sonnen- und

Erntegotte, dem gnädigen Dashd-Bog, geweiht. (Yermoloff, a. a. O., S. 325.)

Auch im germanischen Norden begannen mit dem Maria Himmelfahrtstage die skörde-tiden (Schnittzeiten); aus dieser kirchlichen Fixierung der Erntezeit können wir entnehmen, wie sehr das Volk an der feierlichen rituellen Begehung des Erntefestes durch Vorfasten und Seelenopfer festhielt.

Auch in Deutschland war an diesem Tage ehemals ein vor Beginn der Fruchternte durch den Volksbrauch vorgeschriebenes, dem Seelenkult gewidmetes Volksfest üblich. Wir können dies erschließen aus folgenden Gebräuchen:

1. Im Allgäu heißt der in der Kirche geweihte Kräuterbüschel dieses Tages »Schnitthahn«, im Elsaß »Weihhahn«, in Baden »Wîh-henne«. Diese Bezeichnungen bekunden das an diesem Tage übliche Opfer eines Erntehahnes, und das Hahnopfer ist ein typisches Seelenopfer der Indogermanen.

2. In Maria-Einsiedln gibt es an diesem Tage als Festgebäck ein sogenanntes »Häli-Böggli«, welches ein Bockopfersubstitut ist und unter dieser Form zur Anteilnahme an dem Segen der Ernte, beziehungsweise an dem Opfer für die Erntegottheit mit nach Hause genommen wird.

3. Im Rheinländischen heißt Mariä Himmelfahrtstag »Bretzelkirmes« wegen des an diesem Tage üblichen Kringelgebäckes. Die Bretzel ist ein typisches Fastenzeitgebäck.

4. Es besteht die volksmedizinische Vorschrift, beim Eintragen von pflanzlichen Heilmitteln im Frauen-Dreißiger zu fasten; das Fasten aber ist ein allgemeiner Ritus im Seelenkult.

5. Die Zahl von 30 Tagen kommt im deutschen Volksbrauche nur im Seelenkult vor.

6. Im Schwäbischen und im Paznauntal heißt derselbe Tag der »Kücheltag«, weil der Weidehirt zum Segen der Herde bestimmte Küchelspenden erhält; das Gesinde erhält oft genug die ehemaligen Opfergaben als Festspeise.

7. In Böhmen gibt es an diesem Tage den Honigbrei, ebenfalls eine alte Seelenspeise.

8. In Nordbaden ist an diesem Tage der sogenannte Holzapfeltanz üblich, der Überrest eines alten Seelenkulttanzes, der an alten Fruchtbäumen ehemals stattfand. (Vergl. hiezu U. Jahn, Deutsche Opfergebräuche, 156 ff. Zeitschr. f. österr. Volkskunde 1909, S. 207, Vogelbeertanz in Aussee.)

„Laßt dem Baum den letzten Apfel
Für den alten Wodan (Wode) selber,
Voller trägt aufs Jahr der Wipfel,
Und der Weizen färbt sich gelber.“

(Dreizehn Linden.)

Diese volksübliche Vorfeier vor Beginn der eigentlichen Ernte übernahm nun wie in Syrien so auch bei uns der 15. August, der Tag, an dem die christliche Gottesmutter gestorben und an dem diese in den Himmel entrückt worden sein soll. Was nun bei der süddeutschen Feier des Festes Mariä Himmelfahrt scheinbar neu hinzutritt, ist die kirchliche Weihe der bei Prozessionen in Körben mitgetragenen Kräuter, Blumen, Blätter, Beeren etc., welche durch dieselbe besonderen heilkräftigen und Gewitter abwehrenden Segen erhalten. Speziell auf den katholischen Süden Deutschlands beschränkt ist die Berechnung des sogenannten Frauen-Dreißigers, der mit diesem Tage, 15. August, beginnt. Es ist höchstwahrscheinlich, daß auch bei der germanischen Erntevorfeier eine dreißigtägige Fastenzeit ehemals mit verbunden war, während welcher Periode das Volk zugunsten der Fruchtbarkeitsmächte sich in Bezug auf seine Speisen festbindende Fesseln anlegte. Jedenfalls hat diese Frist von 30 Tagen Beziehung zu einem Totenkult.¹⁾

Von der Seiser-Alpe werden von den Mähern große Ladungen der duftigsten Bergkräuter herabgeschafft, um damit die um den Schlern herumliegenden Dörfer und Einzelgehöfte zu versehen. (v. Hörmann.)

Wichtig erscheint nun, daß auch die an diesem Tage oder innerhalb dieser Frauen-Dreißigerfrist gepflückten und wie ein Getreide (Geträgede) eingetragenen Kräuter als besonders heilkräftig oder Gewitter abwehrend im oberdeutschen Volksglauben gelten. Wir haben schon in früheren Abhandlungen darauf hingewiesen, daß der volksübliche Ritus beim Eintragen der Heilkräuter²⁾ ganz analog ist zu dem Ritus der Getreideernte. Auch in dem kirchlich geweihten Kräuterbusch ist am hartnäckigsten und getreuesten zu finden irgendeiner der ortsüblich gebauten Getreidehalme, welche auch das Hauptcharakteristikum bei den Ernteopfergaben sind und welche auch am häufigsten auf den verschiedenen Bildern der Fruchtbarkeitsmächte figurieren.

Derartige Bilder von Göttinnen, beziehungsweise heiligen Frauen »im Ährenkleide« gehen bis in altägyptische Zeiten zurück; sie decken eben ein völkerpsychologisches Bedürfnis; auch die gallischen Mütter, die Schutzgottheiten für Haus und Hof, tragen Ähren als Opfergaben. Es ist sehr fraglich, ob das goldgelbe schöne Haar der Sippengöttin Sif, der Frau des germanischen Gottes Thór, das Getreidefeld vorstellen soll, wie Umland annahm. Auf dem Triumphbogen zu Sens (dem gallischen Vororte der Senones) figuriert die Kornmutter mit einer Ähre in der Hand. Eine gallische

¹⁾ Beziehungen zu Balders Tod hier anzunehmen, geht schon aus dem Grunde nicht, weil die Frage eines deutschen Balderkults noch offen ist. (Golther, 383.)

²⁾ Niederlegen von Opfergaben, feierliches Umkreisen der Pflanzen, Wiesen und der Getreidefelder (Eschgang), Ausziehen der Wurzeln mit nackten Füßen in kultischer Reinheit vor Sonnenaufgang im Morgentau unter Beschwörungsformeln (Schnittergesänge) etc.

Frauenstatue im Museum zu Clermont trägt in der Rechten eine Ährengarbe. (Éspér. Basreliefs, II, 398, Nr. 1606.) Der 19 v. Chr. verstorbene Römer Tibullus (I. Elegie, 1) dichtete bereits: »Flava Ceres tibi sit nostro de rure corona spica, quae templi pendeat ante fores«; man hing also damals auch bei den Römern die goldgelben Ährenkränze vom Felde an den Türpfosten der Cerestempel auf. Maria trägt in Frankreich den Namen »notre dame des trois épis« (épices = spicae). Die Muttergottes auf dem Bogenberge am linken Donauufer in Niederbayern trägt goldgelbe Haare und auf einem

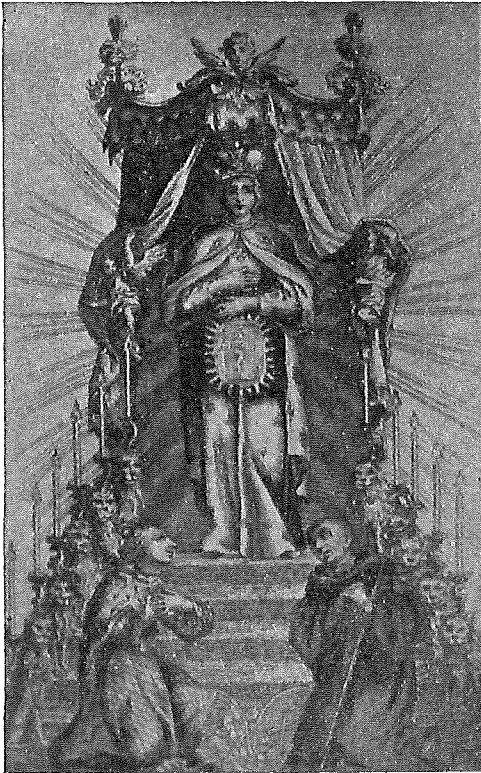


Fig. 43. Muttergottes auf dem Bogenberge.



Fig. 44. Muttergottes aus Piding.

roten Palladium Weizenähren (Fig. 43)¹⁾; aus Piding bei Reichenhall in Oberbayern stammt auch ein köstliches Marienbild, jetzt im Nationalmuseum in München, aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, eine hohe, betende Gestalt, mit Ähren im blauen Gewande, darstellend (Fig. 44).¹⁾

¹⁾ Beide Bilder verdankt Verfasser der Güte der hochgeehrten Volkskundeforscherin Frau Professor Andree-Eysn.

Beim katholischen Erntefeste prangen silberne Ährenbüschel oder mit Ähren umwundene Wachskerzen auf dem Hauptaltar.

Diese Ährenbüschel tragen im Oberdeutschen den Namen »Sangen« (*spicae tostae*), weil sie nach dem biblischen Vorbilde (Jos. 5, II. Ruth 2, 14, I. Samuel 17, 28) oberflächlich gesengte Ähren waren, die nach althergebrachtem Ritus durch Rösten oder Sengen zu einer genießbaren Kultspeise gemacht wurden. Solche Ährenbüschel oder »Sangen«¹⁾ wurden zur kirchlichen Weihe gebracht, beziehungsweise zur Erreichung von Fruchtbarkeit geopfert. Mit der Zeit erhielt die zehentpflichtige Herrschaft solche Sangen von ihrem Gesinde überreicht, wofür dieses wieder von ihr Brotspenden unter dem Namen »Sangen« erhielt. Neben diesem Ährenbüschel, der zur kirchlichen Weihe gebracht wird, befindet sich nun fast immer auch ein Kräuterböschen mit dabei. Diese zur Kräuterweihe am Maria Himmelfahrtstage dargebrachte »Wurzbürde« enthält im bayrischen Schwaben als typischen Bestandteil desselben immer noch einen Halm von jeder gebauten Getreidesorte.

Die letzten Halme der Kornernte, in welchen die Vegetationskraft gleichsam in der letzten und höchsten Potenz bewahrt ist und welche man kniend unter Nennung der drei höchsten Namen mit der Linken abschnitt und deren Körner man zur glücklichen Fortsetzung der Fruchtbarkeit unter die neue Saat mengte, heißen in der Schweiz »Glücksgarben«, »Glückshalme« oder auch »Glückshempfel« (Handvoll). Dreimal drei Ähren bildeten einen solchen »Weihsangen«. Am Lechrain wurde der »Sengelbüschel« oder Kräuterböschen, der am Maria Himmelfahrtstage kirchlich geweiht worden war, in der Christnacht nach den Rauchnächten gesengt, geräuchert und zerbröckelt, wie das Korn aus dem Ährenbüschel, später auf das Saatfeld in die zuerst gepflügten Ackerfurchen gestreut. Die nach dem gleichen Ritus wie die Kornähren eingetragenen Kräuter erhielten ebenfalls den altdeutschen Namen Sangen oder auch den romanischen Namen Speik (*spica*); letzterer Name übertrug sich überhaupt im Gebirge auf viele wohlriechende Kräuter und Heilpflanzen, welche, wenn sie gegen Krankheitsdämonen oder Wettergeister wirksam sein sollten, nur im Frauen-Dreißiger eingetragen sein mußten. Auch der wohlriechende Lavendel (*Lavandula officinalis*) oder die gallokeltische Saliunka (*Valeriana celtica*) erhielten deshalb auf kelto-romanischem Gebiete als Heil- oder Waschkraut den Namen »Speik«, der sich von dem Ährenbüschel, *spica* (daher *spicarium* = der Speicher), auf sie übertrug.

»Sangen« war also nicht bloß ein solcher Ährenbüschel aus der ersten Kornernte genommen, sondern auch eine »Kräuterbürde«,

¹⁾ Sangen = Ährenbüschel; englisch, dialekt, *sangle* = Ährenbüschel, weiterhin auch Krautbüschel, Mohnbüschel, Zwiebelbüschel.

zusammengebunden aus den zur Weihe gebrachten Heilkräutern, Blumen, Blättern und Beeren; immer aber sollte dabei nach altem Brauche eine Garbe oder eine Handvoll der jeweils gebauten Kornähren nicht fehlen. Der Ausdruck »Sangen« für Ährenbüschel oder Kräuterbürde findet sich aber nur im Hochdeutschen. Als Weizensangen, Griebensangen (mit Grieben oder Fettwürfeln gemengt) erhielt das Gesinde ein Erntebrot beim Beginne der Ernte, wodurch dieses in Communion trat mit jenen Fruchtbarkeitsmächten, denen ehemals die Erstlinge der Ernte als geröstetes oder gesengtes Korn (»Sangen«) geopfert worden waren. Ähren in Teigform, sogenannte Roggenähren aus Roggenteig hergestellt, bäckt man im Kreise Allenstein (Ostpreußen) und ißt sie am Neujahrstage in Communion mit den in dieser Zeit lebendigen Seelengeistern. Nach der bayrischen Volkssage opferte man in der Nähe von Schweinfurt im sogenannten Löhle (kleiner Loh oder Kultwald) dem Bilde des sogenannten Götzen Lollus Trauben und Kornähren. (Schöppner, Bayrisches Sagenbuch, I, 2, 15.) Namentlich aber spielte im Opferbrauch der klassischen Südvölker die geröstete Gerste eine Rolle, ebenso in der Volksmedizin, die ja aus dem Kultopfer so viel Material bezog, auch die ungestampfte und geröstete Gerste.¹⁾ Das Sengen oder Verbrennen der Weihebüschel, das heißt die Vermittlung solcher Opfertgaben durch das Feuer, gehörte zum Ritus, sowohl um Gewitter abzuwehren als auch um Krankheitsgeister zu vertreiben, das heißt aus der Opfertgabe entwickelte sich das Apotropäon. Wenn's gewittert, bröselt man in Unterfranken von der sogenannten Donnerdistel etwas auf glühende Kohlen, in Würzburg dreimal drei Donnerdisteln, das heißt drei Stengel mit je drei Blüten, und brennt dazu einen geweihten Wachsstock, »dann passiert nichts«. Das Räuchern mit dreimal drei oder neun Kräutern vertrieb allen Zauber und jede Hexerei, die durch sogenanntes Berufen oder Beschreien verübt war.

Nach von Dalla Torre bilden in Tirol stets sieben verschiedene Blumen oder Kräuter den Weihbusch. In Köln muß der Kräuterbüschel, der zur kirchlichen Weihe gebracht wird, 9, in der bayrischen Hallertau 77 verschiedene Kräuter enthalten; auch im schwäbischen Sangen sollen neunerlei Kräuter sein. Die Zahlen 7 und 9 (77, 99) sind zwar uralte heilige Zahlen, doch sind sie in der deutschen Volksbotanik, wie überhaupt in der deutschen Volksmedizin, nicht eigentlich eine germanische Verwendung, auch nicht im angelsächsisch Neunkräutersegen; sie sind vielmehr diesbezüglich den germanischen Völkern durch Personen vermittelt worden, welche aus griechisch-ägyptischen Quellen geschöpft hatten. Schon diese Verwendung der Zahlen 7 und 9 bei der Zusammen-

¹⁾ „Numa instituit . . . far torrere, quo niam tostum cibo salubrius esset . . . statuendo non esse purum ad rem divinam nisi tostum.“ (Plinius, n. h., XVIII, 7.)

stellung der Kranzelkräuter macht es also wahrscheinlich, daß die Wahl der Heil- und Donnerkräuter, die am Maria Himmelfahrtstage zur Weihe gebracht werden, vorwiegend durch den Einfluß der gebildeten christlichen Geistlichkeit des Mittelalters geschah, wie überhaupt fast der ganze heute volksübliche Ritus im Frauen-Dreißiger-Kult den Eindruck des Importiertseins aus dem Süden macht; eine Annahme, die sich auch bestätigt, wenn wir die einzelnen Pflanzen, welche den Kräuterbusch bilden, näher betrachten. Wenn auch die Auswahl hierbei je nach der Örtlichkeit verschieden ausfällt, so kehren doch immer ganz bestimmte Pflanzen mehr oder weniger hartnäckig und getreu an den verschiedensten Orten von Süddeutschland wieder, und gerade diese allergetreuesten Kranzelkräuter sind es wieder, welche schon durch ihren Namen, aber auch durch ihre volksmedizinische Verwendung ihren Import aus der römisch-griechischen Antike umsomehr bekunden, als sie auch in dieser schon zu Kränzen verwendet worden waren. Die meisten Heilkräuter, welche die breiten Schichten des Volkes seit der althochdeutschen Zeit in ihren Kraut- und Wurzgärten kultivierten, sind es auch, welche am häufigsten zur Krautweihe am Maria Himmelfahrtstag gebracht werden. Diesen Schatz an Heilkräutern verdankt das deutsche Volk nur den christlichen Klöstern, namentlich aber den Benediktinermönchen in der Zeit Karls des Großen. Sehen wir von dem ältesten Bestandteile des Sanges oder Kräuterwisch, von dem sogenannten Wehsang, nämlich den Gersten-, Weizen-, Hafer- und Kornähren ab, so sind folgende Kräuter die getreuesten Bestandteile desselben an den verschiedensten Orten:

Thymian, Quendel oder Saturei, Minze, Geranium, Sefling oder Salbei, Seilbaum oder Sabina, Raute, Kamille, Baldrian, Malve oder Eibisch, Basilicum, Wetterkerze.

Nahezu alle diese Pflanzen tragen römisch-griechische Namen und sind zumeist Gartenpflanzen, und selbst das oben noch fehlende Tausendguldenkraut ist nur eine Übersetzung aus dem lateinischen Centaurium. Dazu kommt noch, daß eine Reihe von antiken Heilkräutern und Kranzkräutern durch ähnliche, aber nicht gleiche einheimische Pflanzen ersetzt wurde. So zum Beispiel die antike Artemisia durch den Wermut, die Lorbeerblätter (Laurus) durch die Seidelbastblätter (Laureola), der Majoran durch den Dost (Origanum), der Donnerbart (Barba Jovis) durch das Donnerkraut (Sedum acre), die Weintraube durch die Schlehenbeere oder andere Beeren etc. Daß neben diesem altererbten Pflanzengute aus der Antike auch alle modernen Kulturpflanzen, die der bauerliche oder klösterliche Garten heute birgt, im Kräuterbüschel des Maria Himmelfahrtstages erscheinen, ist nur zu erklärlich.

Wir wollen nunmehr auf die einzelnen Bestandteile des typischen Kräuterbüschels eingehen und können es uns ersparen, die ganz sporadischen Beigaben, die je nach Laune und Örtlichkeit ungleichmäßig wechselnd sind, einer Besprechung zu würdigen. Es sei aber gestattet, noch vorher diejenigen Pflanzen aufzuführen, welche sowohl in der Antike¹⁾ als in der Jetztzeit Kranzblumen, beziehungsweise Kranzkräuter waren:

Minze, Malve, Klee, Kamille, Saturei, Thymian, Nelke, Rosmarin, Geranium, Gnaphalium, Raute, Origanum.

Durch ihre Namen werden als deutsche Kranzkräuter gegenwärtig noch bezeugt folgende Pflanzen:

Gürtler (Tanacetum), Kranzkräuter (Thymus serpyllum, Sedum, Polygala vulgaris, Ruta graveolens), Sangkraut (Gallium verum, Verbascum thapsus), weißes Sangkraut (Achillea chamomilla).

Die Beziehung zum Marienkult deuten folgende Pflanzennamen an:

Frauenkerze, Marienkerze (Verbascum thapsus), Frauenminze (Mentha chrysanthemum majus), Frauenkolben (Typha), Frauenblattl (Tanacetum balsamita), Unser Frauen Bettstroh (Thymus serpyllum, Gallium verum, Hypericum perforatum), Frauenpflaster (Hypericum perforatum), Frauenmantel (Alchemilla vulgaris), Himmelfahrtsblümel (Polygala vulgaris), Frauenkraut (Hypericum perforatum), Mutterkraut (Matricaria chamomilla), Mariengold (Calendula officinalis).

Man sieht demnach, daß die sogenannten Frauenkräuter oder Marienkräuter und die am Maria Himmelfahrtstage volksüblichen Kranzkräuter durchgehends oder doch vorwiegend schon in der Antike Heil- und Kranzkräuter waren. Bei der Hartnäckigkeit der Tradition im Volksbrauche kann man daraus den Schluß ziehen, daß diese Frauenkräuter oder Marienblumen nur Entlehnungen aus der Antike, und zwar aus dem Kult der Venus, Ceres, Artemisia etc. sind. Ebensowenig als der Freitag bei den Germanen ein der Freya oder der Donnerstag ein dem Gotte Donnar »geheiligerter« Wochentag war, ebensowenig hat die nordische Pflanze Baldersbräut Beziehung zu dem nordischen Gotte Balder oder das nordische isländische Freyagrass (Orchis) Beziehung zur germanischen Freya. Diese Namen stammen nicht aus dem germanischen Heidentum, sondern sind nur mittelalterliche Übersetzungen der antiken Götternamen, die selbst wieder zum Teil aus ägyptischen Quellen übersetzt wurden. Es würde uns zu weit führen, wollten

¹⁾ Namentlich bei den Dionysien oder Bacchanalien waren die Blumenkränze aller Festteilnehmer üblich. Athenaeus führt als Kranzblumen, beziehungsweise -Blätter an: Linde (XV, 679), Weide (Salix Amerina) (XV, 672, 673), Pappel (III, 82), Hypoglottis (XV, 677), Hypothyriadae (XV, 688), Lotus (XV, 677), Serpyllum crispum (XV, 877) und noch viele andere Blumen nach Theophrastus (XV, 680, 800).

wir nun erklären, warum die griechisch-ägyptischen Heilkräuter den Namen von Götterblut, Gottierblut, Götterherzen, Göttertränen, Götterhaare, Götterfinger, Götteraugen erhielten. Wir müssen uns begnügen mit der Tatsache, daß derartige Pflanzennamen uns durch die Antike aus dem Ägyptischen zum größten Teil vermittelt wurden. Es ist höchste Zeit, daß endlich mit den durch Dilettantenkreise in die breiten Volksschichten propagierten Annahmen aufgeräumt werde, daß jede im Kult verwendete Frauen- oder Marienblume Beziehung haben müsse mit Freya oder Nertus oder gar mit den unbewiesenen Göttinnen: Hertha, Hulda, Berchta und Ostara. Die Kinderschuhzeit der Volkskunde, in der man in jeder roten Festblume oder im roten Hahn ein Symbol des Donnergottes der Germanen oder gar denselben selbst sah, ist vorüber. Wir wissen darüber, daß irgendeine Frauen-Dreißiger-Pflanze einer germanischen Gottheit »heilig« oder »geweiht« war, gar nichts. Die meisten unserer deutschen Marienblumen heißen auch im viel früher christlichen Frankreich Herbe St. Marie oder Herbe Notre Dame, ein Beweis dafür, daß diese Pflanzennamen nur Beziehung zur Zeit des christlichen Marienkultus, nicht aber zu dem Namen einer germanischen Göttin haben. Wie weit diese Germanophilie ausarten kann, lehrt uns die Deutung des Pflanzennamens Herzgespann (*Leonurus cardiaca*), der natürlich nur die Krankheit bedeutet, gegen welche sie gebraucht wurde, das spannende Gefühl in der Herzgegend; es brachte aber wirklich einmal einer den Gedanken fertig, daß die Pflanze Herthas Gespann (Fahrzeuggespinnst der Hertha) heiße, eine sinnlose Deutung, die sich von selbst verurteilt, weil es niemals eine Göttin Hertha gegeben hat. (Zeitschr. f. österr. Volkskunde 1904, S. 164.) Wie die vielen Margarethen-, Lorenzi-, Otilien- etc. Blumen nur auf die Kalenderzeit, nicht aber auf die Heiligenlegende oder gar auf eine germanische Göttin hinweisen, so sind auch die Liebfrauenblumen nur die volksbotanischen Kinder der christlichen Marienkultzeit. Die mittelalterlichen Übersetzer der lateinisch-griechischen Kräuterbücher, die ja meist gelehrte Mönche waren, und die Dichter (Skalden) schmuggelten sozusagen Freya, Wieland, Thor, Balder, Sif etc. an die Stelle antiker Götter in ihre Bücher ein. Das Volk, das von solchen Büchern unbeeinflusst war, kannte die Pflanzen und Blumen nur, soweit diese seine Bedürfnisse deckten. Die antiken Heilkräuter, welche hauptsächlich die Benediktinermönche nach Deutschland brachten wanderten aus dem Klostergarten in den bäuerlichen Wurzgarten und damit kamen auch ihre Namen ins Volk. So kam es, daß heute eine Unzahl von Blumen, die nur mit den christlichen Heiligen des Kalenders zeitliche Beziehung haben, auch dem Volke bekannt wurde. Nach solchen Kalenderheiligen berechnet noch heute der Bauer die einzelnen Abschnitte seines Wirtschaftsjahres; Heiligenblumen konnten sich so immer mehr einbürgern.

I.

Himmelbrandblüh, Königskerze, Wollstengel, Frauenkerze, Himmelskerze, Marienkerze, Unholdenkerze, Wiesmadkerze, *Verbascum thapsus*.

Sie ist im Schwäbischen der eigentliche »Sangen« (Zang oder Zangenkraut) und fehlt auch anderwärts wohl kaum bei irgendeinem Krautbüschel des Marientages. Wie eine Fackel- oder Kirchenkerze auffallend gestreckt, wächst sie in der Zeit des höchsten Sonnenstandes, gleichsam ein Träger des alle Werke der unholden Elben verschleichenden Sonnenlichtes, empor. Sie ist nicht bloß etwa eine Unwetter verschleichende Wetterkerze, sondern auch ein die Krankheitschelme vertreibendes Heilkraut, dessen Wurzel in Gold gewickelt ein Amulett gegen alle Leibesflüsse (Hämorrhoiden) war. Der seinerzeit berühmte Dr. Johann Schröder (1685) schreibt in seiner »trefflich versehenen Medizin-chymischen Apotheke«, S. 1089: »Man sammelt sie an einem Freytag (an dem letzten Freytag im abnehmenden Mond) vor Aufgang der Sonnen, zwischen dem 15. Augusti und 8. Septembr.« Sie wird heute im sogenannten Herrgottswinkel der Wohnstube aufbewahrt und im Frauenbüschel, wenn sie örtlich mangelt, durch den ebenfalls kerzengeraden Stengel des sogenannten Frauenkolben (*Typha latifolia*) ersetzt. Interessant ist es, daß auch der Empiriker Marcellus, welcher im 4. Jahrhundert ein volksmedizinisches Buch schrieb, welches die Anfänge einer Flora gallica birgt, diese Königskerze gegen Podagra verwendete (XXXVI, 19); er gibt dazu auch eine Eintragungs-, beziehungsweise Verwendungsformel, welche vermutlich aus der Naturauffassung der Druidenschule übernommen zu sein scheint: »Phlimum moles et dices, quamdiu molles: summum caelum, imma terra, medium medicamentum;« das heißt: Oben am Himmel walten die Licht- und Sonnenmächte, unter der Erde aber die dunklen Geister; zwischen beiden aber, in der Mitte, auf der Erde (as. middilgard, ags. middangeard, an. midgardr [Erde, bewohnte Welt]), da wächst diese Pflanze als wirksames Heilmittel für die Menschen. Bei Römern und Griechen hatte Phlomos Beziehung zum Licht.

Der Spanier Isidor kennt sie unter dem keltischen Namen Lucubros (keltisch: loukbro [Licht]) (Origines, XVII, 9, 73). Bei den Griechen gehörte der Phlomos zu den sieben heiligen Pflanzen »*ἑπτὰ βοτάναι*« und stand unter dem Einflusse des Hermes-Merkur (Roscher: Die Hebdomadenlehren der griechischen Philosophen und Ärzte, S. 171), hatte also Beziehung zu dem Seelengeleiter Hermes = Mercurius Nuntius. Auch im deutschen Volksglauben besteht ein Zusammenhang der Königskerze mit dem Reiche der Toten; denn wenn auf dem Grabe eines Verstorbenen eine solche wächst, dann leidet dieser noch in der anderen Welt und will, daß für ihn gebetet werde. (Zeitschr. f. rheinl. u. westf. Volkskunde, VI, 1909, S. 140.) Als solche Verkörperung eines Totengeistes darf die Wurzel der Pflanze

nur bei Mondenschein, vor Aufgang der Sonne gegraben werden, und wenn sie Pestbeulen vertreiben soll, darf sie nur von einer unbedeckten Jungfrau auf die Beule gelegt werden. (Plinius, n.-h., XXVI, 93.) Wenn heute der altertümliche Spruch im Volke geht:

„Unser liebe Frau geht über Land,
Hat den Himmelbrand in der Hand,
Brand schlag' aus und nicht ein;
Der Brand soll gelöscht sein!“

(Vergl. Birlinger, Aus Schwaben, I, 463), so bezieht sich dieser Brandsegen sicher nur auf den gewitterabwehrenden Schutz der Maria Himmelfahrtsprozession, bei welcher die verschiedensten Wetterkräuter, darunter die Wetterkerze, ihre Weihe erhalten. Ein solches Apotropäon aus christlicher Quelle ist auch die sogenannte Läutgarbe, der Läutlaib oder »Sommerbede« (nnd.), welche der die alle Wetterhexen vertreibende Wetterglocke¹⁾ läutende Meßner von der Gemeinde erhält. (Obwohl das Wetterläuten 1734 vom Bischof von Freising verboten war, dauert es heute in Oberbayern noch fort.) (Siehe auch R. v. Strele: »Wetterläuten und Wetterschießen« in Zeitschr. des Deutsch-österreichischen Alpenvereines 1898.)

II.

Im Allgäuer Oberstdorf versteht man unter dem »weißen S a n g e n k r a u t« oder »Zangenbluama« die verschiedenen Arten von *Achillea*, hauptsächlich aber (*Achillea millefolium*) die Schafgarbe. Der althochdeutsche Name *Garba* deutet darauf hin, daß man diese Pflanze in althochdeutscher Zeit als eine Handvoll zusammengeraffte Gabe, vermutlich wie den Sagen (Garbe), zu Opferzwecken verwendete. Der lateinische Name *Millefolium* erscheint im Gallo-keltischen als »belju-kandas« (beljo, φύλλον, folium, Blatt; knton = centum, Hundertblättriges²⁾); vermutlich also nur eine Übersetzung der lateinischen Bezeichnung, so daß man annehmen kann, daß auch ihre volksmedizinische Verwendung bereits in gallo-keltischen Zeiten von den Römern nach Gallien gedrungen war. Wir dürfen sogar vermuten, daß diese Pflanze, welche bei den Römern »*Supercilium Veneris*« (Augenbraue der Venus) hieß, bei den Nordgermanen durch Übersetzung Baldersaugenbraue benannt wurde (schwedisch und altdänisch: Baldersbraa), wengleich dort angeblich *Anthemis cotula*, d. h. die Stinkkamille darunter angenommen wurde. Im Mittelalter verstand man unter *Supercilium Veneris* auch in Deutschland die Garbe. Die Verwechslung der einzelnen Garbenarten beginnt schon bei Dioskorides und ist heute noch im Volke gegeben.

¹⁾ Vor den Glocken mögen es Wetterhörner gewesen sein, welche diese Aufgabe zu erfüllen hatten; später kam das Wetterschießen auf, das heute jedes Volksfest im Gebirge einleitet.

²⁾ *Millefolium* = centifolium, millemorbia = centimorbia, centaurium = Tausendguldakraut.

Achillea millefolium heißt auch die Schafgarbe, welche Dioskorides *Stratiotes chiliophyllos* benennt, ein Name, den er auch wieder anderen Garbenarten beilegt. Kurz, »Garbe« und »Sangen« (ursprünglich Bezeichnungen nur für Getreidebündel) wurden auf diese Opferkräuter übertragen, die die Römer volksüblich schon verwendet hatten und die als solche durch die römisch-christlichen Klöster den Deutschen vermittelt wurden.

III.

Die eigentliche Kamille (*Matricaria chamomilla*, auch *Chrysanthemum chamomilla*), welche schon im angelsächsischen Neunkräutersegen als »magethan« (Mägdeblume = parthenion, *Anthemis nobilis*?) erwähnt ist, stammt sicher in ihrer Verwendung als Kranzkraut aus der Antike (siehe Artemidorus, *Oneirokritika* ed. Reiff, II, 287). Vermutlich ist diese Kamille identisch mit dem Parthenion des Dioskorides (III, 145). Sie war und ist noch das hauptsächlichste »Frauenkraut« seit der Antike. »*Chamaemelis omnigenis pascitur mihi caput.*« (Cratinus in *Effeeminatis*, Athenaeus, XV, 685, C.) Eine aus der Zeit Hadrians stammende Verordnung, daß sich eine geschlechtlich befleckte Frau durch Abreibung mit dem *ελαιον από παρθενείας* wieder reinigen soll (Arch. f. Relig. W., XII, 224), bezieht sich wohl auf Kamillenöl. Auch der Kodex von Maria-Laach (11. Jahrhundert) weist noch dem Parthenion hauptsächlich eine lustrierende und apotropäische Wirkung zu. (Neue Jahrb. f. Philol., XIX, 1893, 554.) Verwendungsart und Namen sprechen also deutlich genug für den Import dieses Kranzkrautes aus dem Römischen ins Nord- und Südgermanische. Daß die Kamille als »Blume, die weißer ist als alle übrigen« (Golther, *Mythol.*, 367) mit »Balders Wimper« verglichen werden konnte, war eine *Licentia poetica* der nordgermanischen Gelehrten (Skalden), die das *Supercilium Veneris* der Antike (*Achilleion* Dioskor., IV, 36) mit Balders Braue übersetzten; aber eine Pflanze, mit der die Deutschen erst durch die Römer bekannt wurden, kann unmöglich von den heidnischen Germanen ihren Göttern zugesprochen worden sein; ganz abgesehen davon, daß primitive Völker ihre Pflanzen nur nach ihren Bedürfnissen benennen; nur kulturell hoch entwickelte Völker der Antike belegten Pflanzen mit den Namen von Götterkörperteilen; die ganze Kulturgeschichte lehrt dies.

IV.

Ein weiteres »Sangenkraut« ist *Galium verum*, das bei den Nordgermanen »goldene Mutter« (norwegisch: *gul-maura*, schwedisch: *gulmåra*, isländisch: *gulmaðra*), bei den Deutschen: »Unser Frauenbettstroh«, »Marien-Bettstroh«, »Herrgotts-Bettstroh«, »Elisabethstroh«, »Muttergottes-Bettstroh«, »Wegstroh«, »Waldstroh«, norm.: »*jomfru Marias senge halm*«, schwedisch: »*jungfru Marie sänghalm*« (deutlich aus dem Deutschen übernommene Bezeichnung), englisch: »Ladies

bedstraw«, schwedisch: sloki-frilla, slägfrid, slägfrö, frillogräs (Schlaffriedel oder Hurengras) hier eine Umdeutung in pejus, während sie im Indicul. superst. S. 19 eine solche in melius erfuhr (9. Jahrhundert): »de petestro, quod boni vocant sanctae Mariae«; hier stehen also die »boni« im Gegensatze zu denjenigen, die die Pflanze »Hurengras« benannten; bessere christliche Auffassung in der Volkssitte und Verhöhnung des Heidnischen reichen sich wohl hiebei die Hände. Bei allen primitiven Völkern ist es Brauch, den zu bestimmten Zeiten bei den Hinterbliebenen einkehrenden, diese heimsuchenden Seelengeistern ein Lager aus weichem oder wohlriechendem Stroh zu bereiten; an manchen Orten Deutschlands »bettet« man noch heute für die einkehrenden Himmelsengel auf, zu Weihnachten oder Neujahr, das heißt die Betten werden mit weißen Tüchern bedeckt und Kerzen angebrannt. Im Kult der weiblichen Fruchtbarkeitsgeister verbesserte sich mit der Zeit dieses Halmlager für die goldene Mutter (Seelenanführerin) und eine Reihe von wohlriechenden Kräutern wurde zum Lectisternium, Stramentum etc., durch dessen Benützung auch die Frauen sich Fruchtbarkeitssegens erhofften; das griechische κνέωρον bei den Thesmophorien, der griechische Keuschlammstrauch (ἀγνος, ἄγνος) sind die antiken Vorläufer des »Marien-Bettstrohs« oder des nordgermanischen Schlaffriedelstrohs, das heute in Tirol, Schwaben, Baden und Oberbayern bei keinem richtigen Sagen fehlen darf und direkt als »Sangenkraut« bezeichnet wird; es diente aber auch als Dämonen vertreibendes Hexenkraut (Fuga diaboli) und gegen Unwetter als Apotropäon (Bayern, Österreich).

Es ist ganz erklärlich, daß auch andere Pflanzen den Namen »Bettstroh« führten, weil sie eben ein wohlriechendes und weiches Lager abgeben.

V.

Ein Kranzkräut der Antike ist das Quendelkräut, welches (nach Kerner) im Capitulare Karls des Großen (812) als »satureiam« angeführt wird. Dieser Saturei hieß bei den Griechen und bei den Römern Thymos, beziehungsweise Stephane = Kranzkräut (Dioskorides, III, 38 und 40). Die Mehrzahl der Autoren versteht unter dem Quendel als dem Kranzkräut Thymus serpyllum, das nach Dioskorides bei den Griechen und Römern schon ein Kranzkräut gewesen war. »στέφανος ἐρωλλίνος« (III, 40, Athen., XV, 677.) Der Spanier Isidor (Origines, XVII, 951), welcher im 7. Jahrhundert Bischof von Sevilla war, nennt dieses Kräut »matris animula« (Mutterdüftchen), vermutlich, weil es ein wohlriechendes Kräuterkissen im Wochenbette war. Die Gallier nannten es (nach Marcellus Empir.) »gilarus«, (nach Plinius Valerianus) »laurio«, Namen, welche leider noch nicht sicher erklärt sind. In der hemdenlosen Zeit legte man das wohlriechende Kräut in die Kleider der Frauen,

weshalb es noch heute in Tirol »Küttelkraut« heißt. Eigentümlicherweise trägt es in Tirol den Namen »Karwendel«, »Karwendel« und (?) »Krabendel«, angeblich, weil die Muttergottes so geheißen habe. (v. Hörmann: Jahreszeiten 81.) In einigen Gegenden Deutschlands heißt es: »Unser lieben Frauen Bettstroh« oder »Marien-Bettstroh«. Wir dürfen auch bei diesem Kranzelkraut den Einfluß der Antike als gesichert annehmen.

VI.

Ein weiteres Bettstroh war das St. Johanneskraut (*Hypericum perforatum*), Holz- oder Hartheu, »Unser Frauen Bettstroh« oder »Frauenkraut«. Wegen seines blutroten Pflanzensaftes führt es auch sonstige Bezeichnungen, so schon bei den Griechen und Römern, zum Beispiel andros-aimon (Mannesblut), herba humani sanguinis, »Herrgottsblut«, »Kreuzblut«, »Blutkraut« etc. Die Ultra-Germanophilen brachten natürlich diesen den Römern schon bekannten roten Blumensaft mit dem Blute Balders in Verbindung; die Ostallgäuer dagegen mit der Menstruation der Gottesgebärerin, welche, als sie über das Gebirge ging, gerade ihre Menses hatte, weshalb man rote Finger bekomme, wenn man dieses »Frauenkraut« verreihe (Reiser, Sagen, II, 156); vergleiche die rote Kranznelke der Griechen, welche die Magier »αἷμα ἀπὸ καθήμενης« (Diosk., III, 104) benannten, d. h. Blut der Menstruierenden, und welche die deutschen Weiber um 1626 noch zu Kränzen benützten. (Matthiolus, 283 D, 284 A); wir sehen also auch hier wieder den Einfluß der Antike. In einigen Gegenden Griechenlands heißt ein Kraut, das zum Schutze der Wöchnerinnen auf das Wochenbettlager gestreut wird, »χέρι τῆς παναγίας«, d. h. Hand der Unbefleckten (Gottesmutter), (Weinreich, Antike Heilungswunder, 12); es liegt eben überall in der weiblichen Natur, ihre geschlechtlichen Vorgänge auch den Göttinnen und Gottmüttern aufzudichten; die alten Griechen sahen in den Kräutern auch Götterfinger und Götterhände nach ägyptischem Vorbilde. In althochdeutscher Zeit wurde Hartheu identifiziert mit agnus castus, Keuschlamm-Strauch und mit Marienkraut; diese drei Pflanzen galten als Marien-Bettstroh, und wir dürfen annehmen, daß auch dieses Hartheu aus der Antike stammt. In Tirol, wo diese Pflanze ebenfalls ein Weihstraußteil für den Frauentag ist, heißt sie »Frauenpliester« (vergl. Dalla Torre: Volkstümliche Pflanzennamen, S. 36); im Mittelalter auch nach antiker Quelle Dionysios (Androsaimon). (1626) »Etliche tragen das Kraut bei sich für böse Gespenster; die Weiber beräuchern die Sechswöchnerinnen damit, derhalben nennt man es an etlichen Orten Unser Frauen Würz«. (Matthiolus, 318 C); die damaligen Chirurgen hießen die Pflanze (1626) mater sylvae, d. i. Baumutter oder Waldmutter (Matthiolus, 319 A), sahen also gleichsam eine pflanzliche Verkörperung der Vegetationsgottheit darin;

wenn nach Matthiolus, 345 A, auch eine andere »Blutwurz«, *Potentilla Formentilla*, im Frauen-Dreißiger gesammelt werden muß, so ist dies sicher eine sekundäre Übertragung.

VII.

Der Gürtler (Oberbayern) oder der Rainfaren (*Chrysanthemum tanacetum*) heißt auch das »Frauenblattl«. Wir haben über dasselbe in unseren Abhandlungen über Gebildbrote (unter anderem: Gebildbrote der Faschingszeit, 1908, S. 38, Ostergebäcke, 1906, S. 40 ff. beides Supplementbände zur Zeitschr. f. österr. Volkskunde) eingehender berichtet. Dieses Kuchen- und Kranzelkraut vertritt als Gürtler die altrömische *Artemisia*, welche schon früh in die gallo-keltische und germanische Volksmedizin übernommen wurde. Daß dieses Kraut »der Freya geweiht« war, ist eine unbewiesene Behauptung. Es gehörte eben zu den wohlriechenden Gartenkräutern, mit welchen sich nach römisch-griechischem Vorbilde an bestimmten Jahresfesttagen die Frauen und Jungfrauen »gegen böse Gespenster, Unfälle und Krankheiten im Jahre« (1626) (Matthiolus, 295B) zu umgürten und zu bekränzen pflegten. (Näheres: Volksmedizinische Botanik der Germanen und Volksmedizinische Botanik der Kelten.)

Die Stellvertretung des antiken Gürtlers (*Artemisia*) durch *Tanacetum balsamita* (*Chrysanthemum tanacetum*) muß schon bald erfolgt sein; das *Tanacetum agreste* ist schon in althochdeutscher Zeit durch *Doma* (*Domina scl. nostra*) glossiert (Steinmeyer, Althochdeutsch. Gl., III, 583, IV, 740; Diefenbach, Glossar., I, 189) = *Herba St. Mariä*, das in Belgien auch am Mariä Himmelfahrtstage geweiht und bei Gewitter verbrannt wird (Rolland, VII, 74, 77).

VIII.

Davon verschieden ist die sogenannte Rainblume, ein von Griechen, Römern, Gallokelten und Deutschen in der Volksmedizin verwendetes deutsches »Kranzelkraut« (*Gnaphalium arenarium*). Ihre übrigen deutschen Namen »Augustblume«, »Engelblume«, »Schnitterblume«, »Wohlgemut« etc. bekunden die Jahreszeit ihrer Verwendung. Sie vertritt das südliche *Gnaphalium Stoechas*, ebenfalls eine goldgelbe Blume, mit der die Götterbilder der Römer bekränzt wurden. (Dioskorides, IV, 57.) Wir sehen also auch hier wieder ein antikes Kranzkräut als christliche Himmelfahrtsblume erscheinen. Bei den Gallokelten hieß sie »gelasonem«, d. h. Goldgelbe. (Näheres darüber in unserer Volksmedizinischen Botanik der Kelten im Archiv für Geschichte der Medizin, V, 1911, S. 244.) In den Namen »Wohlgemut« (*εὐφροσύνη* = *Euphrosynum* Plinii, XXV, 8) teilen sich aber auch noch andere aus der Antike übernommene Pflanzen, welche zum Teil den Speisen zugemischt wurden. Der schlesische Namen »Schnitterblume« (Pritzel-Jessen, 168) bekundet, daß *Gnaphalium arenarium* in der Erntezeit von den Schnittern zu Kränzen Verwendung fand.

IX.

Im Schwäbischen heißt der *W e g e r i c h* (*Plantago*), über welchen wir in unserer Volksmedizinischen Botanik der Germanen, S. 11 (Quellen und Forschungen zur Deutschen Volkskunde, herausgegeben von E. K. Blümml, 1908, Band V) eingehender gesprochen haben, (Frauen-) »Dreißigstkraut«. Reiser in seinem volkskundlichen Werke über das Allgäu führt ihn als solches Wurzwischkraut nicht auf, aber Chr. v. Schmid gibt es für Augsburg an. (Schwäbisches Wörterbuch, 138.)

X.

Auch das sogenannte *Frauenmantelkraut* (*Sanctae Mariae pallium*), *Alchemilla vulgaris* oder *Sintau* (*Sinau*), *Ohmkraut*, welches gegen das *Ohm* (*Erysipelas* oder »le mal Notre-Dame«) verwendet wird, ist wohl ein ganz bekanntes volksmedizinisches Mittel, das auch Beziehung zum Marienkult hat, aber als Kranzelkraut des Frauen-Dreißigers spielt es keine Rolle, da es bereits um diese Zeit verblüht ist. Man benützte es (nach Schröder, 809) auch zu Bädern, »wo man die oft bestärmete Venus-Burg gerne Jungfl. haben wollte«.

XI.

An den drei Sonntagen im Frauen-Dreißiger gräbt man im Zillertal, und zwar morgens beim Sonnenaufgang die gegen kranke Kuheuter verwendete Wurzel des *Baldrians* (*Valeriana officinalis*) aus. Wie sein Name schon bezeugt, stammt auch er aus der Antike, und da er an vielen Orten Oberbayerns und Unterfrankens ein Bestandteil des Wurzwisches im Frauen-Dreißiger ist, so trägt er auch den Namen »Marienwurzel«, *Herbe Notre Dame*. Beziehungen des *Baldrians* zur germanischen Göttin *Freya* oder gar zum nordischen Gotte *Balder* sind reine Phantasie; er kam in den Wurzwisch des Frauen-Dreißigers nur durch seine Verwendung als Heilkraut in der Volksmedizin, die diesbezüglich wieder von der Antike beeinflusst war.

XII.

Auch der sogenannte *Salverer* oder *Säfling* oder *Salbei* (*Salvia officinalis*), der, wie sein Name schon andeutet, aus der Antike stammt, ist ein häufiger Bestandteil des Kranzelkrautes im Frauen-Dreißiger auch wegen seiner volksmedizinischen Verwendung.

XIII.

Wenn im Badischen auch der um diese Zeit längst verblühte *Seidlbast* (*Daphne mezereum*, *Laurus minor*, *Laureola*) am *Maria Himmelfahrtstage* geweiht wurde, so kann das nur Bezug auf seine Blätter haben, welche, weil lorbeerähnlich, den antiken Lorbeer ersetzen sollten.

XIV.

Ein derartiges Substitut des antiken *Sempervivum tectorum* (oder *Barba Jovis* »*Donnerknopf*«) ist das oberbayrische »Kranzelkraut« (*Sedum sexangulare*, *Sedum acre*, *Sedum telephium*), das

hauptsächlich als Gewitter abwehrendes »Donnerkraut« mit zur Weihe gebracht wird. Im Erzgebirge ist es ein Geschenk des Waldgeistes Rubezahl (Zeitschr. d. Vereines f. Volkskunde, 1911, XXI, 141), der der dortigen Bevölkerung damit einen Gewitterschutz geben wollte. Wir haben schon in unserer Volksmedizinischen Botanik der Germanen darauf hingewiesen, daß der »Donnerbart«, »Donnerknopf«, »Donnerbruch«, »Donnerwehr« mit dem nordgermanischen Donnergott Thór absolut keine direkte Beziehung hatte, so wenig wie der Donnerstag (Dies Jovis). Der »Donnerbart« ist eben nur eine Übersetzung der »Barba Jovis« (joubarbe des toits), welche erst Karl der Große nach antikem Vorbild auf die Dächer setzen ließ. Dioskorides (IV, 88) schreibt bereits, daß die »Keraunia« (»Donnerpflanze«) in Töpfen auf den Dächern gezogen werde. Dieser Brauch der Antike, die Donnerwurz in Scherben und Geschirren auf das Dach zu stellen, ist kein Beweis dafür, daß sie »dem germanischen Donnergott geweiht oder heilig« war. Hätten die Deutschen im 9. Jahrhundert die Donnerwurz schon als Donnerwehr auf die Dächer gestellt, dann hätte Karl der Große (812) keinen Grund gehabt, dieses seinen Hofgärtnern eigens anzuordnen. »Et ille hortulanus habet super domum suam Jovis barbam« (Capitulare de villis). Daß sie als »Kranzelkraut« im Frauen-Dreißiger der Oberbayern erscheint, kann uns nicht auffallen, nachdem auch eine große Anzahl anderer antiker Kräuter zur Krautweihe am Maria Himmelfahrtstage gebracht wird. Sie erscheint auch als Erba de Nostra doma, Herbe de la Vierge (Rolland, VI, 227).

XV.

Ein ebenfalls von den Römern übernommenes Heil- und Kranzelkraut ist das Tausendguldenkraut (*Erythraea Centaurium*). Sein Name Kentaurion führt auf die griechische Urmedizin zurück, in der nach der Volkssage der Centaur Cheiron ärztlicher Lehrmeister war. (»Chiron Centaurus, Saturni filius artem medicinam, chirurgicam ex herbis primum instituit; alii volunt repertam herbariam et medicamentariam artem a Chirone.«) Die Volksetymologie des späten Mittelalters übersetzte cent-aurin (100 Gold) in Tausend-Guldenkraut. Über seine volksmedizinische Verwendung zu sprechen können wir unterlassen. Sicher ist es auf jeden Fall, daß dies Bittermittel als Heilmittel aus der Antike stammt. Ebenso

XVI.

der Säfel-, Säben-, Segen-, auch Sängenbaum, welcher heute in der Ecke des bäuerlichen Wurzgartens seine altehrwürdige Existenz fortfrischt; auch hier deutet schon der Name Sabinerbaum den Import aus dem Süden an; seinen Heilwert als Abortivum schätzt das Volk noch so hoch, daß er in botanischen Gärten der Großstädte vor Plünderungen gesichert werden muß.

XVII.

Die wohlriechende Minze mit ihren verschiedenen volkbotanischen Arten war schon zur Zeit der Griechen und Römer ein Kranzkraut. (*Mentha aquatica*; s. *sylvestris* = *Σισυμβριον*, Dioscor., II, 154, Artemidoros ed. Reiff, I, 77; II, S. 61.) Ihre Beziehung zum Marienkult bezeichnen die Namen: »Frauenminze«, »heilige Minze«, »Marienminze«, *Ladie's mint*, »Altmutterkraut«. Als »Frauenminze« gilt aber auch im 16. und 17. Jahrhundert *Chrysanthemum majus*, s. *Oculus Christi*, Pfannkuchenkraut.

XVIII.

In Tirol, Pfalz und anderen Orten ist das Liebstöckl »Lusteken« (*Levisticum officinale*) ebenfalls ein Bestandteil des Weihebüschels; auch hier ist die Tradition in der Verwendung seit der Antike schon durch den Namen bezeugt. (*Ligustikon* des Dioskorides, III, 51.)

XIX.

Gerade die Tiroler Weihekräuter haben einen besonderen Wert für den Folkloristen, weil sie weit getreuer von Generation zu Generation überliefert wurden. Dazu gehört unter anderem auch (nach v. Hörmann 81, Bechstein 404, v. Dalla Torre 44) *Baselguem* (*Ocimum Basilicum*); das Kraut selbst stammt aus Asien; Dioskorides, II, 170, nennt es *Ὠκίμρον*, die späteren Griechen hießen es *βασιλικόν*. Daß die Pflanze im 12. Jahrhundert als eine Art Gnaden- oder Hilfsgeist angesehen wurde, lehrt uns die Stelle aus dem Magister Apulejus (Wiener Akadem. Sitzungsber., 41. Band, S. 529): »Ad acquirendam gratiam cujuscunque personae luna prima ante solis ortum vade ad herbam, quae vocatur gratia Dei (s. u. Nr. XXVI) vel valerianae (s. o. Nr. XI) vel ocimum, quando flores habet et tenens eam in manu dicas: In nomine patris quaesivi te, in nomine filii inveni te, in nomine sancti spiritus conjuro te. In nomine trinitatis colligo te et iterum tenens eam cum manu dicas evangelium sancti Johannes et cum dixeris verbum: caro factum est etc. eradice eam.« Diese verchristlichte Beschwörungsformel beim Eintragen des pflanzlichen Hilfsgeistes, dessen Gnade man erwerben will, hat um so mehr Bedeutung, als *Ocimum* (*Basilicum*) auch *Baccharis germanica* heißt, d. h. die antike wohlriechende *Baccharis* (eine »herba fascinum pellens«, 1502), die zu Kränzen verwendet wurde, in Deutschland ersetzen sollte. Die verschiedenen *Baccar*arten verwechselten schon Plinius, XXI, 29 und 132, Ovid, *Eklog.*, IV, 19, Dioskor., I, 9.

XX.

Der Enzian (*Gentiana Pneumonanthe*) ist nur in Oberbayern ein Bestandteil des Frauenkräuterbüschels; als Bittermittel ersetzte er die Aloe (*Aloe Gallica*), aber ein antikes Kranzkraut war er nie; dagegen war

XXI.

die weiße Malve oder der Eibisch (*Althaea officinalis*, *Ibiscus*) schon bei den Römern und Griechen (*Artemidoros*, I, 77) ein Kranzkräut, weil »Heil- und Hilfwurz« auch in Süddeutschland (Unterfranken), das im August noch blüht.

XXII.

Die Ringelblume (*Calendula officinalis*) ist sowohl in Tirol als in Unterfranken ein Angebinde zum Dreißigst-Weihbüschel und heißt deshalb auch »Marien«- oder »Märgenblume«, »Mariengold«; sie war ein gynäkologisches Mittel der Volksmedizin, die ihren Rauch bei der Geburtshilfe benützte (*Mizald*, *Centur. CIX*, c. 31, S. 193, *Schröder* 851); doch besteht ein Zusammenhang dieser Pflanze auch mit der Ernte durch eine aus dem 11. Jahrhundert stammende Vorschrift (*Codex Maria Laach*): »Ut mures non comedant annonam in horreo. In vigilia St. Johannis post occasum solis vade, ubi verbena est et gira (solis) (*Calendula officinalis*); eam cum cultello in circuitu terrae et dic ter:ect.« Es werden neun Messen darüber gelesen (9 Kräutersegen). In die erste Garbe, die in die Scheune kommt, legt man einen Teil der so gesegneten Pflanze hinein, dann ist die Ernte vor Mäusen gesichert. (*Neue Jahrbücher für Philologie*, XIX, 1893, S. 553.) Man sieht demnach deutlich, daß die Ringelblume oder der goldene Sonnenwirbel, das Symbol der Sonne, mit der Fruchtbarkeit der Sippe und des Hofes Bezug hatte. Sie vertritt die südliche Sonnenblume, das Klymenon des *Dioskorides* (IV, 13). »Ringelblume« ist zwar nur die Übersetzung des griechischen Klymenon oder *Heliophyes*; aber es ist wahrscheinlich, daß diese Pflanze erst durch die mittelalterliche Sonnwendzeit Beziehung zum Sonnenkult auf deutschem Boden erhielt; erst im *Capitulare de villis* (812) ist sie als *Solsequium* zur Anpflanzung empfohlen.

XXIII.

Ein sehr häufiges Weihkraut im Frauenbüschel ist ferner der Wermut (*Artemisia absinthium*), welchen die Römer *Absinthium gallicum* nannten. Wir haben in unserer Volksmedizinischen Botanik der Kelten (*Archiv für Geschichte der Medizin*, V, 1911, S. 245) die volksmedizinische Bedeutung dieser Pflanze eingehender besprochen und glauben, daß diese Pflanze auf ehemals keltischem Boden zum Heilkraut und damit zum Weihkraut wurde. »Die Inwohner der Berge nennen es Weihrauch« (1626) (*Matthiolus*, 233 A).

XXIV.

Ein nur in Gärten gepflanztes Weihkraut, welches die Griechen *Peganon*, die Römer *Bergraute* nannten (*Dioskorides*, III, 45) ist die sogenannte Weinraute, richtiger Weihraute (*Ruta graveoleus*), die »Ruta« des *Capitulare Karls des Großen*, welche erst in dieser Zeit in Gärten gezogen wurde und gemeinhin heute als »Raute« gilt.

Das Volk in Tirol bringt auch die »Edelraute« (*Artemisia glacialis*) zur Weihe; außerdem unterscheidet es die »grünen Rauten« (*Artemisia mutellina*), den »Kogelrauten« oder »Wildenrauten« (*Artemisia spicata*) und den »Abraut« (*Artemisia vulgaris*). Sie alle sind nur Substitute der antiken *Artemisia*, deren Abstammung aus dem Süden ohnehin schon bekannt ist. Die Raute ist heute noch eine volksmedizinische Panakee. Paulus Aeg. (VII, S. 47) stellt die *Ruta sylvestris* in Gleichheit mit der homerischen Zauberpflanze *Moly*,¹⁾ während Dioskorides (III, 47) eine Lauchart darunter verstand, was auch wahrscheinlicher ist. Neben den Ähren (Sangen) erscheint in Südbayern und Tirol kaum eine andere wohlriechende Pflanze so oft im Frauenkräuterbüschel als die Weihraute, die als Beifuß oder Gürtler (*Artemisia abrotanum*) »Mutter aller Würze« zur Anpflanzung im Kapitulare Karls des Großen angeführt ist; sie wurde auch ins Sonnenwendfeuer geworfen. (Seb. Frank, Weltbuch, 51 b.)

XXV.

Ein fast allgemeines Weihkraut für den hohen Frauentag ist der Dost (althochdeutsch *tosto*) oder Wohlgemut (*Origanum vulgare*), den man wohl auch in Körben zur Weihe trug nach althergebrachtem Brauche.

„Ich trag Wohlgemuet.
Wo tregstu in hin?“

(Kinderspiellied von 1618; Zeitschr. d. Vereines f. Volkskunde, 1909, S. 391.)

„Ein Kraut wächst in den Auen
Mit Namen Wohlgemut,
Liebt sehr die schönen Frauen,
Dazu Hollunderblut.“

(Ulland.)

Vermutlich ersetzte der »wilde Majoran« oder das einheimische *Origanum* das antike *Origanum majoranum*, das Allheilmittel des Herakles (siehe Höfler, Organotherapie, 39), das ein Kranzkräut war. Allerdings verstand das deutsche Volk unter »Wohlgemut« auch verschiedene andere Pflanzen (*Gnaphalium arenarium*, s. o. Nr. VIII, *Mentha*, s. o. Nr. XVII, *Spiraea*, *Borrago* etc.); aber die althochdeutsche Bezeichnung *tosto* läßt vermuten, daß auch dieses einheimische *Origanum* dem Volke zuerst nur nach seiner äußeren Form (Troddel, Büschel) bekannt war. In einigen französischen Gegenden heißt das einheimische *Origanum* »*Marioleine bastarde*«, d. h. Bastard-Majoran im Gegensatz zum echten antiken Majoran.

XXVI.

Ein Weihkraut ist auch das *Geranium* (Storchenschnabel); unter dem spätergemachten Namen *Gratiola officinalis* (*Gratia Dei*), (1626) Gottesgnade, Gottes- oder Gnadenkraut, Gotteshilfe etc. verstanden allerdings die mittelalterlichen Botaniker nicht bloß das Rotläufkraut (*Geranium*

¹⁾ Odyssee, X, 305.

Robertianum), das wir im Archiv f. Religionswissenschaft, III, 274 ff. als althochdeutsches orval, d. h. als Mittel gegen den Urfall, Epizootie deuteten, sondern auch Ocymum (s. o. Nr. XIX) und Baldrian (s. o. Nr. XI). Dieses Geranium, welches fast den ganzen Sommer hindurch als Blüte zu finden ist, trug auch den lateinischen Namen Dionysias, vermutlich weil es schon bei den Römern, bei den Dionysien, beziehungsweise Bacchanalien wie der Efeu und die Wegwarte als Kranzkraut gedient hatte. (Diefenbach, Glossar., I, 183.) In Baden und Tirol sind »Unseres Herren Nägel« ein Bestandteil des Weihstrausses am Frauentag (v. Dalla Torre, 36; Meyer, Bad. Volksleben, 36).

XXVII.

In Schwaben ist das eigentliche »Himmelfahrtsblümle« das oberbayrische »Kranzelkräutle« (*Polygala vulgaris*, *Polygala Plinii*, XXVII, 121), das auch in Norditalien häufig ist. Ein Zusammenhang mit der Antike besteht hier nicht; es blüht eben die Pflanze um diese Zeit noch.

Wir können nunmehr jene Pflanzen besprechen, die einen Anspruch darauf machen könnten, daß sie auch in germanischer Zeit zu Kränzen in der Erntezeit verwendet worden sein können.

Abgesehen von dem eigentlichen Sagen oder Getreideähren sind dies:

XXVIII.

Die Eichenblätter, wovon meist drei dem Wurzwisch beigegeben werden; die Eichenblätter vertreten hier sicher die Eichel- frucht, beziehungsweise den Eichenbaum als Speise- oder Frucht- baum, von dessen Gedeihen auch die Mast der Schweine abhing. Auch bei den Zerealien der Römer zu Ehren der Fruchtbarkeits- göttin Ceres bekränzte der Schnitter vor dem Beginne des Getreide- schnittes sein Haupt mit Eichenlaub und führte vor dem Bilde Schnittertänze unter Schnitterliedergesang auf, was Vergils *Georgica* bezeugt:

„Necante

Falcem maturis quisquam supponat aristas,
Quam Cereri tota redimitus tempora quercu
Det motus incompósitos et carmina dicat“.

Wer denkt hier nicht sofort an die oberbayrischen Schnada- hüpfeln (Lieder der Schnitter beim hüpfenden Reigentanze)?

XXIX.

Drei Haselnüsse von der Haselstaude oder auch nur drei Hasel- laubblätter fehlen im Tiroler, badischen und schwäbischen Kraut- büschel selten; jedenfalls sind sie eine echt germanische Beigabe, da die Haselnüsse im germanischen Volksbrauche die Rolle einer Speise- frucht auch im Seelenkult spielen; es kann uns darum nicht wundern, wenn »Maria im Haselstrauche« in Maria-Kulm in Böhmen verehrt wird.

XXX.

An manchen Orten wird auch die Kleeblüte als Kranzblume verwendet; war er doch als Steinklee (*μελλωτος*) bereits auch den Römern ein Kranzkraut (*Artemidoros ed. Reiff., II, sub VI, 106.* — »*Meliloto circumsepiente caput mihi semper tegitur*« — (*Cratinus in effoeminatis Athenaeus, XV, 685 C und I, 678*); außerdem heißt auch der *Lotus corniculatus* Steinklee, Unser Frauen Schuh, Frowa-schüeli, Herrgottsschühle, Jomfru Marias guldsko, Marie Tofler, Pantöffele etc., Bezeichnungen, die gewiß nichts mit Schuhen germanischer oder antiker Göttinnen zu tun hatten. Wenn also an manchen Orten »Frauensschuh« als Kranzblume erwähnt wird, so kann sich dies nur auf *Lotus corniculatus* beziehen, nicht aber auf das im August längst verblühte, außerdem nur subalpine *Cypripedium calceolus*. Daß der Steinklee ein der bis jetzt unbewiesenen Göttin Ostara »geweihtes« Kraut war (Beißel), ist nur Legende. Wie hoch das Volk das Kleefutter schätzt, ergibt sich aus dessen Bezeichnungen; die Gallokelten hießen den Klee »*visumaros*« = herrlich gutes (Kraut), die Franzosen »*l'œuvre de Dieu*«, die Deutschen »Himmelbrot«, »Herrgottsbrot«. Das Erscheinen dieses Futterkrautes (schwedisch *smaere*) im Frühjahr wurde von all diesen Völkern mit Freude begrüßt; kann es uns wundern, wenn der Klee als Opfertage erscheint? Unsichtbare Geister holen sich am Vorabend von Marienfesttagen in Argentré, Mayenne, den Kleesamen (*Rolland, Flore populaire, IV, 148*), eine Erinnerung an das ihnen ehemals gespendete Opfer von Klee zur Zeit der Erntefeier, wofür diese Fruchtbarkeitsgeister dann mit mehr Kleefutter und schmeer-reicherem Viehbestande den Spender beschenken; im übrigen sei daran erinnert, daß dieses Futterkraut zuerst nur bei den Westgermanen aufkommt, nicht aber gemein-germanischen Alters ist.

XXXI.

Da die Südgermanen den Wein, aus Weintrauben hergestellt, nicht hatten, so konnten sie auch vor oder nach Einführung des christlichen Marien-Todestages keine Weintrauben opfern; sie gaben dafür andere Beeren als Opfertage, und zwar wie alte Volks-sagen und Gebräuche bezeugen, meist in drei Teilen, d. h. wohl für die drei Fräulein (vergl. U. Jahn, Opfertage, 207). Es kann kein bloßer Zufall sein, daß Wilpet, eines der drei heiligen Fräulein, unmittelbar nach dem Frauen-Dreißiger ihre Verehrung im Volkskalender findet.

Die älteste Beerenfrucht als Opfertage dürfte auf germanischem Boden die Schlehenbeere sein, da sie als »Dreißiger-Schlêh«, das heißt als an einem Freitag im Frauen-Dreißiger eingetragene Beere des Schlêhenbaumes, erwähnt wird (*Prunus spinosa, προῦνον, Galeni, Prunus sylvestris, Plinii*), die in der Zahl 3 zu essen als etwas Hexenhaftes galt, was man nur tun konnte, wenn man dadurch über-

natürliche Kräfte zu gewinnen die Absicht hatte, und was man wie eine Sünde beichten mußte. Zur Zeit von Hieronymus Bock (Kräuterbuch, 373 b) »sengten« (um 1551) oder rösteten die armen Leute noch die Schлёhbeeren wie die Getreideähren oder Sangen über Feuer, ehe sie sie genossen; diese vertraten als Schлёhenwein noch lange den Traubenwein. Schлёhdorn und Holler stimmen in ihrer volksmedizinischen Verwendung vielfach überein; beide haben als Pflanzen, die genießbare Beeren tragen, auf ehemals (gallo-)keltischem Boden ihre intensivste Verwendung gefunden.

XXXII.

Die Allgäuer »Dreißigst-Hoadla« (s. Heidelbeeren), welche wie die Hollerbeeren gekocht und getrocknet, als Panakee aufbewahrt werden (Reiser, II, 188), sind gewiß wie auch die Johannesbeeren im Frauen-Dreißigerbüschel nur das Substitut der älteren Dreißigst-Schлёhbeeren; auch die Brombeeren sollten im Frauen-Dreißiger eingetragen werden. Auf alten Bauernkalendern des 16. Jahrhunderts trägt die Figur der heiligen Maria (Mariä Namens-tag) einen Baumzweig in der Hand als Symbol der Fruchtbarkeit.

XXXIII.

Am Tage nach Maria Himmelfahrt, ob das Wetter schön oder schlecht sei, soll man die Kranewitbeeren, welche als Amulett gegen Epilepsie dienen, eintragen. Auch soll man sich am Tage des Eintragens derselben bei keiner Mahlzeit satt essen, das heißt fasten (Stoll: Zur Kenntnis des Zauberglaubens etc. in dem Jahresbericht der geographisch-ethnologischen Gesellschaft, Zürich, 1908/09, S. 81), eine Fastenvorschrift, die um so bemerkenswerter ist, als auch sonst die Vorschrift besteht, den Wacholder oder Kranewit im Frauen-Dreißiger zu brechen und daraus einen gegen bösen Zauber und Gift wirksamen Schnaps zu brauen. Vielleicht ist dies eine Erinnerung an das obenerwähnte Himmelfahrtsfasten, das noch heute bei den Russen üblich ist; (13. Jahrhundert): »cranttwitper schol man precchen zwischen der zwayer unser frawntag an dem heribst« (Wiener akademische Sitzungsberichte, 71. Bd., S. 545). (15. Jahrhundert): »Die weckhalter- per schol man prechen zwischen unser frawn tac ze wurtzweihe und als onser frauwe geborn wart.« (Schmeller, Frohmann, I, 563.) Beim Kranewit oder Wacholder, der sehr oft den südlichen Juniperus vertritt, dürfte seine aus dem germanischen Heidentum übernommene Rolle in diesem Falle durch den christlichen Frauen-Dreißigerkult besonders verstärkt erhalten, wie überhaupt eine Reihe von anderen volksmedizinischen Heilkräutern, auch wenn sie nicht im Krautbüschel üblich sind, allein schon durch diese Kultzeit nach dem Volksglauben eine erhöhte Wirksamkeit bekommen. So zum Beispiel die Siegwurz (*allium victorialis*), die Betonica, Verbena, *Leontodon taraxacum*, auch das

sogenannte »Frauenkorn«, welches im Frauen-Dreißiger gesät wird, soll besonders gut gedeihen. Die Cichorie sollte 1685 auf Mariä Geburt, »wann man sie in ihrer Erhöhung sammelt« (Schröder, 874) oder mit Silber ausgräbt, besondere blutstillende, stich- und wundfest machende Kraft haben; als Wegwart hieß diese auch im Lateinischen Dionysia, vermutlich wegen ihrer Beziehung zum Dionysosfeste.

Einige Pflanzen werden vom Hirtenvolke — und das ist bei diesem Volksbrauche am meisten maßgebend — von der Weihe am Frauentage ausgeschlossen. So zum Beispiel die sogenannte Einhanckenblume (Einhaklblume) (*Carlina acaulis*, nach v. Hörmann auch *Pedicularis*) in Tirol, »weil diese schon von Natur aus geweiht ist«. (Alpenburg-Bechstein, 405.) Als Mariendistel ist sie auch nicht volksüblich, denn diese Bezeichnung ist nur aus Marendistel entstellt. Sie ist der Sitz eines germanischen Totengeistes (*mar*), wie wir in unserer Volksmedizinischen Botanik (S. 110) näher auseinandergesetzt haben; es läßt sich nicht nachweisen, daß diese Eberwurz oder Marendistel »dem Donnergotte geweiht« war oder daß sie im Marienkult eine Rolle spielte. Sie kommt auch in der römischen Antike meines Wissens nicht vor.

Auch die sogenannte brennende Liebe, worunter man jede brennend rote Garten- oder Feldblume versteht (zum Beispiel *Lychnis chalconica*, *Lychnis coronaria*, die rote, sogenannte Georgine ect.), nimmt in Oberbayern nach dem Volksglauben die Kräuterweihe gar nicht an.

Auffallend ist ferner das Fehlen der Lindenblätter, des Efeus, des Bux, der Brunnkresse, der Rose etc. im Frauenbüschel.

Andererseits werden in neuer Zeit jene Blumen, welche im Frauenbüschel nur zur Zierde dienen, immer häufiger; alles, was im Frauen-Dreißiger im Garten noch stark farbig blüht oder wohlriechend ist, sogar die Blätter des Kohls, müssen sich dazu hergeben; all diese Beigaben anzuführen wäre nutzlos. Wir haben uns mit Absicht nur auf die im süddeutschen Volksbrauche hartnäckigsten, sozusagen getreuesten Bestandteile des Frauenbüschels beschränkt.

Der Volksglaube an die Segenskraft der Kultzeit erstreckt sich aber nicht etwa bloß auf die zur kirchlichen Weihe gebrachten Kinder der Flora, sondern auch auf die in dieser Zeit von den Hühnern im Stalle gelegten Dreißigst-Eier; diese halten sich nach oberbayrischem und Tiroler Volksglauben besonders lange, weshalb die Bäuerinnen daselbst sie an eigener Stelle zurückbehalten und (nach Alpenburg-Bechstein, 405) sogar die Eier auf dem Innsbrucker Markte teurer werden. Die Dreißigst-Eier haben auch nach dem Volksglauben in der Eiersuppe eine heilsamere Wirkung als andere Eier.

Aber auch noch andere altertümliche Mittel der Volksmedizin erhalten, wenn sie im Frauen-Dreißiger gewonnen werden, eine besondere Heilkraft, namentlich gewisse Mittel aus der sogenannten Organotherapie, zum Beispiel die Elensklauen (1683) als äußere Tierseele; ferner das sogenannte Herzkreuz aus dem Herzen eines im Frauen-Dreißiger erlegten Hirsches (s. d. Verf. Organotherapie, 242); die Asche vom Horn eines im Frauen-Dreißiger erlegten Hirsches (Hirschhornpulver) bildet das in der bäuerlichen Materia medica alltäglich zu findende »Hitzpulver«, ferner die Leber eines Hasen oder Steinbockes, die im Frauen-Dreißiger geschossen wurden (l. eod. 171, 174). Die Leber eines zwischen den zwei Frauentagen getöteten Wolfes oder eines wolfbissigen Hundes dient in Belgien (1896) zum Mittel, um als Dieb in Häuser einzudringen (Volkskunde, VIII, 210); dieser Glaube überträgt sich sogar auf die sogenannten Seelentiere, die unterirdisch lebenden, kriechenden und unheimlichen Tiere, darum gibt es eine

Dreißigst-Maus (l. eod. 110) und die »grausig giftige«, schön gefleckte *Bufo variabilis*,

Dreißigst-Kröte oder Höppin (l. eod. 140, 141),

Dreißigst-Otter (Reiser, l. c. II, 158),

Dreißigst-Wiesel (Panzer, Beiträge, II, 158).

Die beiden letztgenannten können um diese Zeit gefahrlos eingefangen werden.

»Zwischen den zwei Frauentagen hat sich noch nie eine Schlange getraut, sich zu zeigen« (Salins im Jura) (Rolland Faune popul., III, 37).

In Tirol versuchte das Volk sogar die Dreißiger-Kröte unter den Blumen und Kräutern versteckt bei der Kräuterweihe mitweihen zu lassen (Alpenburg-Bechstein, 405), man sieht, was der Glaube alles veranlassen kann; all diese Seelentiere sind Träger übernatürlicher Kräfte; diese besonders zu steigern, ist Aufgabe der volksmedizinischen Magier, die hauptsächlich mit dem Seelenkult arbeiten, »la magie c'est la stratégie de l'animisme« (L. Reinach). Man lache nicht über den sogenannten Aberglauben, denn der ist doch nur »la science d'autrefois«. Den gegenwärtigen sogenannten Aberglauben im Volke diesem zu erklären, wäre eine weit verdienstvollere Aufgabe als manch moderne »aufklärende« Vortragsthemata in Volksschulen.

Wollen wir schließlich als Ergebnis unserer Abhandlung zusammenfassend das Wort nehmen, so kann dieses etwa lauten:

1. Das Maria Himmelfahrtsfest stammt aus dem Orient, kam durch die christliche Kirche auch nach Rom und von da aus nach Deutschland; antiker Volksbrauch mischte sich schon in Syrien wie in Rom mit christlichem Ritus.

2. Die mit diesem christlichen Marienfeste verbundene Erntevorfeier vereinigte sich auch in Deutschland mit den schon vorher

landes- oder ortsüblichen Erntefeiern, das heißt mit dem weit älteren Naturkult, der hauptsächlich in der Versöhnung jener Seelengeister bestand, die die Fruchtbarkeit der Sippe beeinflussen.

3. Mit dem römischen Christentum zogen auch die Heilkräuter der Antike nach Deutschland. Diese, die antiken Heilkräuter, die hauptsächlich durch die Benediktiner und durch die Meierhöfe Karls des Großen propagiert wurden, bilden noch heute und vorwiegend die Blumen- und Wurzbeigabe zum Gebinde des einheimischen Sangen, der vorher schon aus Ähren und Früchten, Beeren etc. bestand und meist in Dreizahl geopfert wurde.

4. Die Zahl 7 und 9 ist ebenso römischer Import wie die Wahl des Freitags (Dies Veneris) oder Sonntags zum Eintragen der als heilkräftig geltenden Pflanzen, welche den ursprünglicheren Sangen immer mehr bis auf drei Ährenhalme verkleinerten.

5. Die hauptsächlich oder fast ausschließlich vom Weibe im bäuerlichen Wurzgarten gepflegten oder vom Felde eingetragenen Vegetabilien waren als Heilkräuter vorwiegend schon antike Kranzkräuter; soweit der einheimische Vorrat ausreichte, wurde dieser verwertet; vielfach aber wurden die antiken Kranz- und Heilkräuter durch ähnliche einheimische ersetzt; heute werden bereits die natürlichen Blumen bei der Kräuterweihe durch papierene Blumen ersetzt; dieser Zug der Ablösung und Stellvertretung geht durch alle Jahrhunderte.

6. Der Frauen-Dreißiger ist die volksübliche Feier des Todes Mariä; derselbe beschränkt sich gegenwärtig auf den katholischen Süden Deutschlands.¹⁾

7. Die Erntefeier war ehemals mit einem Seelenkult verbunden. Die Versöhnung dieser Seelengeister, von deren Huld und Gunst der Ausfall der Ernte abhing, brachte den Opfern den Wert eines übernatürlichen, das heißt durch die Communio mit den versöhnten Seelengeistern besonders wirksamen Fruchtbarkeits- und Heilmittels, welche Kraft dem letzten Teile der Ernte und den Erstlingen derselben besonders innewohnte, gleichsam »immanent« war. Älterer Seelenkult verband sich mit dem christlichen Marienkult.

8. Die Suche nach nährenden Kräutern und Pflanzen brachte einen gewissen Schatz an wirksamen Heilkräutern dem Volke zu. Da der Eintrageritus der Heilkräuter ganz analog ist zu dem Ritus beim Eintragen des Getreides und der übrigen genießbaren Früchte, so bestätigt sich damit, daß eine der Hauptquellen zur Erkenntnis der Heilkräuter die Suche nach nährenden, kräftig und fruchtbar machenden Vegetabilien war.

9. Dieser rein empirische Weg, welchen die primitiven Völker innerhalb ungezählter Generationen nur langsam zurücklegen, mußte

¹⁾ St. Beissel, S. J., Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland 1909 kennt den Frauen-Dreißiger nicht einmal dem Namen nach.

sich bei der Beziehung mit anderen Völkern, welche in Betreff ihrer Ernährung günstiger gestellt waren, etwas kürzer gestalten durch die leichtere Teilung der Arbeit. Das germanische Volk erhielt seine meisten Heilkräuter erst durch die Berührung mit den Römern und mit den romanisierten Kelten.

10. Der Segen, welcher durch die christliche Erntefeier den Erstlingen der Feldfrüchte und den durch die christlichen Klöster importierten Heilkräutern zuteil wurde, verschaffte auch der Zeitperiode des Frauen-Dreißigers, mit der die Vorernte begann, den Wert eines größeren Heil- und Fruchtbarkeitsegens.

11. Daß die christliche Maria im Frauen-Dreißiger die Rolle einer Freya oder sonst einer anderen germanischen Naturgöttin spielt, ist nicht bewiesen. Die verschiedenen deutschen Frauen- und Marienblumen haben nur Beziehung zu diesem Zeitabschnitte im landwirtschaftlichen Kalender. Der Bauer des Mittelalters verband den Segen der geheimnisvollen Naturkräfte mit dem Segen der kirchlichen Weihe, welchen die mit Opfergaben bedachte heilige Maria vermitteln sollte. Der Nimbus, der die Gottesgebälerin phantasievoll umkleidete, gab die beste Veranlassung, die antidämonischen Heilkräuter und Gewitter abwehrenden Pflanzen mit ihrem Namen in Verbindung zu bringen. In dem Fruchtbarkeitssegens seiner Felder liegt eben das Herz des auf seine Scholle angewiesenen Bauers und damit erklärt sich auch die Andauer des Frauen-Dreißigers im industrieärmeren Süden von Deutschland.

Die alten Ewiglasten der eisernen Kühe und ihre angeblichen Rechtssymbole.

Eine Untersuchung von Josef Blau, Freihöls.

I.

In Volkskunde und Kulturgeschichte spuken hie und da vor-gefaßte Meinungen, die Ergebnisse leichtfertiger Schlüsse und Hypothesen auf Grund gefälschter oder falsch verstandener, auch blind ausgelegter Berichte. Und läßt sich solch wissenschaftlicher Aberglaube gar in den Rahmen irgendeiner Hypothese einordnen, so wird er zur unumstößlichen Wahrheit. Was wurde da nicht und wird heute noch in der kritiklosen Sucht, um jeden Preis für jede Erscheinung, jedes Wort, jeden Namen eine Deutung zu finden, an gelehrtem Unsinn geleistet!

Die mit größter Vorsicht, Zurückhaltung und Selbstkritik arbeitenden Forscher haben da schon viel aufzuhellen, anzustreiten und aufzuräumen gehabt. Und mit der größten Vorsicht haben sich gerade die Volkskundler in aufstoßenden Fragen zu wappnen. Ihre Wissenschaft hat, von den älteren Stiefschwestern Geschichte und

Philologie zurückgesetzt oder doch wenig beachtet, bisher ein richtiges Aschenbrödelwesen geführt, ist viel zu lange einseitig und da nur sammelnd und nicht verarbeitend betrieben worden, und sie ist doch so vielgesichtig und faßt so viele verwandte Gebiete in ihren weiten Begriff.

II.

Eisern Vieh.

Man hört ab und zu die viehlose Wirtschaft preisen. In Fachzeitschriften wurde diese Frage wiederholt erörtert. Unseren Vorfahren wäre diese Betriebsweise ein Greuel gewesen, und sie lebten doch gewiß in einer Zeit mit geringem Fleischverbrauch und niedrigen Preisen. Ihr Vieh war ihr Alles. Grund und Boden galt nichts ohne »das liebe Viehlein«. Selbst Weib und Familie mußten vor dem Vieh zurückstehen. Ich kannte einen Bauer, der, als ihm Weib und Kuh erkrankten, erst zum Tierarzt in die Stadt und dann erst zum »Doktor« in den Nachbarort ging, wo aber sein Kummer ihn den Tag nimmer aus dem Wirtshause fortließ. »Das Weibersterben tat ihn ja nicht verderben, aber das Viehverrecken, das bringt den Bettelstecken.« Weib kriegt er wieder ein anderes und noch Geld dazu.

Der Besitz des Mannes wurde in alter Zeit nach seinem Reichtum an Vieh geschätzt. Von lat. pecus (Vieh) kommt unser pecunia (Geld) und von ihrem Viehbesitz (fe-od) wurden unsere Feodalherren so mächtig. Vieh war Geld und mit Vieh zahlten auch die alten Tschechen einst vor elfhundert Jahren ihren jährlichen Tribut an Herrn Karl.

Grund und Boden ohne Vieh darauf war ödes, totes Land. Deshalb wurde bei Verpachtungen, in denen man den Hof samt Vieh und Fahrnis — früher allerdings seltener als heute — in fremde Hände gab, darauf gesehen, daß am Ende der Pachtzeit der ganze Beilaß wieder vorhanden sei. So wurde zum Beispiel bei der Verpachtung des sogenannten Bruckhofes im alten königlichen Freigericht Hammern um 1750 ausdrücklich bestimmt, daß, wenn eine Seuche das sämtliche Vieh des Hofes wegraffen würde, dieses vom Pächter zu ersetzen sei.¹⁾ Wo öfter Meierhöfe verpachtet wurden, erhielt schon in alten Zeiten der feste Bestand an Beilaßinventar nach dem hochgeachteten, am stärksten bindenden Metall den Beinamen »eisern«. So wurde Vieh eisern und es hieß im Spruche: »Eisern Vieh stirbt nicht.«

Jakob Grimm unterscheidet Eisergut und Rupfgut. Er definiert den Begriff »Eisern Vieh«: Zuchtvieh oder hausvieh, das von dem hofsherrn oder von dem pächter beständig erhalten, das heißt nach dem tod alsbald wieder durch ein gleiches stück ersetzt werden muste, hieß eisernes, stählernes, ewiges.²⁾

¹⁾ Altes Grundbuch in Neuern.

²⁾ Jakob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, II, 593.

Bei Grimm finden sich weitere Belege und Quellenverweise zu unserem Rechtsbrauche; auch in unserer Zeitschrift, VII., S. 60, wo k. k. Konservator Richlý Zitate aus der agrarischen Literatur des 18. Jahrhunderts mitteilt. Grimm erwähnt auch Ewiggänse; unsere Zeitschrift (X., S. 140) ebenfalls Federvieh als eisernes Vieh eines Meierhofes bei Poděbrad.

Außer der Furcht vor Krieg und Seuchen, die ihm sein liebes Vieh raubten und hinmordeten und die ihm lebenslang keine Ruhe ließ, kam mit dem nahenden Tode auch die Angst vor dem Jenseits immer drängender an seine Seele. Und wie Könige und Adel der Kirche Gotteshäuser, Klöster, Ländereien und Höfe als Seelgeräte stifteten, um sich Stufen in den Himmel zu bauen, vermachte der abgelebte Bauer, dessen Kultus immer agrarischen Charakter hatte, der Kirche seine Leibtumkuh; meist zur Erhaltung des ewigen Lichtes, das ja mit Schmalz genährt wurde, oder zur Beschaffung von Wachszinsen für Altarlichter.

Für die Unterbringung des so an die Kirche gefallenen Viehs hatte sich die Form des Bestandes (der Vermietung) eingebürgert. Sie entsprach einem wirtschaftlichen Bedürfnis vergangener Jahrhunderte. Die so häufigen Seuchen, die nicht selten den Viehstand ganzer Höfe, ja ganzer Dörfer und Gegenden dahinrafften, machten, da die Mittel zum Ankauf von Vieh aus entfernteren Tälern meist mangelten, Ersatz durch Borgschaft und Pachtung nötig, Zustände, die auf eine uralte Stufe unseres Kreditwesens zurückweisen.

So waren im Jahre 1713 die Untertanen der Herrschaft Teinitzl (Klattauer Kreis) nach einer verheerenden Seuche¹⁾ genötigt gewesen, für 1610 Gulden Vieh anzukaufen und noch 1173 Stück fremdes Vieh aufzunehmen, um die herrschaftliche Robot und ihre Wirtschaft bestreiten zu können. Nach zwölf Jahren besaßen diese Bauern erst 1148 Stück eigenes Vieh und bangten vor der Rückforderung des gegen Zins ausgeborgten Bestandviehs.²⁾

So gab auch die Kirche geopftes oder aus Opfergeldern gekauftes weibliches Rindvieh, doch auch Schafe zu bedürftigen Leuten gegen jährlichen Zins in Nutzung.

Die nachfolgend angeführten Beispiele mögen für das Alter und die Ausbreitung dieser Uebung zeugen, aber auch für deren Art, Form und Zweck.

In seiner Darstellung des alten kirchlichen Lebens in Böhmen sagt Winter:³⁾

»Zu den jährlichen Einkünften der Kirchen gehörten vielleicht überall Kühe, welche sich das Kirchenvermögen kaufte oder erbt

¹⁾ Nur solche Leute, die die grauenhaften Verheerungen der Viehseuchen in verflossenen Jahrhunderten und deren Folgen auf alle Verhältnisse im Lande nicht kennen, vermögen über die heute so peinlich strengen Abwehrmaßregeln der Regierung zu spotten.

²⁾ Landesarchiv, Katasterrevision 1725, Dominium Deschenitz-Teinitzl.

³⁾ Winter, Život církevní v Čechách, Prag 1895. S. 533.

und gleich vermietet. Von den Kirchenkühen zahlte, wer sie in Bestand nahm, im 15. Jahrhundert 2 bis 3 Groschen, aber nicht nur während des Lebens der Kuh, sondern die Zahlung blieb auf dem Hause immerfort. Nach deren Tode wurde aus der lebenden Kuh eine eiserne, obwohl sich jeder mit einer größeren Summe aus dieser Pflicht lösen konnte. Im 16. Jahrhundert war der Zins von jeder Kuh 4 bis 5 böhmische oder 10 Meißner Groschen. In Mähren trug eine eiserne Kuh in den Jahren 1614 bis 1624 $7\frac{1}{2}$ weiße Groschen. In manchen Orten betrug der Zins jährlich 1 Pfund Wachs; falls dieses nicht gebraucht würde, aber 10 Groschen Meißnisch. So waren in Hermann-Městetz 1495 die eisernen Kühe für 1 Pfund Wachs vermietet.

1535 vermachte Johann, ein alter Wagmeister im Teinhofe, der St. Benediktikirche 11 Schock Meißnisch; dafür sollten drei Kühe gekauft und diese so in Bestand gegeben werden, daß von jeder auf ewige Zeiten jährlich 1 Pfund Wachs zum ewigen Lichte gezinst werde.

Die Prager Kirchen gaben ihre Kühe auf die Dörfer in Bestand. Die Kirche St. Laurenti auf dem Aujezd hatte ihre Kühe zum Beispiel in Makotřas; 1594 übertrug sie solche auch nach Smichow.

Jonas Česvan aus Mostitz gab 1585 der Kirche von Ingrowitz (Mähren) zwei Kühe mit der Bestimmung, daß ihr Nutznießer jährlich 15 Groschen an die Kirchenkassa zahle, von welchen 10 Groschen auf Licht und 5 Groschen den Armen gehören sollten; weiters habe derselbe jährlich 5 Groschen zur Reparatur der Kirche zu leisten. Diese Kühe sollten nur den Allerärmsten in Pflege übergeben werden. Dieselben hätten sie nach vorheriger Kündigung wieder zurückzugeben oder mit 2 Schock Groschen zu bezahlen. Er machte diese Stiftung, weil seine Frau und seine zwei Töchter in diesem Gotteshause begraben lagen.¹⁾

Die Anzahl der eisernen Kühe war in den einzelnen Pfarrsprengeln recht verschieden. So zählte man in Běla bei Turnau 1503 nur 5, in Pardubitz 1561 15, in Přelouč aber 1612 gar 67 Kirchenkühe. Letztere Zahl wird aber weit übertroffen von den laut Urbar von 1748 auf den Höfen der Herrschaft Poděbrad lastenden Kühen, welche damals 279 Stück betrug. Von jeder zahlte man 1 Pfund Wachs oder 15 bis 39 meißnische Groschen. Neben den Kühen gab es dort auch eiserne Kälber, deren Preis mit 5 Schock angegeben ist und von welchen der Zins 20 meißnische Groschen betrug. Auf den Bauerngütern lasteten zudem noch 35 eiserne Schafe sowie 40 Kirchenhühner.

Nach der Kirchenrechnung des Städtchens Klentsch bei Taus vom Jahre 1617 besaß die dortige Kirche St. Martini 52 Kühe, von denen 14 in Meigelshof, 18 in Possikau und 20 in Klentsch selbst

¹⁾ „Český Lid“ IX, S. 224. Die Nachricht von einer weiteren Stiftung einer Kirchenkuh zu Krems bei Budweis enthält das weiter unten abgedruckte Promemoria.

untergebracht waren. Von jeder Kuh wurde ein Jahreszins per 4 Groschen gezahlt. Dabei ist bemerkt, daß im vorigen Jahre Jan Brouček, Rektor, eine der in Meigelshof stehenden Kirchenkühe verkauft habe, für welche der Kirche 3 Schock Groschen abzuführen seien. 1705 besaß die Klentscher Kirche nur mehr 46 Kühe.¹⁾

Um 1630 gehörten laut Register der Pfarre Lautschim (Bezirk Taus) folgende »Krávy zadušní« (Kirchenkühe) zu den Einkünften derselben:

In Putzeried	28	mit einer Zahlung von	9 Schock	20 Groschen
» Melhut	13	» » » »	9 »	20 »
» Lipkau	16	» » » »	4 »	20 »
» Lautschim	31	» » » »	10 »	20 »

Zusammen 88 mit einer Zahlung von 33 Schock 20 Groschen.

Hier waren die Zinse bei den einzelnen Kühen sehr verschieden. In der Pfarre Krems bei Budweis mit 122 Ewigrindern wurden 4 Groschen 4 Pfennige vom Stück gezinst.

In dem Gedenkbuch der Pfarre Nemičoves bei Jičín sind aus dem Jahre 1685 einige merkwürdige Einzelheiten über die eisernen Kühe eingeschrieben. Erstens das Verzeichnis der Höfe, auf denen die 18 Kühe lasteten, von deren jeder 30 Kreuzer abgeführt wurden. Früher gab es hier 21 Kühe. »In der Zeit der Ketzerei und des Krieges wechselten die Wirtschaftler häufig und einer verkaufte oder zederte ohne Wissen der Herrschaft dumm und gewissenlos solche Kühe. Der Pfarrer Johann hatte zwei derselben zu sich genommen, die raubten ihm die Soldaten. 1633 schenkte der Bäcker von Miličoves eine Kuh, welche der Wagner Wenzel Sigmund benützte. Der aber führte statt ihrer an einen anderen ein Kalb ab, das auf der Weide zugrunde ging.«²⁾ Aus diesen Daten ist ersichtlich, daß eine Kuh bei ihren Lebzeiten und zur Zeit ihres überlieferten Ersatzes in einem anderen Viehstück noch eine ziemlich bewegliche Last war. Das als Kirchenkuh geltende Viehstück beim Hofe konnte oft bei Verkäufen nicht mehr mit übergeben werden, weil es einfach nicht mehr vorhanden war. Da blieb dann die Last eisern auf dem Hofe liegen. Jeder Besitzer zahlte doch lieber die geringen Zinsen, als das für ihn große Kapital, denn das Interesse am Hofbesitze war vorzeiten kein so großes wie heute; mußten doch nicht selten die Bauern noch im 18. Jahrhundert durch Zwang und Eide auf ihren Gütern festgehalten werden.

In Neuern (Böhmerwald), wo der Pfarrkirche 1713 87 solcher Kühe gehörten, die alle bei Pfarrkindern gegen einen Zins von je 17 Kreuzer 3 Pfennig in Nutzung waren, behielt sich 1690 bei dem Kauf einer Wirtschaft der Käufer von der Kaufsumme 3 Gulden 30 Kreuzer zurück, »weil er für die auf dem Hause haftende Kirchenkuh eine andere Kuh in die Stelle zu schaffen schuldig«.

¹⁾ Baar und Teplý, Klenčí, Městečko na Chodsku. V Praze. 1909. S. 35.

²⁾ „Český Lid“, XI, S. 486.

Sieben Jahre später wurde bei einem ähnlichen Anlaß die Kirchenkuh mit 7 Gulden vom Kaufpreis abgerechnet, »weil der Käufer keine bekommen und dieselbe doch auf dem Hofe zu verzinsen bleibt«.

Im folgenden Fall wurde aber anders vorgegangen und der Verkäufer mit der fehlenden Kuh belastet: »Was die auf dem Hause haftende Sal: Ven: Kirchenkuh anbelangt, weilen solche Georg Lang empfangen und wiederum verkauft« (dieselbe also bei der Übergabe nicht da ist), »wird diese gedachter Lang zu stellen oder aber, wie gebräuchlich, im Amte mit zweien tauglichen Bürgern der Kirche zu versichern schuldig sein.« Dieses Versichern geschah um 1692 in den Grundbüchern der Bistritzer Herrschaft (ehemals Klattauer Kreis) besonders häufig und es findet sich fast bei jedem dritten Hofe eine solche Anmerkung.

Über das Vorkommen ähnlicher Ewiglasten und Kirchenkühe finden sich aus Böhmen noch Nachrichten aus Kladrau,¹⁾ Falkenau,²⁾ Janowitz,³⁾ Langendorf,⁴⁾ Aussig und vielen anderen Orten;⁵⁾ dann aus Steiermark (Heilige Kühe, Kirchenkühe und Kirchenschafe)⁶⁾, Tirol,⁷⁾ Thüringen⁸⁾ und Süddeutschland (Ölkühe).⁹⁾

Waren die Kirchenkühe in früheren Jahrhunderten faktisch gewidmete Tiere, welche die Kirche weiter vermietete, so gab diese später aus den angesammelten Zins- und Opfergeldern zahlreiche bare und Naturaldarlehen, letztere nach Gewährsmännern in Form unserer Kühe.¹⁰⁾ Die alten Kirchenrechnungsbücher der Herrschaft Bistritz verzeichnen eine Unmenge, oft in ganz kleinen Beträgen, bis in entlegene Orte des Gutsgebietes auf Bauerngütern aushaftende Kirchengelder.

Noch ein Beispiel aus späterer Zeit: Als eben 1710 die Waldhufenkolonie Eisenstein aus dem Urwalde gegründet worden war, versicherten die zwei Eheleute von der Pöschl-Einöd der Kirche 10 Gulden Kapital, das sie zur Erkaufung einer Kuh übernommen hatten. Wenn dieser Fall auch nicht zur Errichtung einer Ewiglast geführt hat, so ist er doch anschaulich für das oben Gesagte.

Durch ihre Kühe und Gelder hat die Kirche in einer Zeit, da der arme Bauer nirgends Kredit finden konnte, viel Trost und Segen

1) Mitteil. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen. Prag. Jahrg. 33, S. 176.

2) Rietsch, Stadtbuch von Falkenau. Prag 1896. S. 40. 15. Jahrhundert.

3) Katas er im Landesarchiv. Dominium Bistritz. Geistl. Bekenntnis 1713.

4) Ebenda. Stadt Schüttenhofen. Geistl. Bekenntnis 1713.

5) Unsere Zeitschr. VII, S. 57 ff. (Ričlý); X, S. 129 ff. (Blau).

6) Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, Berlin, VIII (Weinhold); Khull-Unger, Steir. Wortschatz. S. 388.

7) Weinhold im VIII. Jahrg. Zeitschr. f. Volkskunde, Berlin; Unsere Zeitschr. XII, S. 150.

8) Ebenda.

9) Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch. Stuttgart 1880.

10) Nach Winter, Registrator Květon - Krumau, dann den Pfarrern Teplý und Baar in ihrem Buche über Klentsch.

gespendet und vielen Familien in vieh- und geldarmen Zeiten die Existenz ermöglicht.

Die neue Zeit, die mit so viel ererbtem Schutte aufgeräumt, zerbrach auch diese eiserne Ewiglast. Der Erlaß der k. k. Statthalterei in Prag vom 25. Februar 1867, Z. 64.263, gab die Bewilligung zur Ablösung der alten Kirchenkühe. Als Grundlage der Ablösung war der fünfprozentige Zinsfuß zu nehmen, so daß die Lasten mit der Zahlung des entsprechenden Betrages erloschen.

Diese sind aber bis heute noch nicht von allen Höfen abgelöst und die Herren Patronatskommissäre haben noch immer hie und da »eiserne Kuhzinse« einzuheben; Zinse von Schuldsigkeiten, die wie Ruinen aus alter Zeit in unser Jahrhundert hereinragen, auf deren Gemäuer die blaue Blume der Romantik sprießt, in deren Gewinkel die Sage spinnt; die erzählt den Kindern unserer Tage fabelhafte Dinge von den uralten eisernen Kühen, die, wie wir wissen, deren Ahnen einst goldene gewesen.

III.

Die eisernen Opfertierfiguren.

Wir haben gesehen, wie die Sorge um sein Seelenheil den Bauer zur Besenkung der Kirche mit nutzbaren Haustieren führte; seine Sorge um das liebe Vieh führte zu einer anderen Gestaltung seines Kultus, die aber nicht minder interessant ist, zur Verehrung der Viehpatrone, als deren mächtigste St. Veit, St. Stephan, St. Leonhard, St. Martin, St. Wendelin und St. Patrizius galten und von denen jeder seine Landschaft und sozusagen sein Ressort hatte. Bei den Bajuwaren stand namentlich St. Leonhard in Ansehen. Sein Bild fehlt in keiner Dorfkirche. Seine Patrozinien sind merkwürdige Wallfahrtsorte geworden. Hier konnte man neben mancherlei anderen volkskundlich wichtigen Gegenständen Bilder sehen, die, auf Holz gemalt, den ganzen Viehstand oder einzelne Viehstücke eines Hofes darstellen, dabei die ganze Familie des Bauers mit Rosenkränzen kniend und den Heiligen darüber abgebildet, samt Jahreszahl und Inschrift; die Tür der Kirche mit Hufeisen benagelt, die hieher verlobt worden waren, worüber noch schriftliche Belege zu finden. In den Kirchen dieses Heiligen, dem überhaupt eine besondere Vorliebe für das Eisen zugeschrieben wurde — zerbrach er doch auch die Ketten der Gefangenen — finden wir große Mengen eiserner Tierfiguren von geradezu prähistorischer Gestalt.

Diese Modelle, welche im Laufe verflossener Jahrhunderte zur Zeit von Viehseuchen ex voto geopfert wurden (wie man heute noch wächserne Kühlein, Menschengestalten, Köpfe, Arme, Beine, Augen, Herzen u. s. w. in Wallfahrtskirchen darbringt), bis sich ganze Vorräte an solchen bei den Kirchen der Viehpatrone ansammelten, werden heute nicht mehr erzeugt. Sie werden nach einem heute sehr

wenig mehr bekannten und noch vereinzelter geübten alten Brauche nebst der Geldspende zum Altar getragen und auf diesem niedergelegt.¹⁾

Weil die Entstehung und Verwendung unserer Tierfiguren als Votive dem Publikum in außerbayrischen Gegenden so sehr unbekannt, dafür aber in den ehemaligen böhmischen Erbländern die Ewiglast der sogenannten eisernen Kühe, wie oben gezeigt, ungemein verbreitet ist und selbst diese für Uneingeweihte etwas Romantisches, Legendäres hat, was lag da näher, als daß jede einzeln auftauchende eiserne Kuhfigur sofort in direkte Beziehung zu den eisernen Kühen auf den Höfen gebracht wurde?

So wurde, und weil doch alles erklärt sein muß, auch eine im fürstlich Schwarzenbergischen Archiv aufbewahrte eiserne Kuhfigur als Symbol einer solchen Ewiglast angesprochen.

Oder noch genauer:

»Diese eiserne Kuhfigur ist das Symbol eines Ewigzinses von einer auf einem Bauernhofe lastenden eisernen Kuh und wurde zum Zeichen der Ewiglast mit Nägeln an der Wand des Hauses befestigt.«

So wurde mir eine Tierfigur erklärt, die sich, an einem Brettchen befestigt, in Náprsteks Gewerbemuseum in Prag befindet. Darunter steht eine geschriebene Erklärung mit Verweis auf eine Mitteilung über Ewiglasten im »Český Lid«, die aber weder zu der Figur noch zu der Erklärung als Symbol der Last in Beziehung steht. Überhaupt ist von einer solchen Bedeutung, noch von der mir berichteten Anheftung einer solchen Figur nirgends in den Urkunden noch in der Literatur die Rede. Auch Konservator Ríchlý fand hierüber nicht die geringste Andeutung.²⁾

Im X. Jahrgang unserer Zeitschrift habe ich eine ziemlich eingehende Studie über »Die eisernen Opfertiere von Kohlheim« veröffentlicht, in der ich auch die damals vorhandene Literatur und die Verbreitungsorte des Brauches bekanntgab, auch Daten über die fälschlich hiehergezählte Last der eisernen Kühe brachte, welche deren Nichtzusammenhang mit unseren Votiven dartun sollten.

Die »Literarische Beilage« der »Mittel. des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen«, Prag 1905, S. 42, enthielt eine Besprechung der kleinen Arbeit. Der Referent sagte darin nach kurzem Berichte über die Votive, quasi ich hätte dieses geschrieben: »Die sogenannten Kühe hatten aber noch eine andere Bedeu-

¹⁾ Näheres hierüber brachte unsere Zeitschr. V, S. 70 bis 79, VII, S. 60 ff.; X, S. 129 ff., XIII, S. 32; die Mittel. der Anthropol. Gesellsch. Wien, XXIII, Peez, ferner XXV und XXX; die Zeitschr. für Volkskunde, Berlin 1899, S. 325; Volkskunst und Volkskunde, München, I, S. 112; Beiträge zur Anthropol. und Urgeschichte Bayerns, IX, S. 109, XI, S. 46; »Český Lid«, IX, S. 224, X, S. 144, XIV; Peez, Erlebt, erwandert. Wien 1899, S. 67 ff. Ganz besonders wichtig: Andree, Votive und Weihgaben des kathol. Volkes in Süddeutschland. Braunschweig 1904.

²⁾ Unsere Zeitschr. VII, S. 57 ff.

tung. Sie waren das Symbol für solche Kühe, welche von einer Stiftung oder Herrschaft dem Bauer gegen Zahlung eines Jahreszinses überlassen wurden u. s. w.«

Auf meine verwunderte Anfrage schrieb mir der Referent Dr. Horčíčka, er hätte im fürstlich Schwarzenbergischen Archiv in Krumau ein solches Figürchen gesehen und das sei ihm in der angegebenen Weise erklärt worden. Auch ein altes Kirchenzinsregister der Aussiger Kirche habe ihn — und zwar schon vorher — zu der Meinung geführt.

Der Einblick in dieses Register, das, wie die Aufschreibungen von vielleicht hundert anderen Pfarreien in Böhmen, die Zahl der zugehörigen eisernen Kühe verzeichnet, im Zusammenspiel mit der Krumauer Legende über eine vereinzelt Figur hatte ihm offenbar genügt, um sämtliche eisernen Motivfiguren unsrer bayrischen Landkirchen als solche Symbole zu erklären.

Ich schrieb nun an das fürstlich Schwarzenbergische Archiv in Krumau und bat um Aufklärung über Herkunft und Geschichte der dort aufbewahrten Eisenfigur. Herr Zentralarchivar Groß, der sich selbst sehr für dieselbe interessiert,¹⁾ hatte die Güte, mir mitzuteilen daß die Figur aus dem Pfarrhofe in Krems bei Budweis stamme und daß sie der seither verstorbene Registrator Jakob Květon, welcher oft als herrschaftlicher Patronatskommissär fungierte und im Gebiete der kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten sehr bewandert war, erworben habe. Herr Květon widmete die eiserne Kuh Seiner Durchlaucht dem regierenden Fürsten Adolf Josef v. Schwarzenberg und legte dem hohen Herrn zugleich eine Denkschrift über die Bedeutung und Herkunft dieser Figur vor. Mit Bewilligung Seiner Durchlaucht des Herrn Erbprinzen Johann zu Schwarzenberg teilte mir Herr Zentralkommissar Groß ein Abschrift dieses Gutachtens mit. Dieses ist in mehrfacher Hinsicht interessant; ich bringe es hier zum Abdrucke:

Promemoria über die »Eiserne Kuh«.

Im Volksmunde ist der Ausdruck »Eiserne Kuh« als eine uralte standhafte Zinsleistung oder Schuldigkeit allgemein bekannt, ohne jedoch auch den wahren Ursprung hievon näher bezeichnen zu können. Der »Eiserne Kuhzins« haftete oft seit undenklichen Zeiten meist ob rustikalischen Realitäten²⁾ zu Handen der Pfarrkirche, mitunter auch einer zugehörigen Kapelle, oder aber für andere Humanitätsinstitute,³⁾ und weil ein solcher Zins bis zum Jahre 1869 gar

¹⁾ Im „Oblas od Nežarky“ (Neuhaus 1899, Nr. 48, 49) wiederholte Herr Groß die Meinung Květons von der symbolischen Bedeutung, die aber im VII. Jahrgang unserer Zeitschrift vom Konservator Ríchlý (S. 57 ff.) bis zur Beibringung konkreter Beweise angezweifelt wurde.

²⁾ Alte Bauerngründe im Gegensatze zu den dominikalen oder emphyteutischen Besitzen.

³⁾ Ein Beispiel zugunsten eines Spitals etc. ist mir aber nicht bekanntgeworden.

nicht ablösbar gewesen, bedeutete das Epitheton »Eiserner Kirchen-Kuhzins« ganz richtig eine endlose, hart drückende Last oder Verpflichtung.

Die Kuhspenden selbst waren Legate von frommen greisen Eingepfarrten, gewöhnlich aus der Klasse der Ausgedinger, die, für ihr Seelenheil besorgt, die wertvollste Habe, ihre letzte Melkkuh, der Mutterkirche am liebsten verehrten.¹⁾ Weil jedoch die soartig bestiftete Kirche die lebende Melkerin nicht selbst auszunützen vermochte, dahingegen verarmte Anwärter um Überkommung derselben in die zeitliche Miete sich oft stritten, war für die Kirche jede Gefahr der nutzbringenden Verwendung im vorhinein beseitigt.²⁾

Die aus Schmiedeeisen geformte Kuh, wie sich unsere Reliquie repräsentiert, vertrat alsdann die Stelle der Konvention oder des Kontrakts zwischen der mit einer Kuh in natura bestifteten Kirche einer- und dem jeweiligen, zeitlichen Nutznießer derselben andererseits. Der Pfarrer als nächster Kirchenvorstand übergab gleich nach erfolgter Vereinbarung solch eine eisengeformte Kuh mit dem gemessenen Auftrage dem Mieter: darüber zu wachen, daß er die lebende Melkerin stets in ordentlichem Stande erhalte und das eiserne Symbol als Bewähr seiner Zinspflicht so lange unbeschadet verwahre, bis er die übernommene Melkkuh zurückstellen werde.³⁾

Der Kirchenvorstand führte über die kontraktmäßig vermieteten Kühe und den hievon einlaufenden Jahreszins ein spezielles Register, auf Grund dessen er die Nutznießer öfter kontrollierte, den Zins einhob und bei der von Zeit zu Zeit gepflogenen Abrechnung mit den Kirchenvätern in die Kirchenlade abführte.

Hatte sich mit der Zeit der Kuhnutznießer, respektive Mieter aufgeholfen und konnte er die Kuh der Kirche in natura rückstellen, wurde ihm dies ohneweiters gestattet, nur mußte derselbe neben der lebenden Kuh auch das in Händen habende eiserne Kennzeichen⁴⁾ an den Kirchenvorstand gleichzeitig mit ausfolgen, welcher dann beides dem notdürftigsten Petenten unter gleichen Bedingungen überantwortete und im Vormerkregister berichtigte.⁵⁾

Geschah es jedoch, daß ein Mieter die übernommene lebende Kirchenkuh nicht in natura rückstellen oder mit einer anderen nicht ersetzen konnte, was häufiger der Fall gewesen, so mußte er

1) Květon weiß von einem Ankauf solcher Kühe aus Opfergeldern nichts, während Těplý und Baar wieder von Kuhspenden nichts wissen.

2) Květon sucht die Sache plausibel darzustellen. Auch in den folgenden Sätzen.

3) Ist durch keinen einzigen konkreten Fall zu beweisen. Man vergleiche, wie unten Höflers Hypothese geradezu das Gegenteil annimmt.

4) Wozu das Kennzeichen? Der Fall war ja eingeschrieben. — Herr Zentralarchivar Groß, der die von Květon durchgesehenen Kirchenbücher ebenfalls studierte, fand in diesen keine Erwähnung des Symbols oder des hier dargestellten Vorganges mit dem »Kennzeichen«.

5) Unsere Altvordern haben ihre Bücher nicht so genau geführt, wenn sie überhaupt »Vormerkregister« hatten. Es hat sich übrigens kein Fall freiwilliger Zurückgaben überliefert.

und dessen Besitznachfolger die anfänglich in das Anwesen gelangte Melkkuh fortan verzinsen. Und als bekanntlich unsere Altvordern mit Mißjahren, mit Notstand und dergleichen Unbilden mehr denn jetzt zu kämpfen hatten, durfte es ihnen nicht verargt werden, wenn sie mitunter neben der ersten eine zweite, dritte und noch mehrere Kirchenkühe gegen eine gleichmäßige Miete und Haftung sich erbaten und zur Nutznießung erhielten.

Im Kirchensprengel Krems (Amtsbezirk Böhmisches-Krumau), wo im Jahre 1870 unser Originalschaustück vom damaligen Pfarrer Johann Plevka erbeten wurde, zählte man laut Kirchenrechnungsbuches für die Jahre 1656 bis 1671 im Jahre 1656 bei der Pfarrkirche Sancti Michaelis 110 eiserne Kühe, bei der alldortigen Kapelle St. Ursulae 11 eiserne Kühe¹⁾ und ist im Jahre 1666 für die Kirche eine weitere eiserne Kuh unter Anführung nachstehender Empfangnahme zugewachsen:

»Přzjem 1 krávy od Worssily Forkowé, mlynářzky k zádussj křzemežskému odkázané, která N. Tkaldczy Křzemežskému do nagmu dána.«²⁾

Die Kremser eisernen Kirchenkühe wurden von alters her bis im Jahre 1870³⁾ mit 4 Kreuzer 4 Pfennige per Stück jährlich verzinst und sind alsdann mit dieser Bewertung zur Ablösung gelangt.

Noch sei hier erwähnt, daß unsere »Eiserne Kuh« in der Jubiläums-Landesausstellung zu Prag 1891, als das einzige Exemplar in seiner Art in der retrospektiven Abteilung vertreten, sehr in Gefahr stand, nicht mehr zurückzukehren.⁴⁾

Böhmisches-Krumau, den 27. April 1893.

Jakob Květon m. p.
Registrator.

Die Verfolgung der Spur der Krems-Krumauer Eisenfigur hat also zu keiner Bestätigung der an sie geknüpften Ueberlieferung geführt.

Wenden wir uns der in Prag aufbewahrten Eisenfigur zu!

Dieselbe wurde laut ihrer Begleitschrift von Fräulein Anna Pavrovský, Lehrerin in Prag, dem Museum gespendet. Nachdem ich die nähere Adresse des Fräuleins erfahren hatte, wandte ich mich an selbes in einem ausführlich orientierenden Schreiben, in welchem ich um genaue Auskunft über die Herkunft der Tierfigur und um Mitteilung der sich daran knüpfenden Ueberlieferung bat. Das

¹⁾ Zusammen also 121 eiserne Kühe!

²⁾ Deutsch: Empfang einer Kuh von Ursula Fork, Müllerin, zur Kremser Kirche vermacht, welche dem Kremser N. Weber in Bestand gegeben wurde.

³⁾ Die Ablösungsbewilligung wurde von der Statthalterei schon 1867 erteilt.

⁴⁾ Diese Figur ist im VII. Jahrgang unserer Zeitschrift bei der Abhandlung des nun bereits verstorbenen k. k. Konservators H. Richlý über Opfertiere (unter Nr. 10 der Tafel) abgebildet.

Fräulein schrieb mir am 13. April 1907 folgende freundliche Auskunft:¹⁾

»Das Figürchen der eisernen Kuh, welches ich dem Náprstek-Museum spendete, kaufte ich vor beiläufig vier Jahren von Herrn Němec, Schlosser auf der Kleinseite in der Thomastgasse, welcher eine kleine Sammlung alter Schmiede- und Schlosserarbeiten besitzt. Ich fragte ihn damals, woher das Figürchen sei und wozu es dient. Er sagte mir, daß er es von einem Läufer (od jakéhosi ‚běžeč‘) gekauft habe; solche Leute brächten ihm zeitweise ein metallenes Altertum, sagten aber nie die Wahrheit, woher die Sache sei, damit er die Spur nicht verfolgen könne.

Herr Němec erklärte weiter:

Diese Figürchen sollen (hör' ich, pry) einst an der Behausung des Hofes, von dem erbliche Zinsungen der Kirche abzuführen waren, festgenagelt gewesen sein. Man tat das, damit der Besitzer des mit der Zinsung belasteten Hofes seiner Pflicht nicht vergesse.

Ich (Fräulein Pavrovský) wollte diese Behauptung des Herrn Němec über den Zweck des Figürchens von einer Autorität gestützt haben, weshalb ich damals in tschechischen kulturhistorischen und volkskundlichen Schriften alle Nachrichten über die Institution der ‚eisernen Kuh‘ durchlas; aber nirgends fand ich etwas über ihre symbolische Bedeutung.

Es wäre für mich,« schreibt das Fräulein weiter, »eine Ehre und eine Freude, wenn ich ein wenig zur Aufhellung dieser Sache beitragen könnte. Ich erkundigte mich in den letzten Tagen bei allen Prager Altertumshändlern und auch bei Alteisenhändlern, ob ihnen nicht manchmal ein ähnliches Figürchen in die Hände gekommen sei — erhielt aber überall eine verneinende Antwort. Nicht einmal Herrn Němec war außer jenem, das ich gekauft hatte, ein anderes Figürchen mehr gebracht worden; dieser meinte jedoch, daß sich solche auf dem böhmischen Lande draußen finden würden, am ehesten in Mähren.

Das ist, was ich von der Sache weiß.«

Auch diese Nachforschung, in welcher ich durch das Prager Fräulein so energisch unterstützt wurde, führte zu keinem Beweise der angeblich symbolischen Bedeutung dieser Figuren.²⁾

Eine ganz andere Meinung bezüglich der in den Kirchen vorhandenen Eisentiere hegt Herr Hofrat Höfler-Tölz, der im Gegensatze zu den vorgenannten, mit dem Wesen der Opfertiere nicht bekannten Erklärern Němec und Květon und deren Vorsagern und Nachbetern

¹⁾ Hier übersetzt.

²⁾ Auch Jakob Grimm erwähnt in seinen Rechtsaltertümern nichts von einem ähnlichen Vorgange; ebenso nicht die Seite 60, Jahrgang VII unserer Zeitschrift angeführten Zitate aus älteren Enzyklopädien.

den Lesern unserer Zeitschrift und in der Welt der Volkskundler als langjähriger Arbeiter und tiefgehender und erfolgreicher Forscher auf dem Gebiete der Opferfiguren vertraut ist. Hofrat Höfler schrieb mir unter dem 7. November 1904:

»Ich fasse die eisernen Kühe in den Kirchen auf als die symbolischen Opfergaben der lebenden Kühe, die im Stalle verblieben, da der Pfarrer nicht alle gleichzeitig geopfert Tiere selbst nähren konnte; der Anspruch auf das lebende Opfertier wurde so durch das eiserne Vieh ewig, immerdauernd, bis der Opfer- oder Zinspflicht Genüge getan ward. Nach und nach waren natürlich so viel eiserne Vieher da, daß man sie beim bloßen ex voto nicht mehr herzustellen brauchte; der Name des eisernen Viehes der Kirche übertrug sich auf das Zinstier im Stalle auch ohne die gleichzeitige Aufstellung eines stellvertretenden Symbols in der Kirche. Der Name ‚Eiserne Kuh‘ ist haften geblieben an dem Nutzen aus einer Kuh, dessen Rechtssymbol früher in der Kirche gestanden hatte. Die Reformationszeit wird diese Symbole hinweggefegt haben unter Beibehaltung der tatsächlichen Zinsenlasten. Beim evangelischen Pastorat zu Britswerth in Friesland wurde bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts eine eiserne Kuh aufbewahrt. Wenn die Leidtragenden bei einem Sterbefalle dem Geistlichen eine lebende Kuh übergeben hatten, damit er für des Verstorbenen Seelenruhe bete, blieb die lebende Kuh dem Pastor, die eiserne Kuh, das Symbol des lebenden Opfers, wurde vor oder hinter dem Sarge auf den Kirchhof mitgeschleppt; hier erhielt also der Pfarrer (loco mortui) das lebende Opfer, die Angehörigen oder ‚Anteilnehmer aber bloß das eiserne Symbol. Kurz, Zinstier und Opfertier gehen sehr leicht ineinander über, wie auch Zinszeit und Opferzeit. Dann aber kann auch das frühere eiserne Symbol aus dem ‚Kultorte‘ verschwinden oder selbst bei genauer Nachforschung heute nicht mehr gefunden werden.«

Nach Höflers Theorie wären im Gegensatz zu den vorigen die Symbole in die Kirche gekommen, während sie nach Nėmec und Kvėton in die Hände der Mieter der Tiere, also nicht einmal in die der Spender, gelangt wären.

Doch auch gegen Höflers Erklärung spricht viel.

Er berücksichtigt nicht, daß die gespendeten Tiere leicht an Bestandnehmer vergeben werden konnten, da um Tiere wegen Seuchen und Armut immer Not war, so daß kein Symbol der Schenkung nötig war, diese auch bei dem gedachten Überfluß keinen Zweck haben konnte. Ferner besaß gerade die Kirche in Kohlheim, in der so viele Tierfiguren liegen, keine einzige Kirchenkuh, so wie umgekehrt — und das spricht gegen Nėmec' und Kvėtons Ansicht, daß in Orten, wo hundert und mehr der in Rede stehenden Ewiglasten bestanden, kein einziges unserer Eisenfigürchen aufgefunden wurde, ebenso oder umgekehrt wie in Bayern, wo es so viele Hunderte von eisernen

Opfertieren gibt, der in Böhmen so verbreitete Rechtsbrauch der »eisernen Kühe« nicht heimisch ist. Gegen Höflers Theorie spricht auch, daß selbst nach der Reformationszeit solche Ewiglasten errichtet wurden, und daß bei den erhaltenen Niederschriften darüber sowie über Veränderungen nie eines Symbols gedacht wurde. In älterer Zeit wird der Name »eiserner« Kuh für Kirchenkuh überhaupt nicht gebraucht; es heißt: Gotteshauskuh, Kirchenkuh, kostelní oder zadušní krávy.¹⁾ Erst als sich die Lasten stabilisiert hatten und die Kirchenkühe gleichsam zum festen Inventar der betreffenden Höfe gehörten, mag sich der Beiname »eisern« dazu gefunden haben nach der von Höfler ganz übersehenen realen Wirklichkeit der von Grimm und anderen aus alter Zeit mitgeteilten und im Sprach- und im agrarischen Rechtsgebrauche bis heute lebenden Einrichtung des eisernen Inventarbestandes an Vieh und Gerätschaften.

Ganz undenkbar ist deshalb die Ableitung des Namens für die Ewiglast von dem vermeintlichen eisernen Symbol.

Übrigens sind es nicht immer eiserne Opferfiguren, die da in Verwendung stehen. In Bucheben (Bayern) liefert der Meßner zum Opfer hölzerne, in Murau (Steiermark) rotwächserne Tierfiguren. Die Opferung eiserner, hölzerner und wächserner, aber auch silberner und goldener Tierfiguren ist ebenso bildlich gemeint wie die Darbringung von wächsernen und eisernen Reitern, Gliedern, Herzen, Köpfen, Brüsten, ja sogar Häuschen und dergleichen. Und zu welchem anderen Zwecke als dem der Hilfe aus großer Not wäre jene Heuschrecke geopfert worden, die neben anderen Opfertieren im Prager Landesmuseum aufbewahrt wird. Der kann doch kein reales Opfer, oder im Sinne von Němec und Květon gesprochen, kein Ewigzins zugrunde liegen? Mit deren Meinung stimmt auch das ihnen unbekannt gewesene Vorkommen von eisernen Pferde-, Ziegen-, Schaf- und Schweinsfiguren bei den Kirchen, ja sogar einer Bienengestalt gar schlecht zusammen, da sie nur von »eisernen Kühen« wissen.

Wie sind nun die beiden Figuren von Prag und Krems zu erklären?

Die Prager Figur ist aus einem einzigen Stücke Eisenblech gestemmt, also von grundsätzlich anderer Form und Herstellungsweise als die bekannten Opfertiere. Zudem ist der Rumpf zweimal durchbohrt, ein Zeichen, daß sie irgendwo, vielleicht wirklich an der Tür eines Stalles oder auch, wie man dies noch heute sieht, einer Schmiedewerkstatt, als Zierat befestigt war. Sie ist eine merkwürdige Einzelheit. Die Kremser Kuh ähnelt in der Gestalt dem Typus der Opfer-

¹⁾ Zu deutsch: Kirchen- oder Seelkühe, wie es auch Kirchen- oder Seelwiesen und -Äcker gab.

tiere, ist aber dadurch merkwürdig, daß sie aus einem einzigen Stücke geschmiedet ist, was bei den Figuren von Kohlheim und Unterwuldau nicht der Fall ist. Dafür läßt die große Ähnlichkeit mit den Votivtieren der Alpenländer mit größter Wahrscheinlichkeit darauf schließen, daß das vorliegende Modell aus jener Gegend als Merkwürdigkeit oder sonstwie, etwa durch eine Wallfahrt, nach Krems gelangt ist. Zum Beweise der sprechenden, durch einen Zufall nie erreichbaren Ähnlichkeit verweise ich auf einen Vergleich des Bildes 10 auf Tafel I im VII. Jahrgang unserer Zeitschrift mit den Bildern der Tafel II, Jahrgang X unserer Zeitschrift, welche Votivtiere aus den Alpenländern darstellen. Auch die Figuren 3, 4, 6 und 10 der vorhergehenden Tafel stellen Votive aus den Alpenländern dar. Man beachte den deutlichen Unterschied in der Technik!¹⁾

Ich stehe am Schlusse meiner Ausführungen und fasse das Ergebnis meiner Untersuchung in folgenden Sätzen zusammen:

1. Das »eiserne Vieh« ist eine agrarrechtliche Einrichtung, welche auch bei der Vergebung der der Kirche gewidmeten oder von ihr erworbenen Viehstücke Anwendung fand.

2. Keine Überlieferung deutet auf eine symbolische Handlung bei dieser Art der Vergebung hin.

3. Die eiserne Figur in Náprsteks Museum hat keine Ähnlichkeit mit der traditionellen Gestalt der Opferfiguren. Sie mag einem Zierzwecke gedient haben.

4. Die eiserne Figur von Krems ist eine Votivfigur alpenländischer Machart und stammt nicht aus Böhmen.

5. Die eisernen Opfertierfiguren kommen nur auf bajuwarischem Boden vor. Die Rechtsform des Eisernviehes ist dagegen über weite Gebiete in Deutschland und Österreich, namentlich Böhmen, verbreitet und kommt gerade in vielen Teilen Bayerns, der Heimat der Votivtierfiguren, gar nicht vor.

6. Die eisernen Opferfiguren stehen mit dem sogenannten Eisernvieh in keinem rechts-symbolischen Zusammenhange.

¹⁾ Herr Zentralarchivar Groß teilte mir mit, daß er in dem alten Kirchenrechnungsbuche von Unterwuldau eine Nachricht über eine vom Schmiede auf Kosten der Kirche angefertigte Kuhfigur aufgefunden habe. Diese Nachricht ist um so interessanter, als eine solche Anfertigung nirgends sonst nachweisbar ist. Hierher gehört auch folgende Mitteilung: Im November 1904 ließ der Dechant von Neuern sechzig Stück schadhafte Opfertiere aus der Kohlheimer Leonhardikirche (Filiale) durch den Neuerner Schlosser Wolfgang Peller ausbessern. Es fehlten Beine, Hörner und Zügel, auch Schweife. Heute sind die reparierten von den alten Tieren, deren vierzig Stück verblieben, nicht mehr zu unterscheiden.

Die Abfahrt von der Alm im Pustertal (Tirol).

Von Paul Tschurtschentaler (Bruneck).

(Mit 2 Textabbildungen.)

Die Heimfahrt der Herde von der Alpe bildet einen eigenen Festtag im Kalender der Äpler. Was wäre auch leichter begreiflich. Nach so langer Abwesenheit freuen sich Mensch und Vieh, wieder nach Hause und in die altgewohnten Verhältnisse zurückzukommen, und dies umso mehr, als in letzter Zeit Wind und Schnee häufige Gäste der Berghöhen geworden sind und die Sehnsucht nach dem Tale gerade nicht mehr zu den Sentimentalitäten gehört.

Der Brauch, den Heimzug der Herde festlich zu gestalten, ist in den Alpen fast allgemein und oft mit bemerkenswerten Besonderheiten und entschieden eigentümlichen Gewohnheiten verbunden, so daß es einen nur wundert, fast gar keine Literatur darüber anzutreffen. Besonders ausgeprägt ist der Brauch im Berner Oberland, im bayrischen Allgäu und in der Berchtesgadner Gegend, und in dem österreichischen Teil der Alpen fast allgemein, wenn auch hier spärlicher und dürftiger wie in Kärnten und Steiermark, dort reicher wie in Salzburg und Oberösterreich, was sich natürlich nach Wohlhabenheit und Sinn der Bevölkerung für festliches Gepränge richtet.

Hier soll besonders Tirol und von diesem Lande wieder speziell das Pustertal in Betracht gezogen werden. Tirol ist nicht nur das ausgesprochenste Alpenland, sondern auch ein Land, wo das Volk zum weitaus überwiegenden Teile noch in bäuerlichen Verhältnissen geblieben ist. In den meisten Tälern ist Viehzucht der Haupterwerb, und hier ragt das Unterinntal, Pustertal und Oberinntal wieder am meisten hervor. Es ist daher kein Wunder, daß auch der Brauch der festlichen Almabfahrt sich gerade in diesen Tälern am besten erhalten hat. Denn im Eisacktal von Brixen abwärts, dann um Bozen und Meran lebt schon der Weinbauer, der das Vieh nicht oder selten zu Zuchtzwecken hält, und der Bewohner des Vintschgaues ist wieder mehr Getreidebauer. Außerdem ist dort der Grundbesitz arg zerstückelt, so daß Bauern mit größeren Viehherden selten vorkommen. Dies trifft auch für das obere Inntal bis in die Zirlergegend zu, aber hier werden die Viehstücke im Gemeindeverband von der Alpe abgetrieben, was dem von uns besprochenen Brauch schon bedeutend günstiger ist. Immerhin beschränkt er sich auch in diesem Landesteil nur auf etwas Kopfschmuck — meist aus natürlichen Blumen — und einiger, aber verhältnismäßig bescheidener Glockenzier.

Am ausgeprägtesten und schönsten dürfte sich die Heimfahrt der Viehherden im unteren Teil des Pustertales mit Seitentälern, besonders in der Gegend von Bruneck, gestalten.

Es ist gerade jetzt die Zeit, und wer Lust und Liebe hat, kann mit uns kommen und sich eine solche Heimfahrt besehen.

Wir wollen gleich beim Senner in der Almhütte selbst vorsehen, der aber so viel zu tun haben wird, daß er uns kaum eine Audienz erteilt. Immerhin sehen wir, wie er seine letzte Sorgfalt am Vieh verdoppelt und genau achtet, daß die Stücke sauber und schön ihren Heimweg antreten können. Denn es gilt nicht nur Rechenschaft über den Stand des Viehes vor seinem eigenen Bauern abzulegen, sondern auch seinem Stand als tüchtiger Senner vor den Augen der Kritiker im Taldorf alle Achtung zu verschaffen. Eines Tages erscheint das Fuhrwerk des Bauern vor der Hütte, um alles, was noch ins Tal zu liefern ist, mitzunehmen. Außerdem bringt der Knecht auch für den Senner die näheren Weisungen für die Heimfahrt, endlich ein Feiertagsgewand für ihn und solches für die Hirten. Am nächsten Tag, einem Freitag, tritt schon das ganze Almvolk mit seinem Festtagsgewand vor die Hütte. Der Altsenner sprengt noch einmal einige Tropfen aus dem Weihwasserkessel in Stube und Herdraum, dann schließt er die Tür und zieht den Schlüssel ab. Der Zug kann beginnen. Das Vieh ist schon längst auf den umlagernden Weideplätzen versammelt und nun geht es mit Hi und Juhe dem Tale zu. Wenn der Himmel blau glänzt und die Berge im bunten Herbstschmuck ringsum voll Klarheit stehen, so ist ein solches Ade von der schönen Alpe wohl etwas Wunderbares.

Die Alpen liegen meist weit vom Heimatsort weg. So haben viele Bauern des Ahrntales ihre Alpen im salzburgischen Krimmel oder gar über den Gletscherjochen im Zillertal. Da kann, wenn schlechtes Wetter eintritt, eine solche Abfahrt ein ganzes Wagnis für Leute und Vieh werden, und der Hoferbauer in Luttach hat mir von einer solchen Abfahrt erzählt, welche 36 Stunden über tiefverschneite Joche geführt hat; das braucht dann schon eiserne Leute. Gewöhnlich wird am ersten Tag eine Raststation in einem Dorf gemacht, in welchem man nach altem Herkommen übernachtet. Das tun die Bauern meist schon deshalb, um das Vieh nicht abzulagen und es im besten Zustand den Zuschauern aus der ganzen Umgebung vorführen zu können.

In der Gegend von Bruneck, auch in den übrigen Orten des Pustertales kommen die meisten »Viehkutten« (Viehherden) am Samstag acht Tage vor dem Kirchweihstag. Bauern, die besonders gute Alpen haben, kommen am Kirchweihsamstag. Dies ist der Schlußtermin. Nur ein Großbauer in Stephansdorf, Harrasacker, nimmt sich das Vorrecht heraus, als letzter acht Tage nach Kirchweih heimzuziehen.

An einem solchen Samstagnachmittag hört man von allen Straßen dumpfes Glockengeläute. Da wird es in den Dorfgassen allmählich lebendig und der Ruf: »Das Vieh kommt!« wirkt wie ein Feuerschlag.

Auch wir haben uns in das hübsche, nahe gelegene Dietenheim begeben, wo die Großherde des Niedermairbesitzers und jene des

Wenzelebauern erwartet wird. Es ist ein anmutiges Bild, das sich vor uns entwickelt. Am Weg zum Dorf stehen dichte Menschengruppen, die sich noch immer vergrößern. Da sammeln sich die gewiegtsten Viehkenner und besprechen die zu erwartenden Viehstücke. Neugierige mengen sich von allen Seiten dazu, Weiber heben ihre Kinder über die Zäune, Buben tollen herum und legen das Ohr auf die Straße, um zu erhorchen, wie weit das Vieh noch entfernt sein kann. Das ist natürlich überall ein Rufen und Lärmen, Spässe fliegen hin und her und in allen Blicken ist heitere Erwartung. Es ist ein schöner, glanzvoller Herbstabend geworden. Die Sonne legt ihren letzten Schein in die Wiesen, von den Mauern sinkt überall das Purpurgelänge der Rebe und zwischen die Blätter der Obstbäume, die wie gelbrote Blütensträuße dastehen, sinkt das tiefste Himmelsblau. In Betrachtung dieses schönen Bildes entschwindet die Zeit.

Da kommt ein Fuhrwerk heran, in welchem der Bauer selbst sitzt. Er ist der Vorbote und bald darauf hört man auch schon den bekannten, dumpftönenden Klang der Glocken von der Straße her. Peitschenknall mischt sich darein und die Jauchzer der lustig gewordenen Hirten und Treiber.

Der Herdezug taucht nun auf, das schönste, schwerste Stück geht an der Spitze, mit einem wehenden, flimmernden Kranz, der ihm um die Stirne gebunden ist, geschmückt. Eine mächtige Glocke aus Kupferblech hängt ihm an einem schön gezierten Riemen um den Hals. Das Vieh ist sich der Rolle, die es heute hat, wohl bewußt und kommt gemessen und mit edel gesenktem Kopf daher. Es wird von einem Knaben getrieben, der ebenfalls aufs stattlichste herausgeputzt ist. Den Hut zieren breite, bunte Stränge aus »Schmatzseide«, außerdem Hahnfedern und ein Büschel Nelken. Im weißen Hemd, den Rock über die Achsel geworfen, mit kurzen, rot bebänderten Hosen und die Peitsche in der Hand, kommt er näher; die Augen leuchten in jugendlicher Freude. Dann folgt die Herde der übrigen Kühe, ebenfalls behängt mit schweren Glocken, die an breiten, bunten Riemen baumeln. Diese werden vom Rinderhirten getrieben. Ein Nelkenbusch und ein Bund »Schmatzseide« schmückten auch seinen Hut, außerdem hat er seine Geißel herausgeputzt und mit »Schmatz« behängt. Eine Gruppe Jungvieh folgt hinter ihm, von denen das schönste Stück ebenfalls einen Kranz an der Stirn trägt. Das ist nun ein Getöse der Glocken, das aber am hellsten und lautesten in der Herde der Ochsen wird, die den Rang hinter dem Jungvieh haben. Sie tragen nämlich an buntledernen oder auch einfachen Riemen Glocken aus »Glockenspeise«, die einen vibrierend hellen Ton geben. Die erste davon ist mit Buchslaub oder eigentlich Laub der Heidelbeerstaude geziert, das sie um die Hörner gewunden trägt, wobei ein Gembart darüber hinausragt. Den Schluß der Herde bildet der

Vater der Herde, der Stier, der in gelassenem Gleichmut in den ganzen Lärm blickt. Nun kommt der Senner selbst im buschigen Vollbart, der ihm über den Sommer gewachsen ist. Er grüßt nach allen Seiten, winkt bekannten Gesichtern, manchmal greift er auch in einen der zugebundenen Rockärmel, aus dem er »Schottenplattlen« nimmt und sie unter die Menge wirft. Das ist ein Gebäck aus Roggenmehl in Form einer Semmel, das in Schmalz gebacken und nur um diese Zeit im Hause des Bauern gesehen wird.

Was hinter dem Senner folgt, ist nur mehr ein Haufen drängendes, stoßendes Kleinvieh, Schafe und Ziegen, unter denen wieder der schönste Widder mit Bänderschmuck um die Hörner ausgezeichnet ist.

Den Schluß bilden die Fuhrwerke, welche den Alpnutzen, bestehend in Schmalz und Käslaiben, der heimziehenden Herde wie ein Intendanturkommando nachführen.

Nun wird das Vieh in die Heimweide getrieben, wo ihm Kränze und Glocken abgenommen werden, so daß der heitere Lärm bald wieder verstummt.

Inzwischen ist man im Hause des Bauern auch nicht müßig geblieben. Hat es schon während der letzten Tage beim Weibervolk anstrengende Arbeit gegeben bei Herstellung der »Schottenplattlen«, so müssen sie jetzt auch das Mahl für die Alpleute fertigrichten, dessen Hauptbestandteil die »Türtlen«¹⁾ bilden. Das ist nun eine schwere Arbeit, denn die Leute kommen von der Alpe, als ob sie dort immer gedroschen hätten.

Wir wollen sie aber in ihrem Feuereifer nicht stören, denn schon hört man von der Straße wieder Glockengeläute. Und nun kommt ein eigenartiger, völlig imposanter Zug. Die Kranzkuh trägt schwarzen Flor um den Kranz, ihr Glockenbehänge ist schwarz umzogen, kein Senner jauchzt, kein Peitschenknall, dumpf und schwer dröhnen die Glocken allein um die Häuser. Schon ist es dämmerig geworden und wie in stiller Trauer schreitet die Herde hervor. Ihr ist der Herr, der Wenzelbauer, über Sommer gestorben und mit Trauerflor zieht sie nun in das Dorf ein. Es hat fast etwas Ergreifendes und selbst die Zuschauer sind stiller geworden. Und da soll jemand sagen, daß in den Volkssitten nicht Gemüt steckt.

Am nächsten Tage, Schlag 12 Uhr, geht der Glockenlärm wieder an, denn da zieht die Herde, gleich festlich wie sie gekommen ist, das erstemal auf die Weide. Und nun erst ist es schön, wenn die Herde vorbeizieht, hinaus in die Weide, die im Mittagsglanze steht, während der Herbst an den Berglehnen ringsum alle Büsche entzündet hat.

¹⁾ Das ist eine Speise, die fast nur im Pustertal vorkommt, und zwar meist an Vorabenden zu Sonn- und Festtagen. Zwei runde Teigplatten werden mit Grünzeug und Schotten gefüllt, übereinandergelegt und an den Seiten „zugepitscht“, endlich in Schmalz gebacken.

Da ist es erst Herbst, wenn die Glocken in den Wiesen klingen und der Rauch der Hirtenfeuer von allen Seiten aufsteigt.

Der Brauch dieser Almabfahrt ist so volkstümlich, daß er selbst unserer Zeit, die sonst die meisten Volksbräuche auszumerzen wußte, noch standhält. Heute wie vor vielen Jahren ziehen die Herden festlich ein und es ist nur bei den Besitzern in der Stadt Bruneck, die nur mehr wenig Viehzucht treiben, eine Abnahme erfolgt. Immerhin gibt es auch hier noch drei große Herden, deren Besitzer Schifferegger, v. Grebmer und v. Ziglauer sind.

Selbstverständlich können sich solchen Aufwand nur die größeren Besitzer leisten, denn die Glocken, oft 30 bis 40 Stück, mit ihrem Ledergehänge bedeuten allein ein kleines Vermögen. Jüngst kam beim Elzenbaumer Bauern eine einzige solche Glocke zu einer Schätzung von K 160, der Wert der Kränze ist meist noch viel bedeutender. Ein Kranz des Niedermairbesitzers in Dietenheim hat einen Wert von zirka K 200, jener des Harrasacker Bauern in Stephansdorf wurde sogar auf K 300 geschätzt.

Diese Kränze werden dementsprechend auch sorgfältig in eigenen Kisten aufbewahrt. Es kommt übrigens manchmal vor, daß zwei Kuhherden zusammentreffen und dann Gnade Gott den Kränzen, denn unvermeidlich gibt es ein Stoßen zwischen den beiden stolzen Kranzkühen.

Diese Kränze haben nach Art des Altarblumenschmuckes ein festes Gestell aus Draht, an welches dann die Blumen und Blätter in Vergoldung, Versilberung oder in sonstigen Farben, je nach Preislage, aufgebunden werden, so daß sie, von vorne gesehen, eine beinahe runde Scheibe bilden. Diese endet nach oben in einem wehenden Busch von Glasfedern, nach Art der Gembärte zusammengebunden. Besonders kostbare Kränze haben statt der Glasfedern

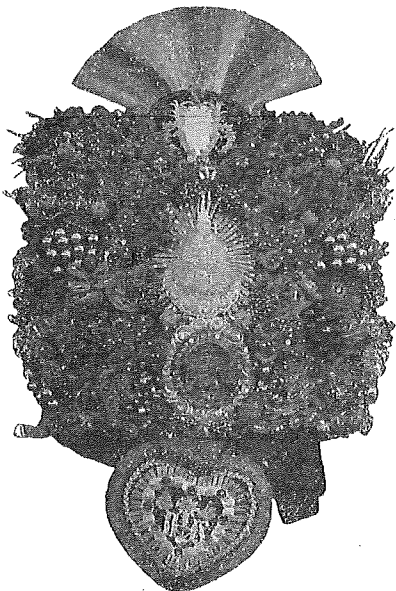


Fig. 45. Großer Kuhkranz vom Niedermairhof, bei Bruneck.

Büsche aus Golddraht. In der Mitte schmückt die Scheibe eine Heiligenfigur, aus edlem Metall getrieben, nebst der Mutter Gottes meist die Viehpatrone, der heilige Valentin oder der heilige Silvester. Nicht selten kommt auf diesen Kränzen auch das Gewerbe des Besitzers zum Ausdruck in verschiedenen Werkzeugen aus getriebenem Metall, welche in den Kranz eingeflochten werden. So ist im Kranz des Herrn v. Grebmer ein Posthorn zu sehen, da er Besitzer des Postgasthofes ist; im Kranz der Gebrüder Sternberger sieht man das

Gerstenbüschel und verschiedene Utensilien der Brauer. Nach unten schließt der Kranz mit dem Herz ab, welches so an Schnüren hängt, daß es gerade dem Tiere beim Tragen auf der Stirne liegt. Es ist ein Zierstück aus festem Zeugstoff mit Samtüberzug und versilbertem Metallbeslag, welcher den Namen Jesu, Mariä oder sonst ein Namenszeichen zeigt.

Der Kranz wird dem Tier um die Hörner festgebunden und bildet einen sehr dekorativen, farbenfröhlichen Schmuck.

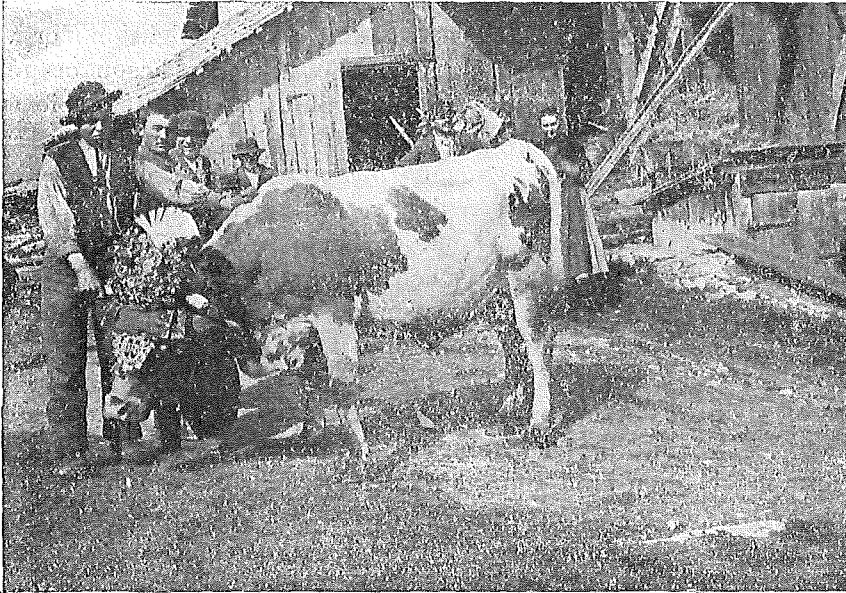


Fig. 46. Beim Umhängen des Kranzkuhschmuckes. — Pichelbauer bei Bruneck.

Manchmal, wie im vorgezeigten Falle hat der Besitzer zwei Kränze, einen für die Kühe, den anderen für das Jungvieh. Dies ist jedoch nicht Regel. Der schönste Ochse wird mit Heidelbeerlaub geschmückt, welches ihm um die Hörner gewunden wird, so daß an der Kreuzungsstelle des Gewindes ein Gemshärt befestigt werden kann. Früher war es Brauch, auch den Stier zu zieren. In dieser Zier entfaltete aber die Spottlust des Volkes ihre köstlichsten Einfälle, so daß ein solcher Herdenpapa schließlich zum Hofnarren degradiert wurde. Hölzerne Glocken wurden ihm umgebunden oder irgendeine Schabernackfigur zwischen die Hörner gesteckt. Jetzt ist dies freilich nicht mehr und der Stier wahrt seine männliche Würde.

Noch ein Wort über die Glocken und Glockenriemen. Was die Glocken betrifft, so unterscheidet man zwei Gattungen: die »glockenspeisenen« aus Messing und die »Hafen« aus Kupferblech. Erstere haben einen hellen, scharfen Klang und werden den Ochsen um den Hals gehängt. Letztere tragen die Kühe und Kalbinnen, sie sind oft

von mächtiger Länge, und zwar bis 40 *cm*; die berühmteste und größte in der Nähe von Bruneck, deren Schall mit Andacht gehört wurde, trug die Kranzkuh des Sternwirtes in Bruneck. Unter den Glocken aus Kupferblech unterscheidet man wieder die »bauchatn«, die in der Mitte ausgebaucht sind, oder »Kumpfe« genannt, und die langgestreckten, schmalen, welche der Bauer »Zapfen« nennt. Die Verfertiger dieser Glocken waren früher die Kupferschmiede der näheren und weiteren Umgebung, jetzt werden sie wie die glockenspeisenen Glocken meist aus dem betriebsreichen Stubai bei Innsbruck und aus Pfunds im Oberinntal bezogen.

Die Glockenriemen bilden meist eine Musterkollektion der verschiedensten und oft besten Lederarbeiten. Wieder sind besonders reich die wertvollsten Stücke der Herde, die Kühe, ausgestattet. Sie sind bis zu 26 *cm* breit und in quadratische Felder eingeteilt. Jedes dieser Felder wird von einem breiten, mehrfarbigen Wollplüschstreifen eingefasst. Die Felder selbst sind in den verschiedensten Ledertechniken ausgeschmückt. Größtenteils kommen Kielarbeiten vor, eine früher landesübliche Technik, welche auch zur Verzierung der Leibgurte, wie sie die Bauern trugen, verwendet wurde. Auf verschiedenfarbigem Leder, welches den Grund bildet, werden durch die weißen Kiele von Pfauenfedern Zierformen, dekorative wie auch figürliche, aufgesetzt. So sieht man manchmal Szenen aus dem Landleben, Senner und Sennerinnen, Herzmotive und dergleichen. Besonders die älteren Arbeiten sind sehr fein und zierlich und derartige Gurten haben, wie schon erwähnt, einen hohen Wert. Eine andere Technik besteht darin, Ziermotive aus rot oder grün gefärbtem Leder auszuschneiden und auf anderfarbigem Grundleder aufzunähen. Andere Glockenriemen sind wieder auf die Art geziert, daß Ziermotive aus Messingblech, öfters versilbert, in die Felder eingesetzt werden. Da kommen Namenszüge vor, manchmal Feldgeräte, dekorativ verwendet, oder Embleme anderer Gewerbe, wie Bierbrauer, Wirt und dergleichen. Diese Technik wird jetzt nicht mehr geübt und derartige Gurte sind daher, wenn auch nicht selten, so doch gewöhnlich schon stark mitgenommen. Die Ochsen tragen einfachere Riemen. Ein bunter Wollplüschstreifen faßt sie der ganzen Länge nach ein; im übrigen ist höchstens noch das Leder gelb, rot und grün gefärbt oder einige andersfarbige Ledermuster aufgesetzt.

Man könnte leicht noch viel von der Herkunft dieses Brauches sprechen, weil alle Quellen in dieser Richtung völlig versagen und daher der Phantasie Tür und Tor geöffnet sind. Nach meiner Ansicht ist der Brauch so alt, als die Freude an der Heimkehr und die Wirtschaftsform des Alpenbetriebes selbst. Allerdings werden sich die Alpenbauern des Mittelalters nicht solchen Schmuck geleistet haben wie die heutigen Bauern, vielmehr haben sie sich sicher mit dem natürlichen Schmuck der Alpenflora und vielleicht der Gärten zum

Aufputze begnügt, wie es heute noch im konservativen Oberinntal der Brauch ist. Darauf deutet ja die heutige Art des Schmuckes mit der Vorherrschaft der Blumen und Blätter genügend hin. Der künstliche Schmuck steht dann im Zusammenhange mit der Ausbildung des kirchlichen Schmuckes für Altäre und liegt heute noch vielfach in den gleichen Händen. Die Verwendung der Viehlocken in den germanischen Ländern ist gleichfalls sehr alt. Bilden sie doch schon in der *lex baiowariorum*, dem altbayrischen Recht, einen Gegenstand gesetzlicher Bestimmung. *Lex baiow. IX, 11* (aus den Jahren 743 bis 749), erwähnt Herdeglocken bei Rindvieh und Kleinvieh, welche vor Diebstahl durch diese Gesetzstelle geschützt werden.

Bemerken möchte ich noch, daß im Sarntale den Kühen Riemen aus Holz, mit hübschen Kerbschnittarbeiten versehen, umgehängt werden. Im ladinischen Teile Tirols tauchen diese Holzhalsbänder wieder auf. Ob sie nicht einmal allgemein waren und erst später den Lederriemen den Platz räumten?

Ein sehr vornehmes Seitenstück hat ein solcher Alpenzug doch in den Panathäneen zu Athen, bei welchen ebenfalls in feierlichem Umzuge eine geschmückte Rinderherde mitgeführt wurde, wie uns das Meisterwerk eines Phidias verrät. Damit möchte ich etwa nicht einen innerlichen Zusammenhang mit diesem und der Almabfahrt hergestellt haben. Verwundern mag es freilich, daß die Kunst diesen schönen und malerischen Brauch fast ganz übersehen hat. Alle Maler sind daran vorbeigegangen, selbst ein Josef Koch und Altmutter, die sonst gerne ländliche Motive in ihren Bildern verwendeten. Nur bei einer Gemäldeausstellung in München vor vier Jahren sah ich ein Bild, das eine Viehherde im Festschmucke aus dem Berchtesgadnerlande darstellte.

In einer Alpenhütte des Obernbergtales traf ich die Stube mit einem köstlich primitiven Fries geschmückt, der die Heimkehr einer Alpenherde darstellt. Der Senner gab Großes darauf und hatte sichtlich daran seine Freude. Im Vintschgau, in der Nähe von Schlanders, sah ich über der Türe eines Hauses einen ähnlichen Alpenviehzug, obwohl heute der Brauch dort völlig erstorben ist. Derartige Darstellungen können einmal vielleicht einen großen kulturhistorischen Wert haben, wenn sie auch nicht von Künstlern sind.

Die Heimkehr des Viehes von der Alm bildet gleichsam das Schlußfest der Ertragnisse im bäuerlichen Jahre. Nach ihm beginnt, wenn auch nicht eine Ruhepause, so doch die stillere Zeit der Heimarbeiten, und der Bauer selbst sieht nun endlich nach Sorge und Bangen Vieh und Früchte wieder unter seinem Dache.

II. Kleine Mitteilungen.

Die Gebirgsbewohner des Teschner Kreises.¹⁾

Tesch en, den 2. November 1818.

Ich habe die Gebirgsbewohner der Sudeten und jene des Gesenkes (oder des Vorgebirges der Karpathen und des Riesengebirges) kennen gelernt; die Entfernung der einen von den anderen beträgt höchstens 12 bis 14 Meilen, beide stammen aber von verschiedenen Völkerstämmen ab, die wohl nie eine Gemeinschaft miteinander gehabt haben mögen.

Unsere Teschner Gebirgsdörfer bestehen aus einzelnen im Gebirge zerstreut liegenden Wirtschaften. Jede dieser Bauernwirtschaften hat eine einzelne Benennung und besteht oft aus sechs bis acht Hütten, die der Hausvater für seine Kinder und Enkel erbaut hat; das Familienhaupt wohnt im Hauptgebäude und seine Kinder müssen ihm dienen. Die Wohn- und Wirtschaftsgebäude sind von zum Teil ungezimmertem Holz erbaut, ohne Kamine; mitten in der Wohnstube ist der Feuerherd; der Rauch muß seinen Ausgang durch die Tür und Fenster suchen. Wenn man in eine solche Rauchstube eintritt, kann man sein Haupt höchstens vier Schuhe über den Boden erheben, sonst ist man in Gefahr, in der Rauchwolke zu ersticken; um den Herd sind Bänke, die den Bewohnern zur Lagerstatt dienen, über dem Herd wird die Wäsche aufgehängt, die, wenn sie trocken und von Rauch und Ruß durchzogen ist, ausgeklopft und oft mit Fett eingeschmiert wird. Kälber, Lämmer und junges Borstenvieh wird in der Wohnstube gehalten, die Stallung des Rindviehs und der Pferde ist davon durch den Hausflur abgesondert. Kraut und Erdäpfel, Milch und Käse ist die tägliche, ja einzige Nahrung dieses Gebirglers, seine übrigen Erzeugnisse macht er zu Geld, um Steuern, obrigkeitliche Abgaben zu bezahlen und sich seine Wirtschaftsbedürfnisse bezuschaffen, der Überrest wird auf Branntwein, den Nektar dieser Leute, verwendet.

Seine Kleidung besteht aus einem zwillichenen, geräucherten, mit Fett eingelassenen, auf der behaarten Brust offenen Hemde, Beinkleidern (Nogawitzen) aus weißem groben Tuche bis an die Knöchel, auf ungarische Art mit einem Riemen gegürtet, ledernen Schnürschuhen (Kirpzen) und, wenn er ausgeht, aus einer bis auf die Schenkel reichenden Kutte mit weiten Ärmeln (Hunia) aus dem größten dunkelbraunen Tuche und einem schwarzen runden Filzhut mit breiter Krempe; diese Kleider werden meistens von seiner Familie verfertigt.

Außer einem Tische, einigen Bänken und einer buntbemalten Truhe findet man keinen anderen Hausrat.

Hat der Gebirgler seine Erdäpfel und Kraut eingebracht, seinen Acker notdürftig bestellt, so liegt er bei seinem Herde, raucht in Gesellschaft seines Weibes seine Pfeife ungarischen Tabak und rührt weder Fuß noch Hand; nur dann bequemt er sich zum Holzschlagen oder Ausführen, wenn Erdäpfel und Kraut mißraten oder es ihm an Geld auf Branntwein fehlt.

Sind die Wege im Gebirge zur Winterszeit gangbar, so besucht er am Sonntag manchmal die Kirche und tut sich im Wirtshaus was zugute; die protestantischen Gebirgsbauern versammeln an Sonn- und Festtagen ihre Familienglieder und Hausgenossen und singen mit ihnen geistliche Lieder, da doch die meisten aus ihnen das Gesangbuch lesen gelernt haben.

In mehreren dieser Gebirgswirtschaften findet man Weberstühle, worauf das Hunia-tuch, grober Zwillich und Leinwand für den Hausbedarf gewebt wird; das Tuch wird

¹⁾ Von einem Unbekannten. Aus der Zeitschrift „Hesperus“, Prag, Calve, 1819, Beilage 8, S. 34. Mitgeteilt von Josef Blau, Freihöls.

nach der Klafter gemessen und ist nur zwei-, höchstens dreiviertel Ellen breit; die Wolle hierzu wird von den eigenen Schafen genommen; was die Familie von diesem Tuche erübrigt, wird Freunden und Bekannten käuflich überlassen. Hierin besteht aber auch die ganze Industrie dieser Menschen. Ihr Feldbau ist unbedeutend, die nächsten Beete beim Hause werden gut gedüngt, mit Krautpflanzen besteckt, Erdäpfel und Heidekorn für den Hausvater angebaut, und die entfernteren Grundstücke den zur Familie gehörigen Häuslern überlassen, die nebst ihrem Bedarf an Kraut und Erdäpfeln auch etwas Weizen, Korn, Wintergerste und Hafer erbauen, wovon sie dem Hausvater (Gazda) einen Teil abgeben müssen; der größte Teil der Felder bleibt zur Hutweide für das Vieh brach liegen und die Brache wird erst nach fünf Jahren wieder einmal urbar gemacht; die acht bis zehn Fuß hohen Pferde werden nach getaner Arbeit auf die Weide gejagt und bleiben, die Winterszeit ausgenommen, meistens Tag und Nacht daselbst; sie müssen, wenn das Grünfutter aufhört, sich mit Häckerling begnügen; Hafer ist ihnen ebenso selten als ihren Herren das Brot.

Die beste Pflege läßt der Gebirgswirt seinem Borstenvieh angedeihen, ein Speckschwein ist sein größter Schatz; es liefert ihm Schnalz zu seiner Erdäpfelkost den ganzen Winter und das in seiner Rauchstube wohl durchselchte und mit unseren Kinnbacken nicht zu zermalmende Fleisch ist an hohen Festtagen sein Leckerbissen.

Da die Wege zu diesen zerstreuten Gebirgswirtschaften im Winter meistens des vielen Schnees wegen unwandelbar sind, so finden dann weder Taufen noch Begräbnisse statt, die Leichen werden auf dem Boden im Stroh aufbewahrt, bis die Witterung ihre Beerdigung gestattet. Eines Arztes benöthiget der Gebirgler niemals. Brüche, Verrenkungen, Quetschungen und andere derlei äußere Beschädigungen, die nicht selten vorkommen, werden von Quacksalbern behandelt, die sich ihre Mühe mit einem Schluck Brantwein bezahlen lassen; bei inneren Krankheiten ist Brantwein mit Kräutern angesetzt oder mit Pfeffer die einzige Arznei. Als im vorigen Sommer die Ruhrkrankheit so stark im Gebirge wütete, mußten diese Leute mit Zwangsmitteln verhalten werden, den Anordnungen des Arztes nachzukommen.

Da die Menschen fast gar keinen Religions- und Schulunterricht genießen, so läßt es sich gar nicht erwarten, daß sie jemals auf eine höhere Bildungsstufe gebracht werden. Besonders roh und ungesittet ist das weibliche Geschlecht, Kindesmorde sind da nichts Seltenes und vor wenig Jahren wütete in einem Teile des Gebirges die Lustseuche das fürchterlichste.

Da diese Gebirgswirte von aller obrigkeitlichen Aufsicht entfernt und daher ungebunden leben, so ist es schwer, sie in Ordnung zu erhalten, sie betrachten sich als Herren des Gebirges, verwüsten die Waldungen, reißen die Waldgründe an sich und haben vor sechzehn Jahren sich mit bewaffneter Hand der Obrigkeit widersetzt.

Die am Fuße des Gebirges liegenden Dörfer, die sich aber auch ziemlich hoch hinaufziehen, bestehen aus abgesonderten, jedoch nicht so weit voneinander entfernt liegenden Ansässigkeiten; ihre Bewohner sind zwar minder roh und arbeitsscheu, aber doch noch weit entfernt von der Stufe der Kultur, auf der sich unsere deutschen Gebirgler befinden. Die Bauart der Häuser ist von jener der Gebirgsbewohner (Goralen) nicht viel verschieden, die Kleidung fast dieselbe, ebenso die Nahrungsmittel, derselbe Hang zum Branntweintrunk (im Jahre 1813 wurde in dem einzigen Gebirgsdorfe Weichsel um 20.000 Gulden Wiener Währung von diesem Getränke konsumiert). Männer, Weiber, Bürsche, Mädchen, Kinder, ja selbst Säuglinge genießen den erbärmlichsten Fusel von Erdäpfeln bei jeder sich darbietenden Gelegenheit im Übermaße; kaum ist das Kind geboren, so wird es schon mit diesem Nektar gelabt, Kinder von einem Jahre nehmen auch ein halbes Quartierl oder ein viertel Seidel zu sich; dadurch werden sie nach der Meinung der Eltern gegen den Wichtel verwahrt. Der ist ein schlechter Trinker, der nicht auf einem Sitze eine Maß Branntwein zu sich nehmen kann. Dieser sozusagen schon mit der Muttermilch eingesogene Hang zum Branntweinsaufen vereitelt alle guten Anstalten der Regierung für die Volksbildung in unserer Gegend, besonders an und auf dem Gebirge.

Die Gebirgsbewohner des Troppauer Kreises.¹⁾

T e s c h e n, den 7. November 1818.

So wie bei uns im Teschnischen die Gebirge in ihrer Grundlage und Formation, in ihrer äußeren Gestaltung, in ihrer Abdachung u. s. w. von jenen des Troppauer Kreises verschieden sind, ebenso verschieden sind auch dieselben und die ihre Thäler bewohnenden Menschen von den deutschen Gebirgsbewohnern in Bezug auf Sitten, Lebensart und Gewerbsfleiß. Meine unterm 2. d. M. flüchtig hingeworfene Schilderung hat Sie mit Ersterem doch etwas bekannt gemacht.

Die deutschen Gebirgsdörfer bestehen zwar auch aus einzeln stehenden Wohngebäuden, jedoch sind diese nicht auf den Bergen zerstreut, sie ziehen sich in den Thälern fort, und da mehrere dieser Ortschaften zusammenhängen, so kann man oft halbe Tagereisen machen, ehe man in eine unbewohnte Gegend kömmt; so fährt man zum Beispiel die zwei starken Meilen von Freudenthal nach Klein-Möhrau ununterbrochen durch die volkreichen Dorfschaften Altstadt, Alt- und Neuvogelseifen; ebenso die drei Gebirgsmeilen von Albertsdorf nach der im hohen Gebirge gelegenen Stadt Freiwaldau durch die aneinander hängenden Dörfer Heinzendorf, Hillersdorf, Kuttelberg, Hermannstadt, Grund. Man ist auf diesen Wegen immer unter Menschen und unter thätigen, guten, freundlichen Menschen. Ja, man findet in diesen Dörfern mehrere zierlich und solid gebaute auch stockhohe Häuser und selbst die meisten Bauern- und Kleinhäuser sind von Stein aufgeführt, mit gemauerten Thorwegen, lichten Fenstern und durchaus gemauerten Rauchfängen.

In den meisten Gebirgsdörfern findet man Garn- und Leinwandbleichen mit ansehnlichen Wohngebäuden, besonders zeichnen sich die sogenannten Gerichte oder Richtereyen aus. Fast in allen diesen Dörfern bestehen Schulen, die Schulgebäude, Kirchen- und geistlichen Wohngebäude sind gut aus unbrennbarem Material gebaut und stechen freylich gegen unsre hölzernen Kirchen und Pfarreyen sehr ab. Die Kleidung dieser Dorfbewohner ist von jener der Einwohner kleiner Städte fast gar nicht verschieden; auch der Ärmste muß sein Brod im Hause haben, zu dem eine gute Butter, Küh- oder Ziegenkäse nicht fehlen darf, an Sonn- und Feyertagen hat gewiß ein jeder sein Stück Fleisch im Topfe.

In diesen Dörfern findet man alle Gattungen Handwerker, in den volkreicheren auch sogar Künstler, als Uhrmacher, Instrumentenmacher, recht brave Musiker, Ärzte und dergleichen. Des Lesens und Schreibens sind die meisten wohl kundig und die ansehnlicheren Gewerbsleute halten Zeitungen und Journale. Ein genießbares Bier ist der allgemeine Labetrunk, Branntwein wird nur mäßig zur Stärkung oder als Erwärmungsmittel genossen; im Gerichte wird auch wohl hin und wieder Wein geschenkt. Gastfreundschaft ist hier zu Hause; wenn ein Fremder irgendwo eintritt, wird ihm Brod, Butter oder Käse vorgesetzt und er recht freundlich zum Zulangen genötiget. Spinnen, Weben und Bleichen ist fast in allen diesen Dörfern die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Wenn das Kind nur den Rocken erreichen und die Spindel drehen kann, dann wird ihm schon seine Zahl aufgegeben, die es täglich der Mutter, die die Weife dirigiert, abgeben muß; der Hausvater sitzt in den langen Winterabenden ebenso beim Spinnrocken, wie Magd und Knecht; selbst die Viehhirten nehmen ihr Spinngeräthe mit aufs Feld; die arme Häuslerfrau befestiget den Strick, an dem ihre einzige Kuh oder Ziege gebunden, an ihrem Gürtel, läßt sie die Feldraine abweiden und spinnt dabei an ihrem Rocken. Das Garn wird in größeren Haushaltungen für den Hausgebrauch verarbeitet und nur die ärmere Klasse spinnt zum Verkaufe; in allen Dörfern findet man Garnhändler oder sogenannte Garnmänner, die ihre Ware auf den sehr beträchtlichen Garnmärkten zu Olbersdorf, Würbenthal, Engelsberg u. s. w. absetzen. Nebst dem Flachspinnen findet der arme deutsche Gebirgler Arbeit und Verdienst beim Holzschlagen und Rücken im hohen Gebirge, und da Letzteres nur im strengen Winter vor sich gehen kann, so ist ein gelinder Winter für diese Leute ein ungünstiges Naturereignis, das sie in ihrem Nahrungserwerb zurücksetzt.

¹⁾ Von demselben unbekanntem Verfasser. „Hesperus“, 1819, März-Beilage 11, S. 55. Mitgeteilt von J. Blau.

Ein verschollenes Hellmittel in einer gebräuchlichen Redensart.

Von Mag. pharm. und Dr. phil. Georg Kyrle, Wien.

Im Heft VI des XVII. Jahrganges (1911) dieser Zeitschrift erschien unter obigem Titel eine Notiz von Herrn J. A. Detoni über das „weiße Nichts“, der ich einige ergänzende Bemerkungen anschließen möchte.

Wenn das Kaysersche Warenlexikon glaubt, daß das Mittel etwa mit 1820 verschollen ist, hat es ebenso unrecht wie die, die als jüngste Grenze ungefähr 1860 angeben. Es ist heute noch in jeder Landapotheke (Oberösterreich und Bayern) zu haben und wird ab und zu, wie ich aus meiner eigenen pharmazeutischen Konditionszeit weiß, auch in Wiener Apotheken verlangt. Das Mittel steht also heute noch im Gebrauch. Abgesehen davon, daß sich abergläubische Vorstellungen um das „Nichts“ gebildet haben, ist sein therapeutischer Wert kein absolut negativer, weil als Verunreinigung demselben stets Spuren schwefelsauren Zinks beigegeben sind, das die moderne Therapie häufig in starken Verdünnungen (etwa 1:100) als Augewasser verordnet.

Die älteste amtliche Bezeichnung „Nihilum album“ ist aus der Pharmacopoea¹⁾ austriaco provincialis editio II 1775 erhalten. Dort steht: „Nihilum album, Pompholix, Weißes Nichts. Calx alba, levis, prunis aut alii ignito corpori injecta flavescens. Est florum Zinci species, ex Zinci minera in officinis aerariis sublimatione obtenta.“

In den folgenden Pharmakopöen von 1795, 1812, 1814, 1820, 1834 und 1855 fehlt die Bezeichnung „Nihilum album“ bei dem Präparat „Zincum oxydatum“, das mit „Nihilum album“ identisch ist.

Erst in der Pharmakopöe von 1869 erscheint es wieder. Hier ist auch seine Darstellungsweise angegeben. Schwefelsaures Zink wird mit Natronkarbonat in Wasser zusammengebracht, wodurch bei Anwendung von Wärme als Endprodukte schwefelsaures Natron in Lösung bleibt, freie Kohlensäure entweicht und Zinkoxyd als voluminöser Niederschlag ausfällt. In dieser Darstellungsweise liegt auch der Grund für die früher angeführte therapeutische Wirkung, da die Umsetzung von schwefelsaurem Zink in Zinkoxyd nicht vollständig ist und das schwefelsaure Zink stets als Verunreinigung dem Zinkoxyd anhaftet. In den Pharmakopöen von 1890 und 1906 ist Nihilum album unter dieser Bezeichnung nicht mehr aufgenommen. Die homöopathische Pharmakopöe Leipzig 1854 kennt aber wieder diesen Namen. Aus dem Erscheinen des bezeichneten Nihilum album in den staatlichen Arzneibüchern geht also hervor, daß einerseits von der Schulmedizin dieser Name verwendet wurde, andererseits diese Bezeichnung für das Zinkoxyd so allgemein war, daß sich die staatlichen Faktoren veranlaßt sahen, diese Bezeichnung in das Arzneibuch aufzunehmen.

Hager, „Handbuch der pharmazeutischen Praxis“, 1886, II, p. 1289, führt folgende Bezeichnungen an: Nihilum album, Pompholix, weißes Nicht (Nichts), Weißnichts, Augennichts, weißer Gallmei, Almey, Hüttennicht, weiße Tutia, welchen Namen noch die Bezeichnung „Lanae philosophorum“ (Wolle der Philosophen) anzuschließen ist. Diese letzte Bezeichnung bildet auch ein Mittelglied für die Erklärung des Wortsinnes „Nichts“. Das rohe Zinkoxyd bildet sich als Abfallprodukt bei der Verhüttung von Zinkerzen, auch bei der Messingfabrikation. Es ist beim Erhitzen flüchtig und setzt sich an den kälteren Gefäßwänden als feine, infolge der großen Oberflächen leicht „fliegende“ Substanz an. Reinigt man nun diese Gefäßwände, so zerfliegt es in Staub, was ihm wohl bei den Spöttern der Alchimisten die Bezeichnung „Wolle der Philosophen“ und im Volke „Nichts“ als Ausdruck für eine formlose, nicht greifbare Masse eingetragen hat. Diese Bezeichnung ging dann sekundär auf das chemisch sehr nahestehende Mineral Gallmei über, eine Bedeutungsübertragung, die man häufig in der Volkskunde verfolgen kann.

¹⁾ Unter Pharmakopöe versteht man das von Fall zu Fall von der staatlichen Sanitätsbehörde herausgegebene Arzneibuch, das die Darstellungsweisen, Reinheitsproben u. s. w. der vorgeschriebenen officinellen Arzneikörper enthält.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Ein Wörterbuch der bayrisch-österreichischen Mundart.

Es ist hohe Zeit, daß endlich die Ansätze gemacht werden, um eine längst fällige Ehrenschuld der Germanisten an die bajuvarische Mundart abzutragen. Seit Schmeller haben wir kein großes Wörterbuch unserer Mundart mehr, das auf sprachwissenschaftlichen Forschungen begründet ist. Aber Schmeller ist natürlich veraltet, und was seit ihm gekommen ist, bestand immer nur aus Versuchen, für einzelne Gebiete des bajuvarischen Stammes die Mundart festzustellen und zu erklären, wie die Idiodiken von Castelli und Hügel, oder aus leider unvollendet gebliebenen Probesammlungen, wie sie der ausgezeichnete Sprachforscher Hugo Maretta in einzelnen Jahrbüchern des Schottengymnasiums veranstaltet hat. Eine allgemeine Behandlung der Mundart fehlt seit fast hundert Jahren, und sie konnte auch von privater Seite nicht vorgenommen werden. Weder ein Verleger noch ein Autor hätten sich gefunden, welche diese ebenso zeitraubende als schwierige und wenig lohnende Arbeit auf ihre eigenen Schultern zu nehmen willens gewesen wären.

Nun haben die Akademien der Wissenschaften von Bayern und Österreich sich zu dem schönen und großen Werke vereinigt, ein solches Lexikon, das den dormaligen Stand der bayrisch-österreichischen Mundart festzubalten berufen ist, zu schaffen. Jeder, dessen Herz an seiner Muttersprache hängt, wird dieses Unternehmen mit Freuden begrüßen, und darum geben wir gern dem Aufruf Raum, der alle Freunde der Mundart zur Mitarbeiterschaft einladet. Anders kann ein Werk dieser Art nicht lebendig werden, als wenn jeder Berufene dazu sein Scherflein beisteuert. Der Aufruf lautet:

Aufruf.

Ein wissenschaftlich wie vaterländisch bedeutsamer Plan steht vor seiner Verwirklichung: der Wortschatz der deutschen Mundart, die in Nieder- und Oberösterreich, in Steiermark, Kärnten, Tirol, Salzburg, im südlichen und südwestlichen Böhmen, im südlichen Mähren, in einem Teile Westungarns und in Sprachinseln gesprochen wird, soll gesammelt und bearbeitet werden. Die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien steht an der Spitze des Unternehmens und organisiert es durch eine aus ihren Mitgliedern gewählte Kommission. Die gleiche Aufgabe für die im Königreich Bayern liegenden Gebiete der stammverwandten Mundart hat sich die Königliche Akademie der Wissenschaften in München gesetzt, und beide Akademien werden nach einem bestimmten Plan zusammenarbeiten, um den von ihnen gesammelten Sprachstoff zu einem großen Wörterbuch der bayrisch-österreichischen Mundart zu vereinigen.

Für die nächste Aufgabe, die Sammlung des Wortschatzes der lebenden Mundart, bedarf es des Zusammenwirkens vieler. Und dazu rufen wir auf. Wir brauchen Sammler, die mit der Liebe zur Heimat Sinn und Verständnis für das Volkstümliche verbinden, die Mundart selbst sprechen oder mindestens kennen, Männer und Frauen, die in der Lage sind, an dem Orte, an dem sie leben, den Wortschatz unmittelbar aus Volksmund zu schöpfen und nach einem bestimmten Plan zu verzeichnen.

Es wird sich uns ja niemand zur Verfügung stellen, der nicht den Reiz dieser Aufgabe empfindet und den nicht eigene Neigung dazu treibt. So notwendig dieser Antrieb auch ist, so genügt er doch nicht: wir müssen den Sammler, der mit uns arbeiten will, bitten, die Anfragen, die wir (voraussichtlich etwa zweimal im Monat) an ihn richten werden, regelmäßig und womöglich durch die ganze Dauer der Sammelarbeit hindurch, die mehrere Jahre beanspruchen wird, zu beantworten. Die Richtung und Art des Sammelns, die Form des Verzeichnens wird denjenigen, die wir durch diesen Aufruf gewinnen, sowohl in einer allgemeinen Belehrung als von Fall zu Fall durch Fragebogen bestimmten Inhaltes mitgeteilt werden. Fachmännische sprachliche Bildung ist zu dieser Mitarbeit nicht erforderlich; es genügt die durchschnittliche Spracheinsicht des Gebildeten; sonst verlangt die Aufgabe aber außer sorgfältiger Berücksichtigung der in der „Belehrung“ enthaltenen Weisungen enge Fühlung mit der Mundart, Beobachtungsgabe, Wahrheitsinn und Ausdauer.

Kosten werden den Sammlern nicht erwachsen. Die Arbeit selbst vermögen wir nur in geringem Maße zu entgelten; diejenigen, die darauf zu verzichten in der Lage sind, bitten wir, bei ihrem Anerbieten den Verzicht ausdrücklich anzumerken.

Wir ersuchen jeden, der seine Mitarbeit als Sammler uns widmen will, in der Zuschrift auch seinen Stand, den Ort, an dem er den Wortschatz aus Volksmund schöpfen wird, uns mitzuteilen, ferner anzugeben, ob er im gewöhnlichen Leben selbst die Mundart spricht, im besonderen die des Ortes seiner Sammeltätigkeit, ob er endlich in der Lage zu sein glaubt, die Sammeltätigkeit an eben diesem Ort durch längere Zeit auszuüben.

Die Namen unserer Sammler gedenken wir in den Berichten über Stand und Fortgang des Unternehmens zu veröffentlichen.

Neben den Anmeldungen zu dieser regelmäßigen und dauernden Sammeltätigkeit, die uns in erster Linie von Wert sind, werden uns auch solche willkommen sein, die nur für ein bestimmtes Stoffgebiet — Ausdrücke, zum Beispiel des Bergbaues, eines Handwerkes oder Gewerbes, überhaupt einer bestimmten Gruppe volkstümlicher Vorstellungen — uns zusagen wollen.

Die Zuschriften erbitten wir an einen der Unterzeichneten.

Im August 1912.

Hofrat Professor Dr. Josef Seemüller,
Wien, XVII. Syringgasse 5,
derzeit und bis Mitte Oktober: St. Martin bei Klagenfurt.

Professor Dr. Rudolf Much,
Wien, XIII. Penzingerstraße 82,
derzeit: Nußdorf bei Oberndorf (Salzburg).

Das Pfingstreiten zu Kötzing 1912.

Mitgeteilt von Josef Blau, Freihöls.

Heuer habe ich dem 500. Jubiläum des Pfingstreitens in dem nahe an der Grenze gelegenen ansehnlichen Markte Kötzing (Niederbayern) beigewohnt. Dieser Ritt ist kein Wettrennen von Bauernrössern, wenn er auch wie unser schon um 1840 von Rank beschriebenes Pfingstreiten¹⁾ ebenfalls am Pfingstmontag stattfindet, sondern eine großartige Prozession zu Pferde.

Der heurige Ritt wurde mit besonderer Pracht gefeiert. Kötzing, der Sitz eines Bezirksamtes im Regentale, hatte sich reich geschmückt. Aus allen Dörfern und Einöden kamen in früher Morgenstunde die Bauernsöhne und auch ältere Männer auf ihren schönen Pferden, deren Mähne, Stirn und Schweif mit Kranz-, Maschen- und Bandwerk überreich geziert waren. Heuer nahmen gegen 500 (in gewöhnlichen Jahren nur beiläufig 200) Reiter an der Prozession teil. Diese führt nach dem benachbarten, anderthalb Stunden entfernten Orte Steinbühl. Voran der Kreuzträger, der alte Posthansel, hoch zu Pferd, Laternen- und Pferdeträger schließen sich an, der Wirt von Chamern mit seinen Hornisten im Zug bläst die lustigen Signale, dann folgt eine Schar bürgerlicher Reiter. Diese tragen zum scharfen Unterschied von den Bauern, die ihre alte Tracht, niedere Hüte mit breiten Krempe, vereinzelt mit dicken Schnüren und Troddeln geziert, bunte, mit Reihen von alten Silbermünzen besetzte Westen, Janker oder lange blaue Tuchröcke und hohe Stiefel an haben, Zylinderhüte, Kaiserröcke, dazu hohe Stiefel. Es sind meist ältere Herren, selbst Greise. Alle sind stolz auf ihr Kranzel, das sie am Arme tragen. Von diesem später. Über den Zug flatterte die Marktfahne. Nun folgte der Kantor mit dem Gesangbuch dann vier Geistliche im weißen Chorrock und Stola, in hohen Stiefeln, wie alle übrigen Teilnehmer zu Pferde, ein seltener Anblick! Hinter diesen der Mesner, dann die Brautführer mit grünen Schärpen, in ihrer Mitte der Pfingstbräutigam, und nun der lange, lange Zug der Bürger und Bauern; unter diesen gab es Jubilare mit Ehrenstandarten, die in

¹⁾ Josef Rank, „Aus dem Böhmerwalde.“ Leipzig 1843.

Über das Pfingstreiten in Westböhmen überhaupt vergleiche: John, „Sitte, Brauch und Volksglaube.“ Prag 1905. S. 80 ff.

ununterbrochener Reihenfolge 25, 30 und mehr Jahre geritten waren. Viermal hält der Troß bei Feldaltären, wo ein Priester die Evangelien liest. In Steinbühl ist Hochamt, um die Kirche fröhliches Lagerleben; in weitem Kreise herum die rastenden Pferde. Die Eichentür der Nikolauskirche ist mit Hufeisen in allen Formen und Größen von oben bis unten benagelt.

Schon vorher war zwischen Pfarramt und Magistrat über die Auswahl des diesjährigen Pfingstbräutigams beraten worden. Dieser wieder hat eine tugendsame Jungfrau zur Pfingstbraut erwählt und die armen Schulschwestern eines nahen Klosters stellten das aus Gold- und Silberfäden fein gewundene Pfingstkränzchen her, das dem Bräutigam verliehen werden soll. Gar mancher Bürgerssohn mag ein loser Junge sein, aber „das Kränzchen, das Kränzchen“ bringt ihn zur Besinnung. Wie leuchtete vor einigen Jahren die Begeisterung aus den Augen des mehr als achtzigjährigen „ehr- und tugendsamen Jünglings“, der nach 65 Jahren zum zweitenmal auf dem Festplatze zur besonderen Ehrung erscheinen durfte.

Unter dem Donnern der Böller, dem Läuten der Glocken und Musikschall — heuer war die Chevaulegers-Bande von Straubing aufgeboten worden — hält die seltsame Prozession am frühen Nachmittag ihren Einzug. Ein Geistlicher predigte von seinem Sitze hoch zu Roß von Gottesfurcht, Bürgertugend und Vaterland, worauf er dem Bräutigam das Kränzchen überreichte. Einige Jubilare wurden durch Überreichung von Ehrenbannern ausgezeichnet, die sie bei späteren Ritten mitführen dürfen.¹⁾

Um 5 Uhr nachmittags wurde die Pfingstbraut abgeholt. Dann begann der Tanz.

Über die Entstehung dieses Pfingsttrittes bietet die Geschichte keine sicheren Anhaltspunkte. Gewiß hat der alte Brauch seine Entwicklung durchgemacht, ähnlich wie ein Volkslied.

Die Volksüberlieferung erzählt: „Um 1410 herrschte um Kötzing eine verheerende Seuche unter den Pferden, zu deren Abwendung, nach anderen zum Danke für deren Abwendung diese Prozession gestiftet worden sein soll. Nach der dem Volke geläufigsten Deutung hätten die Bürgerssöhne den nach Steinbühl zu einem Kranken reitenden Geistlichen im damaligen Urwald vor Räubern und wilden Tieren errettet und sich so die Ehrung verdient. Die Hochzeit wird zurückgeführt auf den Liebesroman eines schönen Pflegertöchterleins oder gar eines bayrischen Herzogs. Sie soll erst seit 200 Jahren bestehen.“

Johann Brunner, Seminarlehrer in Cham, einer der tüchtigsten Volkskundler Bayerns, schreibt hierüber:²⁾

„Als Dokument, daß der Brauch, wie er jetzt durchgeführt wird, auf ein so hohes Alter zurückblicken kann, ist eine Inschrift auf der Marktfahne vorhanden mit folgendem Wortlaut: ‚Renoviert worden anno 1788 durch die Ehrengerechten Bürgers Söhne allhier, seinen Anfang dessen Ritt 1412.‘ Nun fragt es sich: Wie kam Kötzing zu dem merkwürdigen Brauch? Ich halte mich zunächst an den Namen, der im Volke noch vielfach Pfingsttritt und nicht, wie jetzt eingeführt worden ist, Pfingsttritt heißt. Die Sprache des Volkes ist das Konservativste, was es gibt, und hat uns viele Bezeichnungen treu und richtig aufbewahrt.

Was ist nun der Pfingsil? Er ist das, was man auch mit Pfingslflümmel bezeichnet, das heißt der am Pfingstmontag am spätesten fertig gewordene Knecht, also etwas Ähnliches wie der Palmesel zu Ostern.³⁾ Dieser Ungeschickte oder Faule wurde von seinen Kameraden, in Laub, Zweige oder Schilfrohr eingebunden, auf ein Pferd gesetzt, im Triumph durch das Dorf geführt und dann als sogenannter Wasservogel in den Dorfteich

¹⁾ Chamer „Anzeiger“ Nr. 114. 1912.

²⁾ Unter der Mannschaft der spalierbildenden Kriegervereine waren mir mehrere alte Männer aufgefallen, die neben dem Eisernen Kreuz und anderen Denkzeichen auch Gewehr kugeln an der Brust hängen hatten. Auf meine Anfrage erklärten mir die Veteranen, das seien „Preußische“ aus dem Jahre 1866, die ihnen im Spital aus dem Leibe gezogen worden.

³⁾ Vergl. John, „Sitte, Brauch und Volksglauben im deutschen Westböhmen.“ Prag 1906. S. 77 ff. Hier ist auch auf weitere Literatur verwiesen.

oder -Bach geworfen. Dieser Wasservogel ist ein Wesen der deutschen Mythologie und ist auf die Heiligverehrung des Wassers durch die Bajuwaren zurückzuführen.¹⁾

Panzer teilt in seinen bayrischen Sagen und Bräuchen (München 1848) mit, daß seit undenklichen Zeiten in Sauerbach in Oberbayern am Pfingstmontag der Wasservogel dargestellt wurde und daß insbesondere im Jahre 1840 ein großer Zug von Reitern ihn begleitete. Ebenso in Baumgarten in Niederbayern, wo alle Jahre am Pfingstmontag der Pfingstl oder Wasservogel in Stroh gehüllt auf einem Pferde durchs Dorf und das halbe Gericht ritt, begleitet von einer Anzahl von Reitern.

So berichtet er auch von einem Pfingstreiten in Niederaltach an der Donau als von einer uralten Gewohnheit, daß am Pfingstmontag 12- bis 18jährige Burschen auf schön geziernten Pferden den in Stroh verummten Pfingstl von Haus zu Haus begleiten mit dem Spruch:

Pfingstl he, Pfingstl he! Der Pfingstl is do!

Nehmt's a Krüagl voll Wasser und schütt's 'n brav ol

In Wollaberg in Niederbayern, wo das Pfingstlingen auch heute noch besteht, werden die Säger, bevor sie Gaben erhalten, mit Wasser begossen und Wasservogel genannt.

So mag es als nicht besonders gewagt erscheinen, den Kötztlinger Pfingstritt auf den alten heidnischen Brauch der Bayern-Germanen, den Pfingstl, zurückzuführen. Gar mancherlei Feste mußte das Christentum, das aus der Fremde und im Geleite einer fremden Sprache kommend, gar nicht volkstümlich war, beibehalten, um Boden zu gewinnen. So wurde auch unserem Brauch ein christlicher Anstrich gegeben. Das an der Spitze getragene Kreuz, dem laut betend der ganze Zug folgt, weist hin auf eine Wallfahrt, das Absingen der vier Evangelien auf einen Bitt- oder Flurumgang. Das Anrufen der bei den Bauern besonders in Verehrung stehenden Heiligen Wendelin und Leonhard sowie Nikolaus erinnert an einen Leonhardritt und läßt darauf schließen, daß der Ritt nach Steinbühl seinen Ursprung auf eine Viehseuche zurückführen könnte. Dafür bilden auch einen Beweis die vielen Hufeisen, die wohl infolge von Verlöbnissen an die Kirchentüre in Steinbühl genagelt wurden. Auch ist es erwiesen, daß der Pfingstritt, nachdem er anfangs des vorigen Jahrhunderts verboten worden war, nach 20jähriger Unterbrechung zur Abwendung einer Viehseuche wieder eingeführt wurde. Die Überreichung des Tugendkranzes an einen würdigen jungen Mann bildet eine Überleitung der religiösen zu einer weltlichen Feier, nämlich zu einem Sittenfest und dieses geht dann zu den rein weltlichen Vergnügungen einer Hochzeit über.“

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

11. Adalbert Jungbauer: Das Weihnachtsspiel des Böhmerwaldes. Untersuchungen zu dem von J. J. Ammann in den „Beiträgen“ II, 1 veröffentlichten Christkindspiel. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, geleitet von Professor Dr. Adolf Hauffen. III. Band, 2. Heft.)

Im Jahre 1898 kündigte der um den Böhmerwald hochverdiente Schulrat J. J. Ammann im ersten Teile seiner Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde an, daß er seinen 16 Texten in einem Schlußbände den kritischen Teil folgen lassen werde; jetzt hat einer seiner Schüler einen Teil dieses Versprechens erfüllt. Das sieht aus, als ob mit dem vorliegenden Buche nur Geringes geleistet wäre, dem ist aber wahrlich nicht so. Es geschah auch hier wieder, wie es so oft ergeht: auch der Berufene übersah anfangs nicht vollständig die Größe des Schatzes, den zu heben er unternommen hatte.

Unter den Volksschauspielen nehmen die religiösen und unter diesen wieder die Passions- und die Weihnachtsspiele den größten Raum ein. Eine bedeutende Menge

¹⁾ „Deutsche Mythologie“ von Jakob Grimm. Göttingen 1835. S. 336.

Material aus Vergangenheit und Gegenwart ist zutage gefördert und bearbeitet, mein verehrter Universitätslehrer Prof. Dr. Wackernell hat, um von älteren Arbeiten zu schweigen, an den altdutschen Passionsspielen des spielfreudigen Tirol den Einfluß der Landschaft auf Entstehung und Ausgestaltung solcher Erzeugnisse der Volkskunst beispielgebend gezeigt; ¹⁾ Jungbauer hat Ähnliches für die Gegenwart geleistet, nachdem ihm Friedrich Vogt in der wissenschaftlichen Bearbeitung der schlesischen Weihnachtsspiele vorausgegangen, ²⁾

Es ist ein entlegenes, rauhes Waldland, das hier in Betracht kommt, der südliche Böhmerwald und die angrenzenden Teile des oberen Mühlviertels und des Bayrischen Waldes. Bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit führte kaum eine Bahn ins Innere dieses Gebietes, Ammann mußte noch, als er anfangs der Neunzigerjahre daranging, ein Volksschauspiel der Gegend, das Höritzer Passionsspiel, in großem Maßstabe zu neuem Leben zu erwecken, den mehr als dreistündigen Weg von Krumau, dem Hauptorte des Böhmerwaldes, zu den Proben in Höritz zu Fuß zurücklegen.

Diese Abgeschlossenheit kommt uns heute in eigener Weise zugute. Die auf sich selbst gestellten Bewohner mußten ihren Spieltrieb mit den schlichsten Mitteln auf eigene Faust befriedigen, und so kommt es, daß sich hier das Volksschauspiel in einer Ursprünglichkeit und Frische bewahrt hat wie kaum sonst irgendwo.

Und die Spiel Freude ist groß unter den anspruchslosen Waldleuten. Auch in ganz kleinen Orten schließen sich einzelne Bewohner zusammen zu Spielgesellschaften, die nach inhaltlich von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Spielbüchern ihre Stücke auführen, in denen die Bibel, die Heiligenlegende, Ritter- und Räuberromantik, auch Christoph Schmid'sche Erzählungen und andere zu Worte kommen. Am verbreitetsten ist aber das Weihnachtsspiel, das im Böhmerwald meist Dreikönig- oder Christkindspiel oder kurzweg „s Gspül“ genannt wird und wegen seines herzinnigen Inhaltes vom Volke mit besonderer Liebe gehegt und mit einem reichen Kranze von Liedern geschmückt wird.

Das Spiel wurde schon viermal gedruckt. Außerdem standen Jungbauer 25 Handschriften und Abschriften aus 23 verschiedenen Orten für seine Arbeit zur Verfügung, und er sagt selbst, daß sich wohl leicht noch eine gleiche oder gar größere Zahl zusammenbringen ließe, doch würde sich dadurch an den Ergebnissen nichts Wesentliches ändern. Als Grundlage wurde das Christkindspiel von Neudörfel genommen, einem Nestchen von 5 Häusern und 30 Einwohnern, zwei Stunden südlich von Krumau, das Ammann im ersten Teile seiner „Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde“ veröffentlicht hat.

Hauptziel der Untersuchung ist die Beantwortung der Frage nach Inhalt, Form, Alter und Heimat des Spieles, das den 29 Fassungen, die „alle Vertreter eines und desselben Spieles sind“, zugrunde liegt. Daher wird das Neudörfeler Spiel (N) zunächst genau zergliedert und dann mit den anderen sorgfältig verglichen.

N zerfällt in folgende auch aus alten Weihnachtsspielen bekannte vier Teile: 1. Mariä Verkündigung, 2. Herbergsuche, 3. Hirtenspiel, 4. Dreikönigspiel, von denen vier wieder aus zwei durch eigene Einleitungssprüche gekennzeichneten Teilen besteht, so daß eigentlich fünf ursprünglich wohl selbständige Teile zu unterscheiden sind: 1. Mariä Verkündigung, 2. Herbergsuche, 3. Hirtenspiel, 4. Dreikönigspiel, 5. Kindermord.

Bei der Wiederherstellung der gemeinsamen Grundlage X, „des Böhmerwaldspieles“ kurzweg, ging Jungbauer nach dem Grundsatz vor, daß nur allen Handschriften Gemeinsames dem Urspiele zuzuschreiben sei, anderes in weit zurückreichenden gut Ueberliefertes nur dann, wenn es selbst altertümliches Gepräge aufweist oder in anderen alten Weihnachtsspielen gefunden wird.

Die Vergleichung der verschiedenen Fassungen ergab selbstverständlich, daß durch Umstellung, Kürzung, Erweiterung und anderes mannigfach geändert wurde, denn das Volksschauspiel wird „zerspielt“, wie das Volkslied „zersungen“ wird. Insbesondere wird in Szenen, in denen sich der Volkswitz tummeln kann, immer breiter ausgesponnen und auch dem augenblicklichen Einfall Raum gelassen. So werden die Hirtenszenen mit allerlei

¹⁾ Altdutsche Passionsspiele aus Tirol. Graz 1897.

²⁾ Die schlesischen Weihnachtsspiele. (Schlesiens volkstümliche Überlieferungen, I.) Leipzig 1901.

„Faxen“ ausgestattet, deren Einzelausführung dem Belieben und der Veranlagung der Spieler überlassen wird, und die Judenszene im Dreikönigspiel bietet den Darstellern Gelegenheit, die gegenwärtigsten Dorfereignisse durchzuheckeln.

Das Endergebnis läßt sich etwa folgendermaßen zusammenfassen: Schon X war ein umfangreiches, mit Liedern wohl ausgestattetes Stück. Das Verkündigungsspiel fehlte noch, die Spiele an der bayrischen Grenze und wenigstens noch eine alte Handschrift weisen es nicht auf. Der Trabant eröffnete und schloß das ganze Spiel mit einem Spruch an die Zuschauer, Kaiphas leitete ebenso die einzelnen Teile ein. Dem eigentlichen Dreikönigspiel war schon ein Vorspiel vorausgeschickt, der Kindermord lief in eine Betrachtung des Kaiphas aus. X war in guten reimpaarigen Knittelversen abgefaßt, Prosastellen sind stets jungen Ursprunges. In der Mundart sprachen zunächst wohl nur die Hirten, vielleicht auch Josef an einigen Stellen. Kein einziges mundartliches Lied ist allen Fassungen gemeinsam, sie dürften wohl alle — nebst anderen — spätere Zutat sein (p. 60).

Erfreulich ist die Feststellung, daß die jüngsten Fassungen die meisten Lieder enthalten, denn dies ist ein Beweis, daß dichterische Schöpferkraft und Freude am Gesang im Böhmerwalde noch lebendig sind.

Die Bestimmung der engeren Heimat des Urspieles X stößt auf Schwierigkeiten. Daß es bayrischen Ursprunges ist, beweisen die Reime zweifellos. Beachtenswert ist, daß sich die 29 Fassungen inhaltlich zu Gruppen zusammenschließen, denen die örtliche Verbreitung auffallend entspricht. Die sieben Spiele, die X am nächsten stehen, sind auch untereinander nahe verwandt. Von ihnen stammen fünf aus Ortschaften im Bayrischen Wald oder am Goldenen Steig, dem uralten Handelsweg zwischen Passau und Prachatitz; Freitung, die Heimat des sechsten, liegt am Wege Passau—Winterberg; die deutsche Sprachinsel Stritschitz bei Budweis, aus der das siebente ist, unterhielt rege Beziehungen mit Prachatitz; schon Regierungsrat Gubo nahm an, daß das Spiel von da in den abseits gelegenen Ort gekommen sei. Dieser Gruppe zunächst stehen wieder sieben Spiele, die alle im oberen Moldautale zu Hause sind, bis auf Neutal, das knapp an der bayrischen Grenze liegt. Die dritte Gruppe liegt innerhalb eines Kreises, dessen Mittelpunkt ungefähr Kalsching ist. Von diesen Spielen unterscheiden sich die um Höritz durch Prosaerweiterungen, N und das von Pailler herausgegebene von St. Oswald in Oberösterreich sind wieder nahe verwandt und weisen die meisten Lieder auf (p. 63).

Es wäre verlockend, daraus Schlüsse auf die Wanderung des Spieles zu ziehen. Jungbauer tut dies nicht ausdrücklich, er hat wohl seine Gründe. Dafür sucht er einen Zusatz auszunützen, den merkwürdigerweise 4 Handschriften aus drei verschiedenen Gruppen — doch nicht aus der ersten — aufweisen. Darin sagt der zweite Hirt, daß er im Deutschen draußen bei seiner Schafhalterei war, als eine böhmische Botschaft ihm nach Böhmen hereinberief. Er sei dann über Sarleinsbach und über das Kloster Schlägl hergeeilt. Jungbauer deutet das so (p. 35): „Eine Spielgesellschaft aus Bayern (im ‚Teutschen‘) . . . wurde eingeladen, das Spiel in einer Ortschaft des benachbarten Böhmen abzuhalten; sie kamen durch das obere Mühlviertel . . . nach Böhmen.“ Er glaubt also, daß das Spiel aus Bayern durch das oberösterreichische Mühlthal in einen oder den anderen Ort Böhmens kam. Die Tatsache, daß die zwei Verse mit der Nennung des Klosters Schlägl auch in dem von Hartmann veröffentlichten Spiel von Hohenau im Bayrischen Walde vorkommen, scheint ihn wieder auf Oberösterreich als Heimat zu weisen. Ich muß gestehen, mir leuchtet die Beweiskraft der Stelle nicht ein, die Andeutungen der Handschriftengruppen wären mir lieber.

Jedenfalls wagt Jungbauer nicht, den Böhmerwald als Heimat des Urspieles anzunehmen. Er weist darauf hin, daß zahlreiche Spiele des bayrisch-österreichischen Sprachgebietes — so viele aus Oberbayern, die deutsch-ungarischen aus Kremnitz, Oberufer, Ofen, das Spiel aus Vordernberg in Steiermark, das oberpfälzische Weihnachtspiel — in Aufbau, Liedern, einzelnen Versen und in der Aufführung so viel Übereinstimmendes haben, daß entweder für sie die Kenntnis des Böhmerwaldspieles vorausgesetzt oder für alle ein gemeinsames bayrisch-österreichisches Original (ich nenne es einstweilen Y) angenommen werden muß. Er entscheidet sich für das letztere. Aus Y

hätte dann auch Pondo geschöpft, dessen „Curtze Comödien von der Geburt des Herrn Christi“, die 1589 am Berliner Hofe aufgeführt wurde, ein älteres oberdeutsches Vorbild benützte (Hartmann) und einzelne Verse mit X tatsächlich gemeinsam hat. Von Y würde natürlich auch X stammen, das über Bayern oder Oberösterreich ins südliche Böhmen gekommen sein soll.

In dem Anhang, den A. Hauffen dem Buche beigefügt hat, hält dieser durch F. Vogt¹⁾ den Beweis beinahe für erbracht, daß „wenigstens der älteste Kern der Hirtenszenen aus dem südlichen Böhmen stammt“ und daß N, Pundos Christkomödie, das St. Oswalder Spiel und das von Hohenau im Bayrischen Walde „in ihrer gemeinsamen Grundlage in einem älteren, im Süden des Böhmerwaldes verbreiteten Spielbuch vorhanden waren“. Jungbauer ist mit Ammann nicht der Ansicht, er will im heurigen Programm des Prachatitzer Gymnasiums, in dem er ein neues hiehergehöriges Weihnachtsspiel aus Peilstein in Oberösterreich herausgeben und besprechen wird, nochmals auf diese Frage eingehen.

Schwierig ist auch die Altersbestimmung, denn die älteste Handschrift stammt erst aus dem Jahre 1804, die mündlichen Überlieferungen sind ungenau und unverlässlich. Eine verhältnismäßig gut verbürgte meldet, daß das Spiel um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Wallern aufgeführt wurde; der von Ammann aufgezeichnete Bericht eines Spielers von einem Spielbuche von 1605 aus Tisch läßt sich nicht mehr nachprüfen. Sprache und Reime lassen aber keine Schlüsse zu, da sie sich in der mündlichen Überlieferung durch die Reihe der Jahre mitverändert haben.

Das hohe Alter verbürgen allerdings schon die Art der Aufführung und die Charaktere einzelner Personen, die weit ins Mittelalter zurückreichen. Besonders scheint mir die Gleichung des Bauern mit dem tückischen Schalksnarren alter Spiele sprechend. Und wenn in unserem Spiele Lieder lebendig sind, die schon im 15. Jahrhundert im hessischen Weihnachtsspiel erklangen, so ist das auch ein Beweis ehrwürdigen Alters.

Die Gewinnung einer genaueren Zeitangabe wird unternommen mit Hilfe zweier Luther-Lieder, die in unser Spiel verwoben sind. So wird wenigstens für das Hirtenspiel das Jahr 1535 als Zeitpunkt gewonnen, nach dem es in dieser Fassung entstanden sein muß. 1589 als Aufführungsjahr von Pundos Comödia mit ihrer Entlehnung gibt die Grenze nach der anderen Seite. Es ist gewiß eher zu wenig als zu viel, wenn Jungbauer auch für die übrigen Bestandteile das 16. Jahrhundert als Entstehungszeit annimmt, für die ältesten Teile kann man im Hinblick auf alte Weihnachtsspiele sicherlich ein höheres Alter ansetzen.

Aus der Verwendung der Luther-Lieder schließt Jungbauer ferner auf einen Protestanten als Verfasser. Er bemerkt dazu ausdrücklich, daß dieses Bekenntnis die Annahme des Böhmerwaldes als Heimat des Spieles nicht ausschliesse, da ja im 16. Jahrhunderte auch hier viele Anhänger des neuen Glaubens gewesen seien. Das ist richtig. Schon unter dem streng katholischen Wilhelm v. Rosenberg gab es genug Protestanten und Utraquisten in dieser Gegend, unter Peter, dem letzten dieses Stammes, der selbst ein böhmischer Bruder war, mehrten sie sich stark. 1595 gibt es auf dem ganzen Rosenberger Gebiet nur drei Pfarren, die das Sakrament in einer Gestalt allein austeilen, allerdings sind dies die drei deutschen Böhmerwaldpfarren Tweras, Stein und Salnau. In Krumau ist noch 1618, nach sechzehn Jahren kaiserlicher Herrschaft und mannigfacher Verfolgung, fast ein Drittel der ansässigen Bürgerschaft evangelisch, ungerechnet die fast ausschließlich ketzerischen zugewanderten Bergleute und Handwerker. Und einige Jahre früher wird von da berichtet, daß ein Barbier mit Erlaubnis des Magistrats auf dem Rathaus eine Komödie aufführte, in der das Meßopfer und die Fürbitte für die Verstorbenen verspottet wurden. Daß der Budweiser Benedikt Edelpöck, der Landfahrer, das Spiel nicht kannte, fällt für die Frage nach dessen Alter und Heimat nicht ins Gewicht.

Schon im Mittelalter trieb die Freude an solchen Aufführungen immer wieder zum Anfügen neuer Spiele. So ist zum Beispiel dem mit dem hessischen Weihnachtsspiele

¹⁾ A. a. O., p. 183; vergl. auch die Besprechung des Buches Jungbauers durch Hauffen in der „Deutschen Arbeit“, XI, S. 228.

nahe verwandten Sterzinger vom Jahre 1511¹⁾ ein Prophetenspiel und diesem wieder die Verlobung Marias mit Josef vorausgeschickt. Dasselbe Streben nach Vergrößerung läßt sich an jüngeren Volksschauspielen beobachten und Jungbauer weist es auch für den Böhmerwald nach. Die Stoffe sind meist alt und mit hinweisender Beziehung auf das Neue Testament dem Alten entnommen oder auch rein sinnbildlicher Art. Solche Erweiterungsszenen sind: das Paradiesspiel, Kain und Abel, Noe, Isaaks Opferung, Pilger und Schäfer, der Streit der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit vor Gottes Thron. Ein Lied leitet dann zum eigentlichen Weihnachtsspiel über. Auch Passionsspiele, so das bekannte Höritzer, werden oft so eingeleitet.

Auch der anderen alten Gepflogenheit, am Schluß des ernstesten Spieles eine heitere Szene anzufügen, huldigen die Böhmerwälder. In Tweras wird vor der Flucht nach Ägypten ein Kampfgespräch zwischen Sommer und Winter aufgeführt, dessen Wortlaut Jungbauer mitteilt. In Pfefferschlag bei Prachatitz folgt dem Christkindspiel ein köstlicher Wettstreit zwischen einem Schneider und einem Schuster, der ebenfalls wiedergegeben wird. Der Schuster, der in der Mundart spricht, vertritt das derbe, schlichte, ehrliche Bodenständige, während der Schneider, ein prahlender Luftikus, sich ein „Kraftschinie“ und einen „Kleiderinschinier“ nennt und ein feines Hochdeutsch zum Besten gibt. Beachtenswert ist der Hinweis auf das von Schröer veröffentlichte Weihnachtsspiel von Oberufer bei Preßburg, das auch sonst sich mit dem Böhmerwaldspiel berührt. Es hat ebenfalls eine Szene zwischen einem Schuster und einem Schneider angehängt, doch ist sie hier zu einem regelrechten Fastnachtspiel mit Ränkespiel und Liebeshandel ausgebaut.

Der Freund ursprünglicher Volkskunst liest wohl am liebsten, was über die Auf-
führung des Spieles berichtet wird. Der Verfasser ist in der Lage, die spärlichen Angaben Hartmanns, Ammanns, Paillers ausführlich zu ergänzen. Regierungsrat Gubo hat eine Schilderung des Stritschitzers Spieles, in dem er in seiner Bubenzzeit als Erzengel Gabriel den Stern drehte, zur Verfügung gestellt. Lehrer Schilbansl steuerte eine Beschreibung des Wallerner Spieles mit einem Plan des Spielplatzes bei, Jungbauer selbst ist ein Böhmerwälder, schon in seine Kindheit klang die Poesie des Christkindspieles. Außer den Aufführungen seiner Heimat Hüttenhof kennt er noch die von Pfefferschlag aus eigener Anschauung. Da ich selbst heuer zu Dreikönig Gelegenheit hatte, einer Auf-
führung in Hüttenhof beizuwohnen — die Erinnerung daran wird mir immer lieb bleiben — will ich mich bei Wiederholung des Hauptsächlichsten von dem, was Jungbauer bietet, auch durch meine eigenen Eindrücke leiten lassen.

Eine geräumige Bauernstube ist mit Zuschauern dicht gefüllt, nur in der Mitte ist ein eiförmiger Raum für die Spieler frei. In feierlichem Zuge schreiten die Spieler unter Führung des Spielleiters Kaiphas durch den Türrahmen — die Türe ist, um Raum zu gewinnen, ausgehoben — und nehmen ihre Plätze ein. Der Türe gegenüber sitzen erhöht Herodes und sein „Tragant“, hier ist Jerusalem. Etwas abseits, doch auch noch in Jerusalem, hat Kaiphas seinen Platz. Auf einer Längsseite sitzen Maria und Josef zu Bethlehem auf einem niedrigen Schemel, denn sie sind niedrig und arm, neben ihnen steht Gabriel mit seinem Stern. Auf der anderen Seite thronen die heiligen drei Könige im Morgenlande und harren geduldig ihrer Zeit. Die Hirten haben ihren Standort Jerusalem gegenüber bei der Türe. Der Bauer und die Juden — episodische Gestalten, die im gegebenen Augenblick von den Hirten dargestellt werden — nehmen am Einzuge nicht teil, der Teufel, der erst am Schluß den Herodes zu holen hat, macht sich einstweilen wohl als Ordner nützlich, auch ist er oft der Säckelwart der Spielgesellschaft.

Wie die Orte, werden auch die Handlungen schlicht angedeutet. Bei der Herbergsuche gehen Josef und Maria langsam im Kreise herum, die Hirten trippeln auf der Stelle oder im Kreise, um das eilige Laufen nach Bethlehem darzustellen, die Könige versinnbildlichen die lange Reise aus dem Morgenlande durch langsames Gehen. Bei Zwiesgesprächen stellen sich die Personen einander gegenüber, Herodes, Kaiphas, die

¹⁾ Sieh Jordan: „Das hessische Weihnachtsspiel und das Sterzinger Weihnachtsspiel vom Jahre 1511.“ Krumauer Gymnasialprogramm 1902 und 1903.

heiligen drei Könige und der Trabant erheben sich, wenn sie einen Part zu sagen haben, durchschreiten den Spielraum und sprechen immer einen Vers, sobald sie sich gewendet haben.

Die Kleidung der Spieler muß mit geringen Mitteln hergestellt werden, sie ist einfach und doch außerordentlich und dadurch das Gemüt der Zuschauer anregend. Auch sie ist vielfach sinnbildlich, so das „Blahl“ (ein Schurzfell), das der heilige Josef neben der Zimmermannsaxt oft trägt, und die Ringstäbe der Hirten. Die allgemein verbreiteten „Dreamlinge“ (undurchschossene Enden eines Leinwandstückes), die ihnen von Hut und Lenden hängen, weiß ich nicht zu deuten. Hierher gehört auch, wenn Herodes mit einem blinkenden Offizierssäbel, der „Tragant“ mit einem Polizeisäbel ausgerüstet ist. Daß die Könige ihre Meßgewänder oder Kaiphas seinen Rauchmantel manchmal mit goldpapierenen Kreuzen geschmückt haben, fällt den Zuschauern des Böhmerwaldes ebensowenig auf wie in Tirol der Judas, der beim Eintritt in den Hohen Rat ins Weihbrunnkrügel greift und „Gelobt sei Jesus Christus!“ spricht. Jungbauer hat seinem Buche vier gute und lehrreiche Bilder beigegeben, die uns einzelne Gruppen in ihrer Ausrüstung zeigen.

Solch schlichte Darstellung hat nicht nur den Vorteil, daß sie billig ist und die Aufführung überall ermöglicht, sie zwingt auch die Zuschauer zur Betätigung der eigenen Einbildungskraft und damit gewissermaßen zum Mitwirken. Aber noch auf andere Weise werden sie ins Spiel hineingezogen. Kaiphas und der Engel wenden sich mit ihren Sprüchen oft unmittelbar an sie, die Hirten, die Juden, der Bauer, der Teufel treiben ihre Spässe mit ihnen, ein Jude verläßt den Spielraum und setzt seinen Handel unter ihnen fort u. s. f. Das schönste Band zwischen Bühne und Volk, wenn man hier so sagen darf, weben aber die Lieder, die von einer Szene zur anderen leiten und die in den Handschriften oft geradezu als Volkslieder bezeichnet werden: der Spielleiter stimmt sie an und alles fällt in frommer Andacht ein. Dadurch wird das Spiel im Böhmerwalde heute noch, was solche Aufführungen unseren Ahnen vor Jahrhunderten waren: ein gemeinsamer, tieferbaulicher Gottesdienst. Eine höchst bedauerliche Verwechslung mit leider oft ausartenden Fastnachtsbräuchen ist es daher, wenn die böhmische Statthalterei die Abhaltung des Spieles durch Verbote zu hindern sucht.

Mehr als die Hälfte des Buches nimmt der letzte der acht Abschnitte ein. Er behandelt die 86 Lieder, die im Verlaufe der Spiele gesungen werden und die sich folgendermaßen verteilen: 7 auf Vorspiel und Herbergsuche, 41 auf das Hirtenspiel, 24 auf das Dreikönigspiel und 14 auf die Flucht nach Aegypten, den Kindermord und das Ende des Herodes.

Eine Riesenarbeit steckt in den die einzelnen Lieder begleitenden Bemerkungen. Nicht nur die 29 Fassungen sind sorgfältig miteinander verglichen, so ziemlich die ganze deutsche Weihnachtsliteratur und Ausgaben geistlicher und weltlicher Lieder sind zu Rate gezogen, um den wechselnden Inhalt, Heimat und Verbreitung der Lieder aufzuweisen. Ungefähr die Hälfte scheint bodenständig, die Hirtenlieder insbesondere sind in unverfälschter Waldmundart. Einen außerordentlichen Wert erhält diese reiche Sammlung von Weihnachtsliedern eines engen Gebietes durch die 67 Weisen, die Jungbauer größtenteils nach Aufzeichnungen einheimischer Lehrer wiedergibt. Zwei Texte stammen, wie erwähnt, von Luther, sonst sind sie als echte Volkslieder namenlos. Erwähnenswert ist wohl auch, daß in einigen Spielhandschriften in der Flucht nach Ägypten eine Räuberszene und in dieser wieder ein Räuberlied steht, das auch sonst in verschiedenen deutschen Landschaften vorkommt und gar wohl Schiller als Vorbild zu seinem Räuberlied gedient haben kann.¹⁾ Wenige sind nur äußerlich der Handlung eingeordnet, die meisten sind innig damit verknüpft. Fast alle sind poetisch wertvoll, viele von einer Innigkeit des Textes und Schlichtheit der Weise, die auch Fremde gewaltsam faßt und wohl begreifen läßt, daß die schlichten Wäldler oft zu Tränen geführt werden.

Noch eine ganze Reihe feinsinniger Bemerkungen, so zum Beispiel über Unterschiede im gesungenen und gesprochenen Vers, über Schreibereigentümlichkeiten, über Spielhandschriften, die man der Bevökerung nicht in übelangebrachtem Sammeleifer

¹⁾ Vergleiche Hauffen im Anhang, S. 217.

wegnehmen soll, und vieles andere wäre zu erwähnen. Aber nur eine recht erfreuliche aus dem Vorwort möge zum Schlusse noch ausdrücklich hergesetzt werden, daß nämlich Ammanns großzügige Wiederbefehung des Höritzer Passionsspieles vielfach die Spielfreude neu entfacht hat. So hat die von Ammann ausgegangene Tätigkeit auf diesem Gebiete, die durch Jungbauers Buch einen vorläufigen und teilweisen Abschluß gefunden hat, im ganzen Böhmerwalde schöne Früchte getragen!

Die Besprechung des Buches selbst aber wollen wir mit den anerkennenden Worten A. Hauffens schließen, des Berufensten auf dem Gebiete deutschböhmischer Volkskunde, in dessen Sammelwerk es ja auch erschienen ist: „Es ist ein Vorbild für spätere Arbeiten derselben Art. Hoffentlich wird auch diese gründliche Würdigung des Böhmerwaldweihnachtsspieles Nachfolge finden!“ („Deutsche Arbeit“, II, S. 231.)

Dr. R. Jordan.

12. Der Mensch aller Zeiten. Natur und Kultur der Völker der Erde. Bd. I. Der Mensch der Vorzeit. Von Prof. Dr. Hugo Obermaier. Allgemeine Verlagsgesellschaft, Berlin-München.

Mit Ausgabe der Lieferungen 9—13 erscheint der vorgeschichtliche Teil des oben genannten Werkes, auf das wir den Leser schon früher einmal aufmerksam gemacht haben,¹⁾ zu Ende geführt. Da die Besprechung der älteren Steinzeit allein fast zehn der gesamten Lieferungen in Anspruch nimmt, ergibt sich ein sehr ungleiches Verhältnis zwischen der extensiven Behandlung des Stoffes in diesem Teile und der knappen, ja allzu knappen Darstellung der späteren Kulturstufen. Es wäre wohl nicht bloß im Sinne der engeren volkskundlichen Bestrebungen, sondern auch im Rahmen des den Menschen aller Zeiten berücksichtigenden Gesamtwerkes entschieden wünschenswert gewesen, wenn die Schilderung der prähistorischen Kulturformen gerade in ihrem Übergang in den Bereich der geschichtlichen Entwicklung auf möglichst breiter Basis sowohl stofflicher Natur wie auch in geographischer Hinsicht vor uns aufgerollt worden wäre; diesbezüglich bietet etwa für Nord- und Osteuropa sogar die kleine populäre Urgeschichte Europas von S. Müller mehr Angaben informierender wie kritischer Art.

Sehr willkommen erscheint es unter diesen Umständen, daß der an sich ja inhaltsreiche, aber lediglich kurz referierende Text dieses zweiten Teiles gleich dem des ersten durch vorzüglich ausgewählte Abbildungen wesentlich ergänzt und bereichert wurde; auf das hierdurch gebotene Material wollen wir ganz besonders aufmerksam machen.

Um auf Einzelheiten einzugehen, die erhöhtes Interesse beanspruchen, sei zunächst auf das sehr wertvolle Kapitel über die diluviale Kunst aufmerksam gemacht. Weniger glücklich erscheint der Abschnitt über die psychische Beschaffenheit des Diluvialmenschen. Die Aufstellungen P. W. Schmidts über die Pygmäen als „Kindheitsvölker“ der Menschheit halten wie in vieler Hinsicht, so auch bezüglich der Schilderungen der ethischen Probleme einer ernsthaften Kritik durchaus nicht stand und sonst kann auch den Nutzenwendungen auf den prähistorischen Menschen einem zu supponierenden „eolithischen Kulturkreis“ und dergleichen nur ein sehr problematischer Wert zugemessen werden. Immerhin findet der Leser auch hier reiches Tatsachenmaterial zur Sache vom Autor selbst zusammengetragen. Am meisten dürften für den Volkskundeforscher die Daten über die jüngere Steinzeit von Belang sein, so vornehmlich die Kapitel über die Pflanzen und Tiere, fernerhin die Ausführungen über prähistorischen Kupferbau und den Bergbetrieb auf Salz, die zur Vergleichung mit mittelalterlichen und primitiv neuzeitlichen Formen des Betriebes geradezu herausfordern. Hierüber vergleiche auch die vor kurzem erschienenen Ausführungen Dr. Kyrles über den Kupferbergbau auf dem Mitterberg bei Bischofshofen.²⁾

Auch eine Untersuchung über rezente Pfahlbauten und ihren Zusammenhang mit prähistorischen Siedlungsformen wurde dem Leser dieser Zeitschrift für die nächste Zeit in Aussicht gestellt. Noch sind es zahlreiche andere Dinge, die der

¹⁾ Vergl. die Besprechung in der „Zeitschr. f. öst. Volksk.“, Bd. XVII 1911, S. 222.

²⁾ Mitt. d. anthrop. Ges., Wien, Bd. 42, 1912, S. 196 ff.

vergleichenden Bearbeitung prähistorisch-volkskundlicher Natur harren, die Kleingeräte aus Holz, ganz besonders wären es aber auch Formen der Metallzeit, Schmuckformen der Hallstattperiode und der späteren Stufen im Osten Europas, welche die deutliche Überleitung von den Kulturen jener Zeiten zu den Verhältnissen in unserer Zeit, etwa bei den Ruthenen u. s. w., zu erkennen geben würden. Von Seite der Prähistorie sowohl wie der Volkskunde ist genug Material erhoben, um diese Dinge in Angriff nehmen zu können, über den zu beschreitenden Weg kann man sich aber vorderhand eben nur in der Spezialliteratur Auskunft holen.

Zur Ergänzung der systematischen Einteilung der Metallperioden wird der Leser die Ausführungen von M. Hoernes in dem ausgezeichnet kompendiösen Werkchen „Kultur der Urzeit“ wohl nicht entbehren können. Gegen Ende der Darstellung treibt der Platzmangel den Autor immer mehr in die Enge; im ganzen betrachtet stellt aber das Werk Prof. Obermaiers sowohl Umfang wie Inhalt nach in der Prähistorie eine der hervorragendsten Leistungen deutscher Zunge dar, unter denen es in der Darstellung der älteren und zum Teil auch der jüngeren Steinzeit trotz mancher bestreitharen Auffassung zweifellos heute den ersten Platz einnimmt.

Dr. A. Haberlandt.

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

a) Verein.

1. Mitgliederbewegung.

Neu eingetreten sind die Mitglieder: Direktor E. Ulrich, Wien; Dr. K. v. Sydow, Kopenhagen; Dr. Ed. Schneeweiß, Zwittau; verstorben: Hofrat Prof. Dr. Gompertz.

2. Schriftentausch.

Um Einleitung des Tauschverkehrs haben angesucht:

1. Archiv für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs.
2. Das kaiserlich russische Alexander-Museum in St. Petersburg.
3. Die Societä di etnografia italiana in Rom durch Prof. L. Loria.

3. Bestätigung des Vereinsbestandes auf Grund der geänderten Satzungen.

Die hohe niederösterreichische Statthalterei hat mit Zuschrift, Z. IV 1713/5, vom 25. Juni 1912 den Bestand des Vereines für österreichische Volkskunde auf Grund der geänderten Vereinssatzungen (siehe diese Zeitschrift Bd. XVIII, S. 128) genehmigt.

b) K. k. Museum für österreichische Volkskunde.

1. Ernennung des Direktors.

Seine Majestät der Kaiser hat den im Jahre 1896 vom Ausschuß gewählten bisherigen Museumsvorstand Kustos I. Klasse Prof. Dr. M. Haberlandt zum k. k. Direktor des k. k. Museums für österreichische Volkskunde ernannt und demselben gleichzeitig aus diesem Anlaß den Titel und Charakter eines k. k. Regierungsrates verliehen.

2. Kündigung der Museumsräumlichkeiten.

Die Wiener Börsekammer hat dem Vereinspräsidium und der Museumsdirektion im Mai 1912 eröffnet, daß sie in kurzer Frist sich genötigt sehen werde, dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde die derzeit innehabenden Mieträumlichkeiten im Börsegebäude infolge anderweitiger Inanspruchnahme derselben vierteljährlich zu kündigen. Dank der huldvollen Intervention Seiner kaiserlichen Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzog-Protectors Franz Ferdinand sowie Ihrer Exzellenzen des Herrn Ministerpräsidenten Grafen K. Stürgkh und des Ministers für Kultus und Unterricht Dr. Ritter

v. Hussarek hat die Wiener Börsekammer indessen nachträglich beschlossen, dem Museum die Mieträume noch bis zum Mai 1915 als dem äußersten Termin zu belassen. Damit ist die längst in den maßgebenden Kreisen vielbesprochene Frage der künftigen würdigen und entsprechenden Unterbringung des Museums brennend geworden und es beanspruchen sonach die diesbezüglichen dringenden Eingaben der Vereinsleitung an die hohe Regierung, welche vor allem das Gebäude der Kunstgewerbeschule (I. Stubenring 3) für diesen Zweck ins Auge gefaßt haben, die ernstlichste und unverzügliche Erwägung seitens der maßgebenden Faktoren. Wir hoffen und erbitten von der Öffentlichkeit, daß sie die Vereinsleitung und Museumsdirektion bei ihrem Bestreben, die räumliche Zukunft unseres patriotisch und wissenschaftlich gleich bedeutungsvollen Instituts zu sichern und dasselbe vor der Gefahr der Obdachlosigkeit zu bewahren, mit allem Nachdruck unterstützen werde.

3. Vermehrung der Sammlungen.

(Fortsetzung.)

Ethnographische Hauptsammlung.

a) Ankauf:

- 27. Aus Niederösterreich: 27 Nummern.
- 28. Aus Oberösterreich: Gmundner Fayencekrug, bez. 1780, mit reicher figuraler Darstellung.
- 29. Aus Steiermark: 64 eiserne Votivfiguren, zumeist Tierfiguren.
- 30. Aus Tirol: 301 Nummern, darunter zahlreiches bäuerliches Mobiliar aus dem Ötztal, dem Oberinntal, dem Alpbachtal und dem Vintschgau, Kostümliches, Hausrat Tonobjekte etc.
- 31. Aus Vorarlberg: 74 Nummern, darunter 3 Truhen, Wandkästchen, Schnitzwerke, Kacheln u. s. w.
- 32. Aus Istrien und Dalmatien: 8 Nummern.
- 33. Aus Mähren: 20 Nummern, darunter seltene Habanerschüsseln des 17. Jahrhunderts.
- 34. Aus Böhmen: 1 Nummer.
- 35. Aus Galizien: 114 Nummern, fast durchaus von den Huzulen, Waffen, Stöcke, Gußformen, Schmuck, Keramik, Holzschnitzwerke.
- 36. Aus Bosnien und Serbien: 74 Nummern.
- 37. Aus Holland: 1 Nummer.
- 38. Aus der Schweiz: 78 Nummern, darunter eine überaus reichhaltige Sammlung von Rechen- und Kerbhölzern (Tesseln), Hausrat, Beleuchtungsgeräten, durch freundliche Bemühung von Fräulein stud. *Eugenie Goldstern* zum Teil als Geschenk erworben.

b) Geschenke.

- 19. Wahrsagekarten aus Mähren. Von Herrn *S. Adler* in Horn.
 - 20. Silberner Reitersporn, Argentinien. Von Herrn Ausschußrat *Hans Edlen von Medinger*.
 - 21. Leuchter und Kienspannhälter. Von Herrn *Dr. Albert Figdor*.
 - 22. 2 Löffelrechen, Gößl. Von Herrn *Konrad Mautner*.
 - 23. 2 Lämpchen und Kuhband mit Glocke, Ötz. Von Herrn Direktor *Ulrich*.
- Sämtlichen Spendern wird der verbindlichste Dank für ihre wertvollen Gaben ausgesprochen.

4. Museumsarbeiten und Sammelreisen.

Der Museumsdirektor hat im Verein mit dem Assistenten *Dr. Artur Haberlandt* im Sommer d. J. an zahlreichen Orten des Inn- und Ötztales sowie in Südtirol ausgedehnte Sammelexpeditionen unternommen, wobei die Sammler sich der freundlichen und eifrigen Unterstützung der Universitätshörerinnen *Fräulein Hella Schürer v. Waldheim* und *Fräulein Marianne Schmidl* zu erfreuen hatten. Das Ergebnis dieser mehr als zweimonatlichen Bemühungen war die obenstehend ausgewiesene reiche Sammlung aus Tirol und Vorarlberg mit der Gesamtzahl von 375 Nummern. Die Manipulation mit diesen in

Wien eingetroffenen zahlreichen Kollektionen, worunter sich eine größere Zahl umfangreicher Mobilien (Schränke, Tische, Bettstellen) und Wirtschaftsgeräte befindet, in den schon aufs äußerste beschränkten Räumlichkeiten unseres Museums, d. s. überhaupt außer Garderobe und Kanzlei (zugleich Bibliotheksraum) über keinen Manipulations- und Präparierraum verfügt, konnte nur mit unbeschreiblichen Schwierigkeiten vor sich gehen. Es ist nunmehr überhaupt unmöglich geworden, in den vorhandenen Räumen in musealer Weise zu arbeiten, ein unerträglicher Notstand, der dringendst der Abhilfe bedarf, wenn überhaupt noch der weitere Museumszuwachs bewältigt werden soll. Es wurde mit Ausscheidung alles nicht absolut neuartigen Materials, das magaziniert wurde, der Versuch gemacht, nach Abräumung der bretonischen Ausstellung eine Auswahl dieser sommerlichen Erwerbungen in einer entsprechenden Sonderausstellung der Besichtigung zugänglich zu machen. Die Öffentlichkeit wird sich überzeugen, daß die Ergebnisse der Sammelkampagne des Sommers 1912 das höchste Interesse der für die österreichische Volkskunst interessierten Kreise zu erwecken geeignet sind. Für die Beschaffung der verhältnismäßig sehr bescheidenen Mittel, die hierzu in Anspruch genommen werden mußten, hofft die Museumsdirektion auf die Großherzigkeit ihrer Gönner und Freunde, welche es gewiß nicht zulassen hätten wollen, daß diese ausgewählten und durchwegs charakteristischen Arbeiten österreichischen Hausfleißes und volksmäßigen Kunstsinnes ins Ausland oder zum mindesten in anonyme private Hände gewandert wären. Eine Schülerin des Museumsdirektors Prof. Dr. M. Haberlandt, Fräulein stud. *Eugenie Goldstern*, hat in mehrwöchentlicher Bemühung in der Schweiz (und zwar hauptsächlich in Tessin und Wallis) eine überaus interessante und reichhaltige volkskundliche Kollektion zusammengebracht, welche die Unterlage zu wichtigen volkskundlichen Studien abzugeben geeignet ist. Herr *Dr. Ed. Schneeweiß* hat im Auftrage der Museumsdirektion eine reichhaltige Sammlung von Ethnographica in Serbien und Bosnien beschafft und über 120 volkskundlich bemerkenswerte photographische Aufnahmen gemacht.

Der Museumsdirektor hat dem k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht sowie der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmäler in mehreren die österreichische Volkskunst betreffenden Angelegenheiten gutachtliche Äußerungen erstattet. Vom hohen niederösterreichischen Landtage wurde der Museumsdirektor zum Mitglied des Kuratoriums des niederösterreichischen Landesmuseums ernannt. Von fremden Museen wurden das Museum der niederösterreichischen Landesfreunde in Baden, das Museum „Ferdinandeam“ in Innsbruck, das Museum für tirolische Volkskunst in Innsbruck sowie die Museen in Bozen, Meran und Imst, endlich die volkskundliche Sammlung J. Weber in Schwaz besichtigt.

5. Besuch des Museums.

Von auswärtigen Kapazitäten, Fachgelehrten, Künstlern, Sammlern u. s. w. besichtigten die Sammlungen: *Prof. Dr. O. Lauffer* in Hamburg, Sektionschef *Dr. Breycha*, Direktor *Dr. Saueremann* (Flensburg), *M. Verdet* (Paris), Regierungsrat Monsignore *Dr. Bulić*, *Prof. Dr. J. Kubitschek*, k. Rat *E. Lövy*, Arch. *Arnold Schwarz*, *Prof. Felix F. Outes* (Buenos Aires), Sektionsrat *Dr. Scheimpflug*, *Prof. Dr. R. Stettiner* (Hamburg) u. a. m.

Überaus zahlreich besichtigten die Teilnehmer am Eucharistischen Kongreß die Museumssammlungen in der Woche vom 9. bis 15. September bei freiem Eintritt.

Korporative Besichtigungen erfolgten durch mehrere Fachschulen. Näherer Ausweis im nächsten Heft.

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Die Anfänge der Habaner-Keramik in Mähren.

Von Prof. Josef Tvrđý, Wischau.

(Mit 2 Textabbildungen.)

Die Nachrichten über die älteste Geschichte des mährischen Tonhandwerkes und besonders die der Majolikaerzeugung sind sehr spärlich. Die erste Erwähnung der alten Majolika ist in den böhmischen Inventarien Prags und anderer Städte Böhmens aus dem Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts (kurz, aus der Rudolfszeit) zu finden, wie sie Siegmund Winter zitiert.¹⁾ Diese Nachrichten sind sehr interessant, da sie, obzwar recht kurz gehalten, bei den Majolikainventariestücken auch die Namen der Erzeuger nennen. Wie aus diesen Inventarien hervorgeht, gab es in Böhmen zur Zeit Rudolfs zwei Arten der Majolika, und zwar diejenige von Venedig (die Schüsseln von Venedig), die man überall, auch in kleinen Städten, in ziemlich großer Zahl vorfindet, und die »Wiedertäuferschalen«, die auch einigemal »Wiedertäufer gemalten Schalen«²⁾ genannt werden.

Diese bestimmte genannte Wiedertäufermajolika ist nicht böhmischen Ursprunges, da die Wiedertäufer aus Böhmen schon unter Ferdinand I. verjagt worden sind, wie überhaupt die Religionsfreiheit in Böhmen nicht so groß war wie in Mähren.

In Mähren, diesem verheißungsvollen Lande der Freiheit, wohin die Sektierer aller möglichen Schattierungen aus allen Ländern Europas strömten, lebten auch die Wiedertäufer, besonders von der Zeit Maximilians an, in vollkommener Ruhe und konnten sich ungestört ihrer Arbeit widmen. Der Umstand, daß man die Wiedertäufermajolika so weit von ihren Erzeugungsorten findet, zeugt für die großen Mengen der erzeugten Gefäße und daß die Wiedertäufer sie nach allen Richtungen über die Grenzen ausführten.

Die polnische Nachricht über die Austerlitzer Majolika, die ich schon in dem Artikel »Über die sogenannten Brüdergefäße in Mähren« angeführt habe,³⁾ kann sich meiner Ansicht nach auf niemand anderen beziehen als auf die Austerlitzer Wiedertäufer.

In Krakau⁴⁾ erhielt nämlich Antoni de Stesi, ein geborner Italiener, von König Stephan Bathory das ausschließliche Privilegium

¹⁾ Siegmund Winter: Přepych uměleckého průmyslu v měšťanských domech XVI. věku. Časopis českého Musea 1893, S. 83 u. f.

²⁾ Böhmisch: Novokřtenské šálce, novokřtenské malované šálce.

³⁾ Zeitschrift für österreichische Volkskunde, XVIII, 1912, S. 35.

⁴⁾ Sprawozdania komisji do badania historyi sztuki w Polsce. Tom. III., Zeszyt I. Piekosiński Franziszek: Dawne ślady wyrobu majolik w Krakowie. S. 7—11.

der Majolikaerzeugung in Polen. Auf Grund dieses Privilegiums verschaffte er sich durch Vermittlung seines in Venedig wohnhaften Bruders Peter zwei in der Majolikaerzeugung erfahrene Meister aus der Stadt Faenza, und zwar Michael Tenduzzi und Klemens Avedudi. Dieser Plan ist dem Stesi jedoch nicht gelungen, denn im Jahre 1584 bringt er bei dem Stadtrate durch seinen Bevollmächtigten, Johannes Edlen Tedaldi, eine Schadenersatzklage gegen Michael Tenduzzi ein, daß er in sieben Monaten gar keine Arbeit geliefert habe. Als sich Tenduzzi beim Stadtrate damit verteidigte, daß die Materialien, besonders der Ton, nicht so gut wie in Italien sind, antwortete darauf Tedaldi: »Da er sich über den Ton beklagt, so muß ich darauf aufmerksam machen, daß hier in Sławkow in Polen einfache Leute schöne Gefäße ausführen, und wenn einfache Leute solche Arbeit liefern können, so sollte er, der Meister, noch mehr zu leisten vermögen.« Diese Erwähnung von »Sławkow« kann nichts anderes bedeuten als die Stadt Austerlitz in Mähren. Der Orte mit dem slawischen Namen »Sławkow« gibt es mehrere, jedoch nur in den böhmischen Ländern außerhalb Polens (in Mähren und Schlesien außer Stadt Austerlitz sind es unbedeutende Dörfer), so daß Tedaldis Bezeichnung »in Polen« in seiner Antwort nicht richtig war. Erwägt man jedoch den Namen des Advokaten, so sieht man, daß auch er ein Italiener war. Als Jurist war er in den Paragraphen bewandert, seine Kenntnisse in der Geographie jedoch, besonders derjenigen der Nordländer, waren sehr schwach.¹⁾ Die Gefäße kannte man in Polen gewiß von den Jahrmärkten her, die die Wiedertäufer aus Mähren besuchten, und so ist es sehr leicht zu erklären, daß der Italiener sie für Polen hielt. Die einfache Bekleidung der Wiedertäufer konnte den Eindruck »einfacher Leute« erwecken. Wenn die Wiedertäufer die Gefäße nach Böhmen ausführten, so ist es nicht so verwunderlich, daß sie auch mit ihren Gefäßen in das nähere Galizien kamen. Die Austerlitzer Wiedertäufer kannten Polen sehr gut, da ein Teil von Austerlitzern zur Zeit der ersten Verfolgung im Jahre 1535 nach Polen auswanderte und sich in Podolien niederließ.²⁾ Dieser Teil blieb auch später in regem Verkehr mit den Austerlitzer Wiedertäufern, und als bessere Zeiten kamen, kehrten einige von ihnen nach Austerlitz zurück.

Daß die Wiedertäufer einen beträchtlichen Bruchteil der Jahrmärkte bildeten, erhellt aus einem alten deutschen Schmählid auf die Wiedertäufer:

„Sie haben auch den hauffen,
All iarmärkt sie auslauffen,
Das ganze iar durchaus.“

¹⁾ Daß Sławkow nicht in Polen war, geht auch aus dem Umstande hervor, daß Antonio de Stesi ein ausschließliches Privilegium für die Majolikaerzeugung in Polen (nicht nur in Krakau) erhielt.

²⁾ Josef Beck: „Die Geschichtsbücher der Wiedertäufer“, S. 96.

Dieses Schmählid stammt von Johann Eysvogel aus Köln, ehemaligen Hutterischen Wiedertäufer-Bruder zu Austerlitz (aus dem Jahre 1586),¹⁾ und paßt besonders auf die Austerlitzer Wiedertäufer.

In Austerlitz gab es zwei Hauptsekten von Wiedertäufern: die ursprünglichen Austerlitzer Brüder — später Corneli-Brüder oder Pilgramer genannt — die den Kommunismus nicht anerkannten und beim Privateigentum blieben, und die Hutterischen, die Bekenner des strengen Kommunismus (der Gemeinschaft — Gemeinschaftler).²⁾ Die ersteren waren überhaupt nicht so streng in ihren

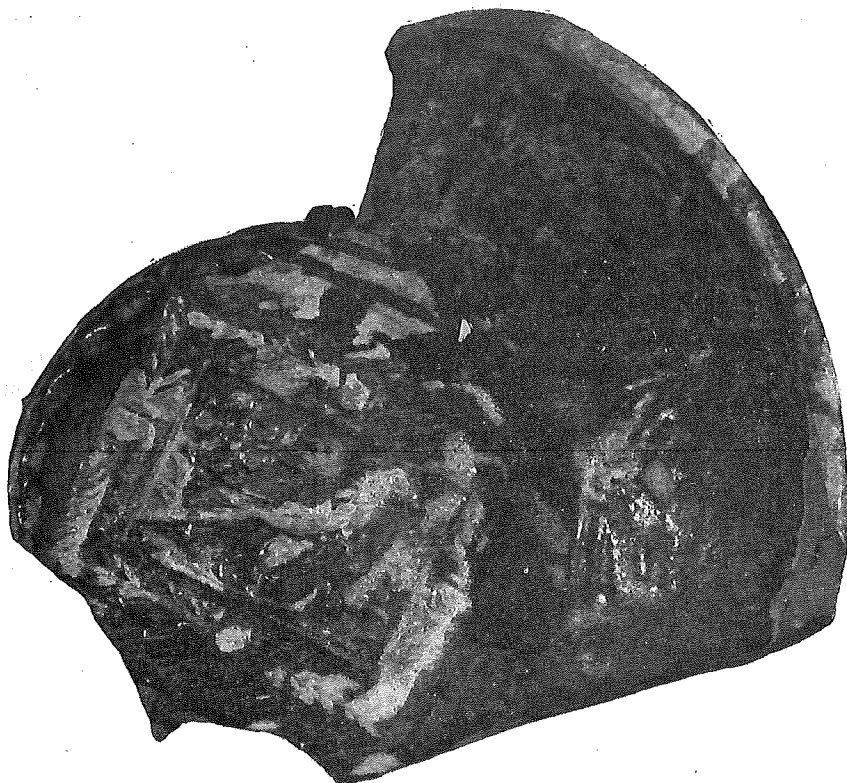


Fig. 47. Bruchstück einer Tonschale, Mähren, 16. Jahrh. (?) (Draufsicht).

Grundsätzen und wurden von den Hutterischen als »unreine« bezeichnet. Die Hutterischen behaupteten von ihnen, daß sie nicht nach der Regel Christi wandelten. Die Pilgramer oder Corneli-Brüder hatten auch ihr gemeinsames Haus, jedoch nur als Bethaus, denn alle diejenigen, die zu dieser Sekte gehörten, hatten ihre Privathäuser und haben auch an der Führung der Stadt als Bürgermeister teilgenommen.

¹⁾ J. Loserth: „Der Kommunismus der Mährischen Wiedertäufer.“ Archiv für österr. Geschichtskunde, 81, S, 193.

²⁾ Helles Licht werfen auf die damaligen Verhältnisse zu Austerlitz die Stadtgrundbücher aus dem 16. Jahrhunderte, die sich im Landesarchiv von Mähren befinden. Die eingehende Begründung ist in meinem böhmischen Aufsatz „Slavkov a jeho keramika v 16. století“ („Austerlitz und seine Keramik im 16. Jahrhundert“) im Časopis Musea Mor., 1913, s. J, zu finden.

Die Hutterischen, mit denen sich auch ein Teil von ehemaligen Austerlitzer Brüdern vereinigt hatte (mit Ulrich Stadler an der Spitze), konzentrierten sich in ihrem »Haushaben«, das sich in der Butschowitzer-Gasse befand. Sie hatten eine streng kommunistische Organisation, deswegen sie in Austerlitz Häufler (böhmisch: »houfníci«) genannt wurden, und traten immer haufenweise auf. In ihrem Namen unterhandelten ihre Haushalter, deren Namen wir in den erhaltenen Geschichtsbüchern der Wiedertäufer wiederfinden können (Jobst Westenburger, Hanns Kircher und andere).¹⁾ Deswegen ist es sehr schwer, etwas Näheres über ihr Tonhandwerk zu sagen. Wir haben (außer der polnischen Nachricht) nirgends bezeugt, daß sie wirklich das Hafnerhandwerk in Austerlitz übten, da nur Hutterische Schmiede, Weber und Tuchmacher in den Stadtgrundbüchern erwähnt werden.²⁾ Wenn wir jedoch den Wiedertäufern von Austerlitz auch ein Hafnerhaus zuschreiben, schließen wir nach den analogischen Verhältnissen in Dambořitz, wo das Hafnerhaus (als ein Teil vom »Haushaben«) namentlich bezeugt wird. Die Geschichtsbücher der Wiedertäufer erzählen nämlich, daß im Jahre 1619 »Dämerschitz und Urschitz und Nikolschitz hart geplündert, auch zu Dämerschitz etliche Gebäw (und sonderlich das Hafnerhaws) abgebrannt wurden.«³⁾ Da das Dambořitzer Haushaben (das nicht weit von Austerlitz liegt) aus Austerlitz besiedelt worden war,⁴⁾ kann man verlässlich urteilen, daß auch in Austerlitz das Haushaben ein Komplex von Gebäuden war, unter denen eines dasjenige der Hafner war.

Das Handwerk wurde bei den Hutterischen Brüdern nicht einzeln, sondern haufenweise betrieben. Für jedes Handwerk waren bestimmte Ordnungen durch die Ältesten herausgegeben, nach denen sich die Handwerker bei ihrer Arbeit richten mußten. Die ältesten Ordnungen werden in dem Hutterischen »Väterlied« schon dem nach dem Handwerke »Sailer« genannten Linhart Lanzenstill zugeschrieben, der als Bischof der Hutterischen Brüder vom Jahre 1542 bis zum Jahre 1565 die ganze Gemeinde verwaltete. Aber nur die Schusterordnungen sind aus dieser Zeit erhalten. Die Handwerkerordnungen, die bis auf uns gekommen sind, stammen alle aus späterer Zeit. Das größte Verdienst um die Erhaltung dieser alten Ordnungen hat der Bischof Andreas Ehrenpreis (1639—62), der die alten Ordnungen sammeln ließ. Die Sammlung findet sich als Kodex G I. VI 26 in der Graner Primatial-Bibliothek (in Ungarn).⁵⁾ Die Abschrift des ganzen Kodex findet sich im Nachlaß des Dr. Josef Beck im Brünnner Landesarchiv. In diesem

¹⁾ Josef Beck, l. c. 212.

²⁾ In der Butschowitzer-Gasse hatten die Hutterischen außer dem großen Hause (Haushaben) auch ein Haus für Schmiede und ein anderes für Weber und Tuchmacher.

³⁾ Josef Beck, l. c. S. 374 u. f.

⁴⁾ Ibidem, S. 196 u. 213.

⁵⁾ Loserth, l. c. 252 u. f.

Kodex sind auch fol. 92—94 Hafnerordnungen aus dem Jahre 1612 unter dem Titel: »Was der hafner umb des köstlich teuern geschüers halben erkennt worden anno 1612 den 11. december.«

Aus diesen Ordnungen erfahren wir, daß die Hutterischen Hafner zwei Arten von Tongeschirr erzeugten, und zwar das teure,¹⁾ das nur zum Verkaufen erzeugt wurde,²⁾ und das gewöhnliche, dessen sich die Brüder selbst bedienten.³⁾ Die eigentliche Majolika war das teure Geschirr, das als »bainweiß, blau und

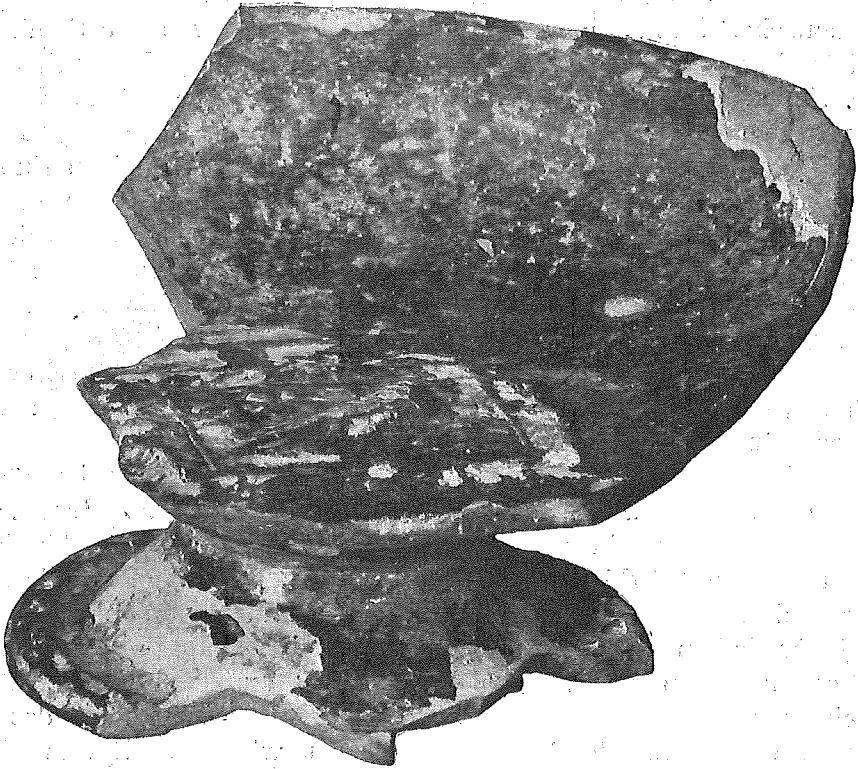


Fig. 48. Bruchstück einer Tonschale (Seitenansicht)

derogleichen« bezeichnet wird. Unter bainweißem Geschirr sind gewiß die Gefäße mit weißer Zinnglasur gemeint, die bunt bemalt wurden und die Prof. Dr. Michael Haberlandt in seinem Werk »Oesterreichische Volkskunst«, Text S. 97, als erste Gruppe der Habaner-Keramik anführt. Unter dem blauen Geschirr muß man jedoch die Gefäße mit blauem Untergrunde und weißer Bemalung verstehen, die als zweite Gruppe in dem oben genannten Werk angeführt sind. Das

¹⁾ „... bainweiß, blau und derogleichen teures und mit zinn eingefabtes geschüer...“

²⁾ „... was zu verkaufen und ein gelt daraus zulesen...“

³⁾ „Sollen unserem volckh wie vor alters von gemeinen farben schwarz, gelb, grün und rots geschüer machen...“

Wort »derogleichen« bezeichnet meiner Ansicht nach die Majolika mit gelbem Untergrund und weißer Bemalung, welche immer mit der blauen Keramik auftritt und mit ihr ein und dieselbe Gruppe bildet. Diese Gruppe wurde bis jetzt überall als weit jünger angesehen, da das bekannt älteste Stück erst mit der Jahreszahl 1651 bezeichnet ist. Nach den Hafnerordnungen müssen wir sie jedoch schon vor das Jahr 1612 verschieben. Da aber in den Hafnerordnungen nur verschiedene Anstände ausgestellt werden, kann man ohneweiters diese Gruppe schon in das 16. Jahrhundert gehörig ansehen. Wie Prof. Dr. Michael Haberlandt bemerkt, verrät diese Gruppe italienischen Einfluß und stammt wahrscheinlich von den Smaltino-Schüsseln von Venedig ab. Der französische Einfluß, den auch Prof. Dr. Michael Haberlandt zuläßt, scheint mir ausgeschlossen, da die Fayence von Nevers, mit der diese Gruppe viel Verwandtes zeigt, nicht älter ist als die mährische Keramik. Wenn es sich um einen Einfluß handeln sollte, müßte aber ein größerer Zeitraum zwischen diesen Gruppen liegen.¹⁾ Es ist erwiesen, das die Fayence in Nevers durch Scipion Gambin begründet wurde, dessen Name erst vom Jahre 1592 als Pate in den Matriken von Nevers vorkommt.²⁾ Die Fayence in Nevers gelangte jedoch zu ihrer Blüte erst vom Jahre 1608 an unter den Brüdern Conrade, also in der Zeit, da wir mit Sicherheit schließen können, daß in Mähren die blaue (und gelbe) Majolika von den Wiedertäufern schon erzeugt wurde.

Die billigere Ware, mit welcher sich die Brüder begnügen mußten, wurde gewiß auch verkauft, aber bloß an ärmere Leute.

Unter diesen billigeren Waren müssen wir uns die gewöhnliche Glasurware mit farbigen und farblosen Glasuren vorstellen. Die rote Farbe darf man nicht zum Beispiel für die karminrote Farbe der Majolika halten — die war damals noch unbekannt — sondern es ist die natürliche rote Farbe des Tones, die durch die durchsichtige Bleiglasur schien. Mit schwarzem Geschirr wird auch nicht das sogenannte schwarze Geschirr (ohne Glasur), wie es in Eywantschitz und anderswo erzeugt wurde, bezeichnet, sondern auch Glasurware mit dunkler Farbe des Tones. Daß diese Annahme richtig ist, geht aus der Anmerkung hervor, welche der Aufzählung des gewöhnlichen Geschirrs beigegeben ist — »haben sich unsere vordahren darmit betragen können (da doch die Glasur nit halb so teuer als jetzt gewesen), so können wirs auch tun«. In der Mitte zwischen dieser echt billigen Ware und der eigentlichen Majolika ist vielleicht die grüne und gelbe Glasurware, deren Farbe

¹⁾ Diesen Grund kann ich nicht recht gelten lassen. Es genügen, wie die Geschichte der Keramik beweist, oft ganz kurze Zeiträume, das Einlangen einiger fremder Probestücke mit zugehörigen Rezepten etwa durch zuwandernde Gesellen, um solche Nachahmungen in weit entfernten Hafnerorten hervorzurufen. Prof. Dr. M. Haberlandt.

²⁾ Edouard Garnier : Histoire de la Céramique. Tours 1882. S. 266 u. ff.

mehr Zinn enthält und sich deswegen von der späteren grünen Glasurware unterscheidet.

Bei der künstlerischen Bearbeitung der Gefäße darf der Hafner nicht nach seiner Individualität frei vorgehen, sondern muß sich auch in dieser Hinsicht den streng religiösen Grundsätzen der Gemeinde fügen. Die Aeltesten sorgen dafür, daß das »malwerk« (und das nur »auf den kauf«) nicht »übermacht« werde und verbieten »biltnuß der vögel und thüre und der ogleichen — die uns nit gebüre«. Man darf nicht ohneweiters glauben, daß sich die Hafner ohne alles nach dieser Regel richteten und daß sie sich nicht Ausnahmen erlaubten. Das Hafnervolk und dasjenige der Bader war das ungehorsamste unter allen und ist das erste Handwerk, das die streng kommunistische Organisation zu stören begann.¹⁾ Schon in unseren Ordnungen wird darüber geklagt und die Hafnervorgestellten werden darauf aufmerksam gemacht, daß die Hafner »nit macht haben auf iren aigen nütz zu arbeiten«. Nichtsdestoweniger haben die Ordnungen in dieser Hinsicht großen Einfluß auf die Majolika des 17. Jahrhunderts in Mähren gehabt und ihr das Zeichen der Einfachheit, die sich meistens mit der Bemalung einiger spärlicher Blumenblüten begnügte, verliehen. Dieser Einfluß war so groß, daß sich auch die nichthabanische Majolika Mährens (selbst nach der Ausweisung der Habaner aus Mähren) ihm fügte.

Auf die bestellte Ware hat man je nach dem Wunsch der Besteller auch die Namen (meistens Anfangsbuchstaben) gezeichnet. Dies gefiel auch den Brüdern und manche ließen sich (besonders die Bader) auch auf ihr Geschirr eigene Namen aufzeichnen. Dies war ein Greuel in den Augen der Ältesten und sie verlangten von den Hafnern, »unseren leuten aufs geschüer weder den badern an die pixen noch sonsten nit namen machen, weil es ein unnötwendiges ding, und auch einem andern (der hernach kombt) ein solch geschüer nit angenemb ist«. Die Namen, die wir auf den Tongefäßen des 17. Jahrhunderts finden, müssen wir demnach für Namen oder Initialen der Besteller halten. Es kann keine Rede davon sein, daß der Hafner seinen Namen auf dem Geschirr verewigen wollte. Das war gegen alle Grundsätze der Gemeinschaft. Die Gewohnheit der Hafner, ihre eigenen Namen (eigentlich Initialen) auf die Gefäße zu zeichnen, ist erst in späterer Zeit aufgekommen, da die Gemeinschaft nicht mehr so fest und Privateigentum erlaubt war. Sie entstand aus praktischen Gründen. Die Hafner hatten noch einen gemeinsamen Ofen, dabei arbeitete jedoch jeder auf eigene Faust. Um ihre Gefäße nach dem Ausbrennen zu erkennen, bezeichneten sie unglasierten Boden der Gefäße mit ihren Initialen. Erst im 18. Jahrhundert begann man die Initialen (den Namen) unter der weißen Glasur zu zeichnen,

¹⁾ J. Beck, l. c. S. 465.

und zwar anfangs abseits des Dekors und erst am Ende des 18. Jahrhunderts auch im Dekor.

Über die Form der wiedertäuferischen Gefäße sagen uns die Ordnungen sehr wenig. Wir erfahren aus ihnen nur, was verboten war und was gewiß nicht allgemein war. Es handelt sich da sicher nur um Ausnahmefälle. »Die fuergestellten« sollen »drobhalten und nit zugeben, das man so unerbare trinckhgeschüere mache, nach büchern, stiffeln und dergleichen geformüert, als ob man nit wüßte, wie man sie zur fillerey reitzen solle.« Wie man daraus sehen kann, sind in Mähren diese Scherzformen, die häufiger erst im 18. Jahrhundert vorkommen, sehr alt.

Aus den Ordnungen werden wir jedoch gar nicht über die übrigen und üblichen Gefäßformen informiert. Nach dem Bericht Siegmund Winters über die wiedertäuferischen Schalen aus der Rudolfszeit könnte man urteilen, daß die Schalenform eine sehr häufige in jener Zeit war. Wir wissen jedoch nicht bestimmt, was man unter der Schale meinte. Dr. Siegmund Winter meint meiner Ansicht nach ganz richtig, daß damit die Formen, wie sie bei der sogenannten »Zastřizelkeramik« auf der Burg Buchlau¹⁾ vorkommen, gemeint werden können. Unter dem Worte Schale (tschechisch »šále«, das aus dem deutschen Worte Schale gebildet ist) verstand man vermutlich zum Unterschied von Schüsseln jene Schüsseln oder Teller mit einem niedriger oder höher gehaltenem Fuße. Es ist eine der schönsten Renaissanceformen, die aus Italien herrührt und an die alten griechischen Formen erinnert.²⁾

Ich glaube auch eine gewöhnliche (billigere) Schale anabaptistischen Ursprunges gefunden zu haben.³⁾ Es ist eine seichte Schale mit einem niedrigen Fuß und mit grüner Glasurfarbe ganz bedeckt. Am Rande des Innern der Schale ist ein Laubkranz mit dunkelgrünen Linien dargestellt und in der Mitte befindet sich in einem Quadrat ein Vogel im Halbreliet. In der Form sowie in der Ornamentik ist der italienische Einfluß ganz sichtbar, die Schale zeigt jedoch dabei eine Selbständigkeit (die besonders in der Glasurfarbe sich zeigt), daß man kaum urteilen kann, sie sei ein italienisches Erzeugnis. Diese Schale wurde in Chwalnow (einem Orte unweit von Zastřizel und Střilek) bei Gelegenheit des Umbaues eines Häuschens gefunden. Man wollte dort den Keller verbreitern und kam dabei auf einen alten Keller, von dessen Existenz sogar die ältesten Leute nichts wußten. Dort fand man nebst anderem auch einige

¹⁾ Die Abbildungen der Zastřizelkeramik sind verschieden von Prof. Johann Koula in »Ottav/Slovník naučný« s. v. »Kerámika« und anderswo.

²⁾ Dieselbe Schalenform findet man auf sehr vielen Renaissancebildern abgebildet, wie zum Beispiel auf den Bildern der Schule von Leonardo, Cesare, da Sesto, dann auf denjenigen von Luini, Melzi, Solario, Tintoretto und andere.

³⁾ Siehe die Abbildungen Fig. 47 und 48.

grüne Scherben, unter diesen auch das Bruchstück meiner Schale. Chwalnow liegt nicht weit von mehreren Wiedertäuferwohnsitzen (zunächst ist Střilek, etwas weiter Butschowitz, Dobročkowitz und Austerlitz) und auch vom Schlosse Buchlau und dem Dorfe Zastřizel, das im 17. Jahrhundert zur Herrschaft Buchlau gehörte. Nach der formalen Beschaffenheit des Bruchstückes und aus diesen topographischen Gründen kann man mit größter Wahrscheinlichkeit schließen, daß diese Schale mit der sogenannten Zastřizelkeramik auf dem Schlosse Buchlau denselben Ursprung habe.

Wenn wir jetzt wissen, daß die Majolikaerzeugung der Habaner in Mähren weit früher begann, als man gewöhnlich annimmt, und daß bei allen Habanern dieselben Formen üblich waren, so kann man ohneweiters die prismatische Majolikawasserblase aus dem Jahre 1609, die sich im Landes-Kunstgewerbemuseum zu Budapest befindet, zu der Habanerware rechnen, denn ähnliche Gefäße waren vielleicht die in den Hafnerordnungen genannten »Pixen« der Bader. Die Bemalung der Wasserblase aus dem Jahre 1609 unterscheidet sich noch von der späterer Habanergefäße, da nach Professor Dr. M. Haberlandt »die feine Innenzeichnung der Blüten noch gänzlich fehlt, diese vielmehr wie Kirschen und Mispeln aussehen.«¹⁾ Nach J. Diner²⁾ verrät sie italienischen Einfluß. Dieses Gefäß kann auf eine andere Habanergefäßform aus der Zeit vor dem Kampf auf dem Weißen Berge (1621) hinweisen und uns auch eine Vorstellung der damaligen Bemalung der Gefäße machen. Sie ist verwandt mit der Ornamentik der italienischen Renaissance, die eine Vorliebe für das Herbstobst zeigt. Die Wasserblasen und prismatischen Flaschen sind wahrscheinlich auch in den Hafnerordnungen unter der Bezeichnung »mit zinn eingefasstes geschüer« gemeint, denn diese Gefäße wurden regelmäßig mit einem Zinnschraubenverschluß versehen. Die Krüge wurden später auch oft mit Zinndeckeln verschlossen, jedoch nicht so allgemein wie es bei diesen Büchsen der Fall war.

Aus all dem können wir folgendes schließen: Die ersten Anfänge der Habaner-Keramik (vor 1621), besonders der Majolika, stehen unter dem Einfluß Italiens. Ob auch andere Einflüsse in dieser frühen Zeit vorkommen, können wir nach den bekannten Nachrichten nicht behaupten, aber auch nicht ausschließen. Der italienische Einfluß bei den mährischen Anabaptisten ist leicht erklärlich. Der große Teil der mährischen Anabaptisten ist aus den Ländern, die an Italien grenzen, gekommen, besonders aus der Schweiz und Tirol.³⁾ Auch ein

¹⁾ Prof. Dr. M. Haberlandt, l. c. S. 97.

²⁾ Josef Diner: „Ungarische Fayencen und Töpferwaren.“ Kunstgewerbeblatt. Neue Folge, II. Jahrgang. 1891. S. 47.

³⁾ Die damals schon deutlich von der italienischen Majolika differenzierte Schweizer (Winterthurer) Majolika hat also wohl auch schon damals ihre stilbildenden Einflüsse geltend gemacht (vergl. meine „Österreichische Volkskunst“, Textband S. 97 ff.)

Teil ist direkt aus Italien eingewandert (1560)¹⁾, und zwar von Venedig, welche letztere sogar ihre eigenen italienischen Diener des Wortes hatten. Mit Italien, wo noch sehr viele Glaubensgenossen geblieben sind, pflegten die mährischen Hutterischen Brüder sehr lange regen Verkehr (und zwar schon von der Zeit des Bischofs Hans Amon [1536—42] an), und es ist ausgeschlossen, daß sie bei ihrem Vervollkommnungsbestreben diese schöne Gelegenheit zur Verbesserung ihrer Keramik außer acht gelassen hätten. »Wir wissen,« sagt Loserth²⁾ aus einem Sendbriefe, »daß die (Hutterischen) Müller bis in die Schweiz gesandt wurden, um dort die verschiedenen Arten des Betriebes kennen zu lernen.«

Außer den orthodoxen Hutterischen Brüdern gab es in Mähren auch verschiedene kleinere Anabaptistensekten, die in verschiedenen Städten Mährens verschieden hießen; in Austerlitz waren es die schon erwähnten Corneli-Brüder oder Pilgramer.

Zu dieser Sekte gehörten wahrscheinlich einige Austerlitzer Hafner, die deutscher Nationalität gewesen. In den bis jetzt erhaltenen Stadtgrundbüchern von Austerlitz sind die Haus- und Grundkäufe vom Jahre 1540 bis über 1630 enthalten. Da damals das Handwerk sehr wichtig war, so gebrauchte man oft die Bezeichnung des Handwerkes statt des Zunamens. Durch diese schöne Gewohnheit sind uns fast alle Namen der Hafner in Austerlitz im 16. Jahrhundert bekannt. Auch die nationale Zugehörigkeit läßt sich leicht erkennen. Die Deutschen haben auch im böhmischen Text deutsche Vornamen (Hanns, Bartel, Bastel u. s. w.) und ihre Bürgen auch, denn es ist selbstverständlich, daß der Deutsche auch die Bürgen unter seinen Landsleuten gesucht hatte.

Der erste deutsche Hafner von Austerlitz ist Ludwig O s t e r t a g. Im böhmischen Text heißt er gewöhnlich Ludwig »hrnčič« (=Hafner), aber einmal auch Ludwig »hofner«. Er lebte in Austerlitz vom Jahre 1553 bis etwa zum Jahre 1579. Daß er sich zu der Wiedertäufersekte der Corneli- oder Pilgramer-Brüder bekannte, können wir nach dem erhaltenen Vertrage zwischen seinem Sohne und seiner Stiefmutter, der im Jahre 1579 abgefaßt wurde, behaupten.³⁾ Timotheus wollte anfangs das Vätertestament nicht anerkennen und tat es erst nach längerem Zureden seiner Freunde und nachdem ihm die Stiefmutter einige eigene Sachen dazugegeben hatte. In dem Vertrage sind auch Vormünder der Söhne genannt, von denen sind zwei: Benedict Bebel Barbier und Jacob Eppinger, die beide anderswo als Vorgestellte der Corneli- oder Pilgramer-Brüder auftreten.

¹⁾ J. Beck, l. c. S. 211.

²⁾ Loserth, l. c. S. 167.

³⁾ Der tschechische Worttext des Vertrages ist in meinem schon oben erwähnten tschechischen Artikel.

Ostertags Sohn war Timotheus Ostertag, der das Hafnerhandwerk vom Jahre 1580—1611 übte.

Ein anderer deutscher Hafner ist Hanns Walter (der Name ist sehr häufig unter den mährischen und ungarischen Wiedertäufern),¹⁾ der in den Grundbüchern in den Jahren 1580—81 genannt wird.

Nach den Namen der Bürgen ist es wahrscheinlich, daß auch Georg Menzl ein deutscher Hafner gewesen, obgleich er immer den böhmischen Vornamen »Jiřík« (= Georg) vor dem Zunamen hat.

Unter den Bürgen wird 1602 ein Partl »hrnčič« (Bartel der Hafner) genannt.

Ob alle diese deutschen Hafner Corneli-Brüder waren und was für eine Keramik sie erzeugten, läßt sich jetzt noch nicht sagen. Denn das tschechische Wort »hrnčič« bezeichnete damals Töpfer und Hafner, ja sogar auch Majolikaerzeuger. Nach dem einmaligen Erscheinen des Wortes »hofner«, mit welchem Ludwig Ostertag bezeichnet wird, könnte man urteilen, daß er ein Kunsthafner war.

Neben diesen deutschen Hafnern gab es in Austerlitz (nach denselben Grundbüchern) auch eine Menge tschechischer Hafner. Vom Jahre 1550 bis 1600 zählt man zehn Hafner mit tschechischen Vor- und Zunamen und mit Tschechen als Bürgen (Jan hrnčič, Martin hrnčič, Blažek Pletka, Václav hrnčič, Jan Krtzma, Augustin Kapin, Adam hrnčič, Valenta hrnčič, Zelinka hrnčič, Jiří Koliha). Wie diese Hafner arbeiteten, ist uns auch unbekannt, so daß wir nicht einmal beurteilen können, in welchem Verhältnisse sie zu ihren deutschen Mitbürgern waren. Da ist der Weg zur weiteren Forschung offen, und ich glaube, daß die Aussichten auf mögliche Resultate nicht hoffnungslos sind. Einige Probeausgrabungen in den Gassen, in denen die Hafner bestimmt wohnten, können uns einige Scherben dieser interessanten Renaissancekeramik bringen, die uns die damaligen Verhältnisse aufklären können.

Die gleichen Verhältnisse, wie in Austerlitz, herrschten mutatis mutandis auch in anderen Städten Mährens, besonders in jenen, wo Anabaptisten siedelten, und da nach den Ordnungen dieselbe Ware bei den Hutterischen Brüdern in allen Orten erzeugt wurde, können wir, was über Austerlitz gesagt, ganz sicher auf andere Orte der wiedertäuferischen Keramikerzeugung übertragen. In den Hutterischen Geschichtsbüchern wird nur, wie schon oben erwähnt wurde, in Damboritz ein Hafnerhaus ausdrücklich genannt, wir können jedoch urteilen, daß in jeder Stadt (Markt), wo ein größeres Haushaben war, auch ein Hafnerhaus mit ihm verbunden war.

Daß aber so wenig Stücke dieser ältesten Keramik erhalten sind, hat seinen Grund in den damaligen Verhältnissen, denn im Dreißigjährigen Kriege, der im Lande alles umgeworfen hatte, ging gewiß sehr viel von dieser Keramik zugrunde.

¹⁾ J. Beck, 573 u. f.

II. Kleine Mitteilungen.

Eine Anregung.

Von Dr. Oswald Menghin, Wien.

In Kaufbeuern (Bayern) hat der bekannte Herausgeber der „Deutschen Gaue“, Kurat Chr. Frank, ein Werk geschaffen, das allergrößte Beachtung verdient. Sein „Heimatarchiv“ sammelt alles, was Vorgeschichte, Geschichte, Kultur, Volkskunde der deutschen Lande, insbesondere Bayerns, betrifft, und hat Tausende von wackeren Mitarbeitern aus allen Ständen in den Dienst der guten Sache gestellt. Vor allem wird Gewicht darauf gelegt, Dinge zu erhalten, die mit dem Tage verlorengehen, wenn nicht verständiger Eifer sie rettet: das sind besonders die Nachrichten in kleinen Provinzblättchen, die über den engen Kreis ihres Bezirks nicht bekannt sind und trotzdem oftmals die allerinteressantesten Dinge für den Volkskundler enthalten. Eine kurze Notiz wirft manchmal ein helles Licht auf Bräuche, Sitten, Ansichten, Lebensgewohnheiten, Fertigkeiten, Arbeiten des Volkes, die dem Heimatforscher trotz jahrelanger Arbeiten in einem Gebiete entgehen können, wenn sie nur mehr selten in Erscheinung treten. Wir in Österreich haben nun gar keine Zentrale für derlei Dinge (abgesehen vom Zweige der Volksliedforschung, die seit einiger Zeit sogar staatliche Pflege genießt). Viel äußerst wertvolles Material geht dadurch der Wissenschaft verloren: denn was all die zahllosen Tages- und Wochenblättchen in ihren Spalten verbergen, war bisher meist ewiger Vergessenheit verfallen.

Dagegen muß etwas geschehen. Ein Heimatarchiv nach bayrischem Muster zu gründen, würde bei unseren Verhältnissen auf endlose Schwierigkeiten stoßen, obwohl ein Mann der Tat auch das zuwege bringen könnte. Aber etwas anderes ist leicht durchzuführen: wer sein Provinzblättchen liest und etwas volkskundlich Bedeutsames darin findet, schreibe es mit genauer Angabe der Quelle und unter Hinweglassung alles Überflüssigen in druckfertiger Form heraus, setze dazu, was er vielleicht über die Sache noch selbst weiß oder in Erfahrung bringen kann und sende das Manuskript an die „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ für die „Kleinen Mitteilungen“ ein. Insbesondere auf die Realien, deren Erforschung noch so sehr im argen liegt, ist das größte Gewicht zu legen. Volkslieder und derlei mögen der Volksliederkommission der einzelnen Länder übergeben werden. Durch solche Kleinarbeit kann der schlichteste Mann sich große Verdienste um die Heimatkunde erwerben. Wenn ein Beitrag gelegentlich von der Redaktion nicht aufgenommen werden kann, lasse man sich nicht abschrecken. Der gute Wille bleibt immer geehrt.

Damit nun alle, denen diese Anregung gefällt, sehen, wie ich mir die Sache denke, fange ich gleich mit einem Beispiel aus meiner Heimat an und hoffe, recht viele Nachfolger aus allen Ländern und Volksstämmen Österreichs zu finden.

Die Geige, ein Oberinntaler Brauch.

Von Dr. Oswald Menghin, Wien.

(Mit einer Textabbildung.)

Der „Allg. Tiroler Anzeiger“ brachte am 18. Mai 1912 folgende Nachricht: „Böswillige Streiche scheinen in Sautens, wie man uns von dort schreibt, gegenwärtig Trumpf zu sein. In der Nacht zum 17. Mai wurde die Wohnung des Vorstehers Parth mit schwarzer Farbe bestrichen. Unter anderem erkannte man darin deutlich das Bild einer „Geige“.

Als ich diese Notiz aus Sautens am Ausgang des Ötztales las, erinnerte ich mich daran, daß ich in Fließ bei Landeck im Oberinntale vor mehreren Jahren Ähnliches gesehen hatte. Dort gibt es wohl kein Haus, wo nicht die Geige hinaufgemalt ist. Herr Pfarrer Johann Rudig von Fließ hatte die Güte, mir brieflich nähere Aufschlüsse über diese Sitte zu erteilen. Die Gemeinde Fließ hat, schreibt er mir, zwei Kubalpen, Zanders und Gables, in deren Benützung die beiden Hälften der Gemeinde abwechseln. Diejenige

Partei nun, die am Schlusse der Almzeit den geringeren Almnutzen abträgt, bekommt die Geige; das heißt, allen Bauern der betreffenden Partei wird mit schwarzer Farbe die Geige auf das Haus geschmiert. Diese Arbeit besorgen natürlich junge, halbwüchsige Buben, und zwar bei Nacht; denn wer dabei erwischt wird, kriegt unbarmherzige Prügel. Die ältesten Leute im Dorfe kennen den Brauch schon als uralt.

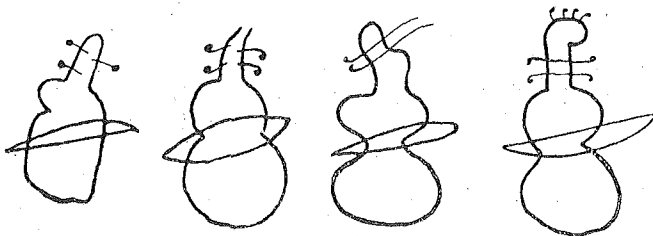


Fig. 49. »Geigen« von Häusern in Fließ (Tirol).

Wie die Geigen aussehen, zeigen einige Proben aus Fließ auf Abbildung 49; die Größe der Geigen schwankt zwischen $\frac{1}{2}$ bis 1 m. Die Buchstaben E. F. und E. C. V., die nicht selten dabei auftauchen, sollen nach Angabe meines Gewährsmannes von den Leuten als „Ex voto“ und „Ich bin zufrieden“ verstanden werden. Es handelt sich jedenfalls um alte Abkürzungen, die heute, vielleicht stark verändert, mechanisch weitergebraucht und nur mehr halb verstanden werden. In früheren Zeiten wurden auch Spottverse dazugemalt. Von solchen führte mir Pfarrer Rudig an:

1. Der Stocker von Banholz ¹⁾
Ist mit seim großen Korb recht stolz.
2. Da spricht der Raab, ¹⁾
Mir ist lieber Butter und Kas. ²⁾
3. Ach, was werden die Berger ³⁾ sagen,
Daß die Platzer ⁴⁾ die Geige haben.
4. Der Juenn Lois, der reiche Mann,
Der sperrt die Tür, so keif er kann.

In Zams bei Landeck, dem Heimatsorte Pfarrers Rudigs, wo gleichfalls zwei Kuhalpen wechselweise benützt werden, besteht von altersher diese Sitte in denselben Formen.

Was die Entstehung dieses Brauches anlangt, ist es wohl klar, daß er ein seltsamer Überrest älterer Rechtspflege ist. Die Geige war bekanntlich bis ins 18. Jahrhundert ein beliebtes Strafgerät für zanksüchtige Leute und andere Verbrecher. Sie bestand aus einem geigenförmigen, aufklappbaren Brette mit Öffnungen für den Hals und die Handgelenke des Delinquenten, der in dieser Adjustierung am Pranger stehen mußte. ⁵⁾ Exemplare dieses Gerätes findet man in den meisten Museen der Alpenländer.

Der Antlaßtritt im Brixentale (Tirol).

Von Dr. Oswald Menghin, Wien.

Im „Allgemeinen Tiroler Anzeiger“ vom 8. Juni 1912 lese ich: „Der Antlaßtritt in Kirchberg. Unterm 6. Juni schreibt man uns: Der Antlaßtritt nahm bei herrlichem Wetter einen schönen Verlauf. Schon die überfüllten Bahnzüge am ganzen Vormittag und zu Mittag sowie die zahlreichen Kutschen und die Scharen von Fußgängern ließen großartige Teilnahme erwarten. Und es waren in die Tausende, welche zu beiden Seiten dicht gedrängt die Straße flankierten. Dekan Gstrein von Brixen, von den Kooperatoren aus Brixen, Kirchberg und Westendorf begleitet, trug das Allerheiligste. Die katholischen Arbeitervereine und die Veteranenvereine sowie Bauern und Bauernburschen, zusammen 128 Mann, nahmen auf schön geschmückten Pferden am Zuge teil. An zwanzig Photographen hatten

¹⁾ Hofname. — ²⁾ Käse. — ³⁾ Die auf dem Berge wohnenden Leute des Dorfes. —

⁴⁾ Die um den Dorfplatz wohnenden Bauern. — ⁵⁾ Vergl. Wrede, Die Körperstrafen, 1898. S. 27.

sich der Straße entlang placiert, die malerischen Gruppen mit ihren Fahnen und Standarten und Uniformen abzunehmen. Die Musik besorgten die Kapellen von Brixen und Kirchberg.“

Dieser Antlaßritt gehört zu den reizvollsten Gebräuchen des an solchen Dingen noch glücklicherweise reichen Tirol. Leider muß immer mehr befürchtet werden, daß diese Feierlichkeiten unter den Einfluß des Fremdenverkehrs geraten und dadurch ihr Wertvollstes, den tiefen volkstümlichen und religiösen Gehalt, abstreifen und veräußerlichen. Über den näheren Hergang des Antlaßrittes hatte Herr Dekan Alois Gstrein von Brixen im Tale die große Güte, mir brieflich das Nähere mitzuteilen. Der Antlaßritt wird als Fronleichnamsprozession in jedem Jahre und bei jeder Witterung von den Gemeinden Brixen, Kirchberg und Westendorf abgehalten. Gegen 1 Uhr nachmittag kommen die Kirchberger und Westendorfer mit Fahnen und einem Priester in Chorrock und Stola an der Spitze in Brixen angeritten. Hier wird der Zug zusammengestellt, ein Priester von Brixen besteigt, mit dem Allerheiligsten in der Versehburse, das an der Kirchentüre bereitstehende schön geschmückte Pferd und reiht sich mit seiner Assistenz in den Zug ein, der unter den Klängen der Brixner Musik um den alten Kastanienbaum vor dem Dekanshofe herumreitet. Die Prozession reitet nun betend der Klausenkapelle zu, die eine halbe Stunde von Kirchberg an der Straße nach Kitzbühel gelegen ist. Sowie die Antlaßreiter in die Nähe von Kirchberg kommen, beginnen dort die Glocken feierlich zu läuten und die Kirchberger Musik stellt sich an die Spitze des Zuges, um ihn mit fröhlichen Märschen durch den Ort zu begleiten.

Glockengeläute und Musik verstummen aber plötzlich in dem Augenblicke, wo die Prozession an dem Kirchenhügel vorbeizieht, und nur noch das Sterbeglöcklein allein klingt über die betenden Männer hoch zu Roß und die vielen Hunderte zu Fuß, die am Wege knien und den Segen empfangen. Bei der Klausenkapelle werden dann die vier Evangelien mit feierlicher Benediktion nach den Himmelsgegenden gehalten. Dann besteigen Priester und Laternenträger wieder die Pferde und in der früheren Ordnung geht's heimwärts.

Über die Entstehung dieses schönen Brauches gibt das Pfarrarchiv keinerlei Aufschluß. In der „Tiroler Frauen-Zeitung“ (Beilage des „Allgemeinen Tiroler Anzeiger“ vom 8. Juni 1912) ist aber ein halbvergessenes Gedicht abgedruckt, das zu Anlaß der Zweihundertjahrfeier des Rittes im Jahre 1843 verfaßt wurde und Aufschluß über den Ursprung dieser Prozession gibt. Es lautet:

„Volksgesang

auf den 200 Jahre bestehenden Schweden- oder Antlaßritt am heiligen Fronleichnamsfeste nachmittags in der Pfarrgemeinde Brixen im Brixentale am 15. Juni 1843.

Die Reiter Brixens auch heute hier,
Wie einst vor 200 Jahren,
Wo tückisch und wilde Schwedengier
Dem Tale drohte Gefahren!
Die Ahnen, sie waren da zum Streit,
Auch wir sind wider den Feind bereit.

Schon drängt er näher der wilde Krieg
Nach Mühlendorf hin schon mit Grauen,
Da schwingen sich all' aufs Pferd zum Sieg,
Voll Mut in Gottes Vertrauen,
Und reiten der Grenz' des Tales zu,
Erwarten den Feind in heiliger Ruh'.

Mit Wildheit stürmte der Schwedenfeind
In Deutschlands Herzen und Gauen;
Die Abnen waren mit Salzburg Freund,
Paris Lodron ihr Vertrauen;
Der schützte das Land und war bereit
Auch für die Kirche zum ernstestn Streit.

Denn nicht nach der tollen Krieger Art,
Die alles den Waffen trauen:
Sie wollen in Gottes Gegenwart
Den Ausgang des Krieges schauen,
Drum ritten sie auch allein nicht fort:
Der Herr mußte mit zum Kampfes Ort.

Und als die Kunde der Feindes Wut
Die Brixentaler erfuhren,
Da flammte sie an des Glaubens Mut
Und alle es heilig schwuren:
Wir kämpfen für Glauben, Land und Herd
Und fielen wir unter Feindes Schwert.

Nicht Kriegsfahnen ziehen voran,
Es wehen die kirchlichen Fahnen,
Die Priester alle schlossen sich an
Voll Mut, wie alle die Ahnen.
Und wie's bei Prozessionen ist:
Der Pfarrer trug den Herrn Jesu Christ.

Bei Klausenbach mit dem Sakrament
Der Pfarrer segnet die Reiter,
Die Glöcklein klingen und es erkennt
Geweiht sich jeder Streiter.
Sie rufen: Hilfe uns! Jesus Herr!
Maria! sie Du für uns begehrt!

Nicht ein Schwed' erschien im Brixental,
Da and're Orte viel gelitten.
Die Ahnen trafen die beste Wahl —
Sie siegten ungestritten.
Und ritten zurück im heil'gen Schritt
Und verehrten fromm den Schwedenritt.

Das Kirchlein, das zu Klausenbach steht,
Das haben sie aufgebauet,
Und diese Kapell' der Geist umweht.
Gott hilft dem, der ihm vertrauet.
Drum reiten auch wir nach Klausenbach
Und folgen den frommen Ahnen nach.

Wir bitten den Herrn im Sakrament,
Bewahre uns stets den Glauben,
Um dich zu verehren ohne End',
Du ließest ihn einst nicht rauben;
Zu opfern das Leben Dir bereit,
Sind wir in Friedens- und Kriegeszeit.

Zweihundert Jahre sind heut' die Zier,
Daß hier der Mut nicht verloren;
Wir Brixentaler, da stehen wir,
Das Tal hat Gott uns erkoren.
Und dräng' heut' der Feind mit böser Macht,
Er würde auch heut' zurückgebracht.⁴

Es ist möglich, daß die Rückführung des Antlaßrittes in die Schwedenzeit auf Richtigkeit beruht. Tatsächlich war im Jahre 1643 Bayern von den Schweden und Franzosen auf's Äußerste bedroht, vermochte aber durch glänzende Waffentaten den Feind von seinen Grenzen abzuweisen. Die Andeutung, daß der Krieg schon nach Mühlhof (am Inn) dränge, scheint allerdings unhistorisch; wenigstens konnte ich nirgends darüber etwas finden. Vielleicht liegt eine Verwechslung mit Mühlheim (an der Donau) vor. Gewisses wird sich über den Ursprung des Antlaßrittes wohl nie ermitteln lassen. Denn wenn der Zusammenhang mit der Schwedengefahr auch als einigermaßen gesichert erscheint, ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß der eigenartigen Sitte älterer Volksgebrauch zugrunde liegt.

Zwei totenbrettähnliche Grabdenkmäler aus Südtirol.

Von Dr. Oswald Menghin, Wien.

(Mit einer Abbildung.)

Auf einer Ferienfußwanderung im Sommer 1907 betrat ich mit meinem Begleiter, cand. phil. Robert Gößnitzer, den kleinen Friedhof des Dörfleins Laatsch¹⁾ bei Mals im Obervintschgau. Ich sah mich nach Grabsprüchen um und entdeckte in einer Nische der westlichen Friedhofsmauer zwei Bretter, die das Gewünschte zu bieten schienen. Als ich meinen weitgereisten Kollegen auf die beiden Denkmäler aufmerksam machte, äußerte er, daß die böhmischen Totenbretter, die er auf seinen Wanderungen gesehen, ganz denselben Typus aufwiesen. Das erregte natürlich meine Aufmerksamkeit in höchstem Maße; denn bis dahin hatte man von Totenbrettern in Südtirol noch nichts gehört und auch die Fundstelle vom Deutschen Nonsberg, die ich unlängst in dieser Zeitschrift publizierte, war mir noch unbekannt. Aber erst jetzt, wo ich mich anlässlich dieser gesicherten Entdeckung mit den Totenbrettern näher beschäftigte, komme ich dazu, auch die beiden Laatscher Denkmäler zu verfolgen. Nach mancherlei Irrungen ergab sich als Resultat, daß es sich hier nicht um Totenbretter, sondern um wirkliche Grabdenkmäler handelt, die aber eine frappante Ähnlichkeit mit dem reichgeschmückten Typ der Totenbretter zeigen. Es verlohnt sich daher wohl, diesen beiden Objekten einige Beachtung zu schenken, umso mehr als sie in ihrer Form für Südtirol ganz vereinzelt dastehen und ein lehrreiches Beispiel von Wanderung volkskundlicher Typen bieten.

Ich kann hier eine Abbildung der beiden Bretter bieten (Fig. 50), die ich den freundlichen Bemühungen des Herrn Dr. Thomas Wieser, Stiftsarchivars in Marienberg, und meines Studienfreundes med. vet. L. Graf aus Meran verdanke. Die Abbildung

¹⁾ Nicht zu verwechseln mit Latsch im Untervintschgau.

macht eine Beschreibung fast überflüssig. Die zwei Denkmäler sind gute Erzeugnisse ländlichen Kunsthandwerks in dem bekannten gotisierenden Stil, der seit ungefähr 60 Jahren besonders bei volkstümlichen Schnitzarbeiten stark in den Vordergrund getreten ist. Das Stück rechts hat den Kreuzquerbalken am Giebel verloren. Der Erhaltungszustand ist auch sonst nicht mehr der beste. Insbesondere die malerische Verzierung hat stark gelitten

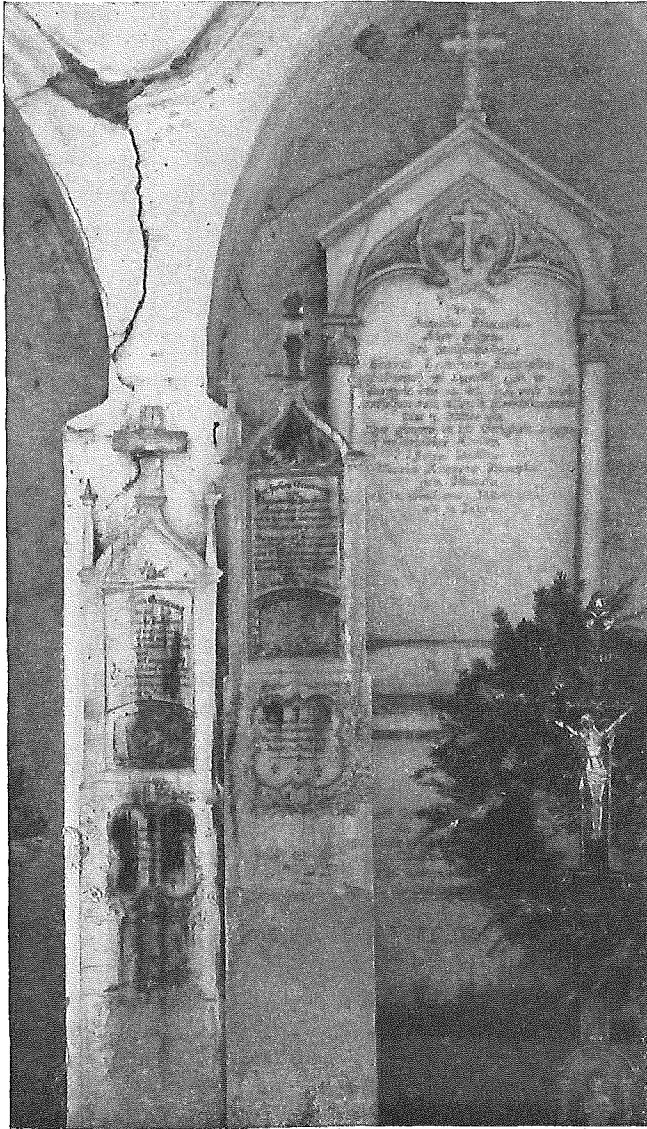


Fig. 50. Totenbrettähnliche Grabdenkmäler in Laatsch (Obervinschgau).

und ist deshalb auch auf dem Bilde nicht mehr gut zum Ausdruck gekommen. Beide Bretter sind ganz übereinstimmend ausgeschmückt. Im Giebelfelde ist die Namenspatronin der Verstorbenen; St. Barbara mit Turm und Kelch, dargestellt; dann folgt das Schriftfeld mit anschließender Darstellung der armen Seelen in den Flammen; darunter ein von Ranken umrahmtes Feld mit Spruch und zum Schluß ein Totenkopf. Dr. Wieser schrieb mir bei Übersendung der Abbildung: „Das (vom Beschauer aus) linke Brett ist

noch in situ mit einem Eisenhaken an der Scheidemauer von zwei Kapellen¹⁾ befestigt. Das andere war in die Kapelle hineingelehnt und wurde fürs Photographieren etwas vorgeückt. Ursprünglich dürfte es an der anderen Scheidemauer der linken Kapelle befestigt gewesen sein, wo noch ein Loch für einen Eisenhaken zu sehen ist.“

Was mir die Annahme, es handle sich hier um aufs Grab gestellte Totenbretter, nicht ganz unwahrscheinlich machte, war der Umstand, daß beide Denkmäler auf den Namen einer Barbara Gstrein lauten. Totenbretter finden sich ja nicht selten als Grabdenkmal, so in Böhmen, in der Oberpfalz und in Oberbayern.²⁾ Auch die Verwendung mehrerer Bretter ist bezeugt, so aus Salzburg³⁾ und aus Böhmen.⁴⁾ An der Rechnung stimmte nur eines nicht: es handelte sich nicht um eine, sondern um zwei Barbara Gstrein, Tante und Nichte, die zufällig im selben Jahre gestorben waren. Herr Pfarrer Gottfried Grisse mann von Laatsch hatte die Güte, mir mitzuteilen, daß die Tante Barbara Gstrein am 1. Oktober 1819, die Nichte am 4. März 1842 geboren, die Tante am 12. April 1863, die Nichte am 10. Mai 1863 gestorben sei. Nun konnte ich erst die auf beiden Tafeln angegebene Lebensdauer der Verstorbenen, die durch die Verwitterung des Holzes und der Farbe fast unlesbar geworden war, entziffern. Die Inschriften lauten:

Zur frommen Erinnerung
an die
Tugendreiche Jungfrau
Barbara Gstrein,
welche hier ruht, und einer seligen Auf-
erstehung entgegenharrt. —
Sie war alt ungefähr 21 Jahre, als sie mit
allen heilig: Sterbsakramenten versehen
. sanft u. selig im Herrn entsch.
Sie ruhe im Frieden!

Auch ich wohn' hier im Todtenhaus.
Hemm' Wand'rer Deinen Schritt! —
Ganz öd und traurig siehst da aus
Drum beth' für mich, ich
bitt'! —

† † †

Zur frommen Erinnerung
an die
Tugendreiche Jungfrau
Barbara Gstrein,
welche hier ruht, und einer seligen Auf-
erstehung entgegenharrt. —
Sie war alt 42 Jahre, als sie am 12. April
1863 versehen mit allen hl. Sterbsakramenten
nach langwieriger und schmerzlicher Krank-
heit sanft u. selig im Herrn entschlief.
Sie ruhe † im Frieden!

O Wanderer steh' still allhier. —
Und weil an diesem Ort! —
Ein Vaterunser bethe mir; —
Dann setz' die Reise fort! —

† † †

Es ist ein bezeichnender Zug, daß die Lebensjahre der Nichte nur „ungefähr“, die der Tante falsch angegeben sind; auch heute fehlen in Tirol noch immer nicht Leute, die über ihr Alter nur einen Schätzungswert aussagen können. An die Registrierung der Daten in den kanonischen Büchern denkt man meist gar nicht.

Hatte schon Dr. Wieser in seinem Schreiben an mich den Verdacht ausgesprochen, es könne sich hier um landfremde Arbeiten handeln, so ergab sich durch die über mein Ersuchen angestellten Nachforschungen des Herrn Pfarrers Grisse mann tatsächlich, daß die beiden Bretter nicht im Orte gemacht worden waren. Er erfuhr nämlich nach längerem Umherfragen bei den Angehörigen der Toten, daß dieselben einen verwandten Priester Franz Gstrein im Unterinntal gehabt hätten, der die beiden Bretter dort habe anfertigen lassen. Denkmalrat Adrian Egger in Brixen erhob mir, daß im Jahre 1863 dieser Franz Gstrein zu Arzl bei Innsbruck Pfarrprovisor war. Meine Forschungen waren somit nach diesem Dorfe verwiesen. Eine unbeantwortet gebliebene Anfrage an das dortige Pfarramt veranlaßte mich, die Erhebungen meinen Freunden Statthaltereiarchivdirektor Dr. Karl Klaar und Sekretär der k. k. Zentralkommission Dr. Josef Weingartner zu übertragen. Deren Nachforschungen ergaben,

¹⁾ Solche Kapellen an den Ringmauern des Friedhofes findet man in Südtirol überall. M. — ²⁾ Deutsche Gaue. XI. 1910, S. 259. — ³⁾ Z. Ö. V. I. 1895, S. 138. — ⁴⁾ Z. Ö. V. X. 1904, S. 38.

daß im Arzler Friedhof noch zwei ähnliche Tafeln existieren, die eine im bauerlich-spätbarocken, die andere im Empirestil gehalten. Wie ich bei meinem jüngsten Aufenthalt in Nordtirol bemerken konnte, begegnet man dieser Form der Grabdenkmäler hier öfters. So sah ich solche im Biedermeier-Geschmack zu Neustift in Stubai. Es erweist sich also, daß wir in den beiden Brettern von Laatsch nur eine Fortführung des alten Typs im neugotischen Stil zu erblicken haben, durch die diese Grabdenkmäler eine täuschende Ähnlichkeit mit einer Gruppe der Totenbretter erhielten.

Volkstümliche Pflanzen des Egerlandes.

Von Anton Böhringer.

I.

1. *Äiaplatzla* = Eierplätzchen. Unter dieser Bezeichnung sind die Blüten des Hornklees (*Lotus corniculatus*) zu verstehen; von Kindern gern gepflückt, da die Blüten in der Tat an die flockige Eierspeise erinnern.

2. *Äichala* = Eicheln (Früchte der verschiedenen *Quercus*-arten). Die Früchte werden geschält und zerteilt, in einem Tiegel oder einer Pfanne geröstet, gebrannt, dann zermahlen als Kaffeesurrogat verwendet. Allgemein als „*Äichalkaffee*“ beliebt. Kinder verwenden die Eicheln und „*d'Schüssala*“ gern zu mancherlei Spielerei.

3. *Baibas*, auch *Baifas* = Beifuß (*Artemisia* vulg.). Eine bekannte Pflanze, deren Blätter zuweilen als Gewürz zu Suppen und Saucen verwendet werden; dabei wird die „weiße“ Art mit silberweiß glänzenden Blättern der „roten“ Art vorgezogen (dunkelrot oder bräunlich).

4. *Birkn* = Birke (*Betula*), deren Holz mit Rinde zu einem heimatlichen Erwerbszweig dient, und zwar für die Sandauer Schnupftabakdosen, genannt nach dem Ort ihrer Erzeugung (Sandau im Egerland), die kurzweg und allgemein „*Sândana Dusn*“ genannt werden und sehr geschätzt sind. *Birknreisa* = Birkenreisig wird zu Besen verarbeitet. Die Stämme werden im Frühjahr gern von alt und jung angebohrt („*oa[n]-zapft*“ = angezapft) und der Saft mit Strohhalmen oder Federkielen aufgesaugt. Die Blütenkätzchen werden „*Birknbäzla*“ genannt und dienen den Kindern als Spielzeug gleich den Kätzchen der Erle (*Ärlbäzla*), der Haselnuß (*Häslnußbäzla*); das Wort *Bäzla*, *Bäzla* bedeutet Bähschäfchen (egerländisch „*Mälbäzla*“) junges Schaf, Schäfchen, Lämmchen. Die Blütenkätzchen genannter Bäume und Sträucher führen die Bezeichnung wegen ihres dicken, wulstigen, trolligen Aussehens.

5. *Bittasöiß* = Bittersüß (*Solanum dulcamara*). Die Stengel werden wegen ihres zuerst bitteren, dann andauernd süßen Geschmackes gern gekaut. Im Herbst gesammelte Stengel als Absud finden gegen Husten und Brustkrankheiten Anwendung.

6. *Böichala* = Bucheckern, Früchte der Buche (*Fagus silv.*). Wegen ihres mandelähnlichen Geschmackes werden die Bucheckern gern von Kindern gegessen, wie schon der alte Kinderreim sagt:

[: D' Duadl häut g'sagt, :]

D' Böichala san gout,

[: Klam¹) ma sie z'samm, :]

Klam ma sie in Hout.

7. *Brauölln* = Braunelle, Wiesenknopf (*Sanguisorba* off.). Die Wurzeln, in Scheibchen geschnitten und in Brantwein angesetzt, kommen als Mittel gegen Unterleibskrämpfe, Bauchgrimmen, Kolik und Cholera in Anwendung.

8. *Brenneßl*, *Bräneßl* = Brennessel (*Urtica*). 1. Die Pflanze kommt ähnlich der Ameisensäure („*Amasngeist*“) gegen Gliederreißen in Anwendung. 2. Die jungen Pflänzchen, fein zerhackt und mit ebenfalls gehackten Eiern und zerstoßenen Eierschalen vermengt, sind ein beliebtes Futter für junge Hühner.

9. *Brunnkreß*, *Brumkreß* = Brunnenkresse (*Nasturtium* off.). Die Blätter, frühmorgens (nöichtan = nüchtern) gegessen, machen einen guten Magen.

¹) Klam = klaben.

10. Christenschweiß = Mauerpfeffer (*Sedum acre*). Diese kleinen niedlichen Pflänzchen mit ihren gelben Blütensternchen erfreuen sich allgemeiner Beliebtheit. Sie werden zu Fronleichnam in Kränzchen gebunden und bei der Prozession geweiht, dann zu Hause an der Wand, zum Schmucke des Kruzifixes oder der Heiligenbilder, im Herrgottswinkel und an den Hausaltären aufgehängt. Solche „Christenschweißkränze“ blühen noch wochenlang weiter, wegen des großen Wassergehaltes der fleischigen Blättchen.

11. Éfai = Efeu (*Hedera helix*). Man unterscheidet Winterefeu und Sommerfeu; beide Sorten sind beliebte Zierpflanzen und Fensterschmuck und zur Gräberschmückung geschätzt. Efeublätter in Essig gelegt und aufgeweicht gelten als vorzügliches Mittel, hartnäckige Hühneraugen abzulösen.

12. Erdbeer, Himbeer, Bråmmabeer (Brombeere). Alle drei Sorten in gereiftem Zustande roh oder eingesotten sehr beliebt. Die jungen Triebe und Blätter werden frisch oder getrocknet als Tee, ähnlich dem Kaisertee (russischer Tee), verwendet. Die Blätter werden im Frühjahr auch gern als Suppenkräuter verwendet.

13. Essakröigla = Essigkrüglein sind die Blüten des Feldklee (*Trifolium campestre*); wegen der Dauerhaftigkeit, da sie strohblumenähnlich sind, gern in Sträußchen gebunden und getrocknet aufbewahrt.

14. Fenchl = Fenchel (*Foeniculum capillae*). Fenchelkörle (Fenchelkörner) werden gekocht und der Absud = Fenchlwassa den in Fraisien liegenden Kindern eingeflößt. Auch als Mittel gegen verschlagene Winde gebräuchlich. „Anas“ = Anis (*Pimpinella anisum*) erfreut sich der gleichen Verwendung. Beide Früchte werden auch als Gewürze für Gebäck angewendet, der Anis außerdem noch als „Anaskügala“, Aniskügelgen (mit einer Zuckerschicht überzogene Körner) beliebte Näscherei für Kinder.

15. Flåx = Flachs (*Linum usitatissimum*). Lai(n) = Lein = Früchte des Flachses, sogenannter Leinsamen. Als „Lai(n)“ wird gemeinhin die ganze Pflanze bezeichnet. Leinöl (Lai[n]öl) findet als Brennöl und Leinölfirnis seine Anwendung. Die beim Auspressen der Leinsamen verbleibenden Rückstände, Leinkuchen, finden Verwendung als Viehfutter und zu heilsamen Umschlägen. Die Verwendung der Pflanze entfällt in dieser Zusammenstellung als zu bekannt.

16. Fleischhåcka = Fleischhacker, Fleischhauer, eine bekannte Wiesenblume, die Kuckuckslichtnelke (*Lychnis flos cuculi*). Den Namen Fleischhacker dürfte die Pflanze von den zerschlitzten roten Blumenblättern her haben. Nebst den übrigen Nelkenarten, als: Råinagala = Rainnelke, Karthäusernelke (*Dianthus carthusian.*), Pechnagala = Pechnelke (*Viscaria vulg.*), Fedanagala = Federnelke, Garternelke, sehr beliebte Blumen.

17. Graslatzbeer = Preiselbeere (*Vaccinium vitisidaea*) findet als Kompott überall Anwendung. Graslatzbeerkräutera (Preiselbeerkräuter) sind als Kränze beliebter Gräberschmuck.

18. Guzagargla = Knabenkraut (*Orchis morio* und *Orchis maculat.*). Die Blüten, getrocknet, als Tee gegen Blutspuckén („Blåutbrechn“) beliebt.

19. Hablåma = Heublumen. Der Absud davon wird zu Körperwaschungen und die Dämpfe des heißen Absudes werden als schweißtreibendes Mittel angewendet.

20. Hånabuttu = Hagebutten, Früchte der Hundsrose (*Rosa canina*). Die Hagebutten werden nach der Reife im Herbst gepflückt, ihres körnigen Inhaltes entleert und die sauber gewaschenen Schalen eingekocht und mit Zucker versüßt als „Hetschabetsch“ (Kompott) gegessen. Die Körner werden in Tiegeln geröstet und als Kaffeesurrogat verwendet. Die feinen Härchen der Körner nennt man ihrer schmerzhaften, juckenden Wirkung auf bloßer Haut wegen „Lais“ = Läuse.

21. Håuflåtti(ch) = Huflattich (*Tussilago farfara*). Blätter und Blüten in getrocknetem und frischem Zustande als Huflattichtee, Mittel gegen Husten.

22. Hauswurz = Gemeine Dachwurz (*Sempervivum tectorum*). Diese Pflanze gilt allgemein als Blitzableiter, denn in ein Haus, auf dessen Dach die „Wurz“ wächst, schlägt kein Blitz ein (uralter Volksglaube).

23. *Hennascherm* = Hühnerscherben. Ist die Vogelmiere (*Stellaria media*), beliebtes Futter für Stubenvögel.

24. *Hula* = a) Holler, Hollunder (*Sambucus niger*), b) Flieder (*Syringa vulgaris*). Beide Sträucher nennt man „Hula“ sowie die Blüten beider als „Hulatee“ gebraucht werden. „*Bächhula*“ (Bachholler) ist jedoch stets *Sambucus*, dessen Blütendolden gebacken die beliebten „*Hulaköchla*“ (Hollerküchlein) liefern; *Hulabeerla*“ (Hollerbeeren) sind die Früchte desselben Strauches, dessen Mark den Kindern auch noch die beliebten, hüpfenden „*Hulamannla*“ (Hollermännchen) liefert. Mancherorts werden auch die starkriechenden Blätter des *Sambucus* als Ungeziefer vertreibend in die Bettstellen gelegt.

25. *Kännasblåma* (*Kånnas* = Johannes, *Blåma* = Blume) = Johannisblume oder Bergwolverleih (*Arnica mont.*). Die Blüten, in Branntwein angesetzt, liefern das bekannte Heil- und Universalmittel „*Arnika*“.

26. *Kännaskraut* = Johanniskraut, Hartheu (*Hypericum perfor.*). Die Blüten werden gesammelt und in „*Bamöl*“ (Baumöl, Olivenöl) in Flaschen angesetzt und in die Sonne gestellt. Nach einiger Zeit färbt sich dann das Öl rot und ist dann das beliebte „*Kännasöl*“, ein Heil- und Linderungsmittel bei offenen Wunden. Aufgetragen wird das Öl zumeist mittels eines im Korke der Flasche befestigten Federchens.

27. *Kasnappfla* = Käsenäpfchen, Käsepappel, Früchte der Malve (*Malva rotundifolia*). Die Früchtchen, die in ihrer Gestalt an kleine Käse erinnern, werden trotz ihres faden Geschmacks gern von Kindern gegessen. Blüten und Blätter der Pflanze, unter dem Namen „*Malfala*“ (Malvchen) bekannt, sowie die Wurzeln werden ausgekocht und der schleimige Absud (zuweilen noch mit Eibischwurzeln gemischt), der wegen der Milde als Trank schmerzstillend ist, gern als Tee verwendet. Ein verdünnter Absud wird als Mundwasser oder Gurgelwasser angewendet.

28. *Kätzapfötschla* = Katzenpfötchen, Ruhrkraut (*Gnaphalum dioicum*). Das ganze Pflänzchen kommt als Tee gegen Ruhr in Anwendung. Außerdem bei Kindern als Blumen beliebt.

29. *Kinnala* = Kindchen, kleine Kinder; darunter versteht man den Feldthymian oder Quendel (*Thymus serpyll.*). Den Namen „*Kinnala*“ führt die Pflanze wohl daher, weil sie eingesammelt, sowohl frisch, als auch getrocknet zur Bereitung von Kinderbädern als Kräftigungsmittel verwendet werden. Mit „*Kinnalan*“ gebadete Kinder sollen schön werden. Jedenfalls hat der aromatische Geruch nur wohltätige Wirkung.

30. *Ki(n)skerzn* = Königskerze oder Wollkraut (*Verbascum*). Blüten und Blätter finden Verwendung: Sie werden zerquetscht und so auf Wunden gelegt. Der ausgepreßte Saft, mit Branntwein vermischt, gibt die „*Ki(n)skerzintinktur*“, die entweder mit oder ohne Zucker als magenstärkendes Mittel eingenommen wird.

Bockhäuteln oder Eschbellen im oberen Innviertel.

Von Hugo v. Preen, Osternberg.

Ledige Burschen ziehen an den Menschertagen (Dienstag, Donnerstag, Samstag) in den drei Wochen nach Palmsonntag abends mit einem Wiesbaum, den Zweie tragen, in der Gegend umher. Die Burschen schlagen mit den Windlöffeln auf den Balken oder Wiesbaum, daß es weithin hörbar ist und die Späne davonfliegen. Sie suchen so viel als möglich von diesen zu erhaschen, um sie auf den Hut zu stecken. Hierauf geht's zum Fenster der Geliebten. Ist sie nicht zu Hause oder weist sie ihn ab, so steckt er ihr die Späne ans Fensterkreuz mit den Worten: „Da hast die Bockhaut!“

Trud (aus Gilgenberg).

Von Hugo v. Preen, Osternberg.

Trud troakt, alle Wasser not, alle Bam steigt, alle Nöst (Äste) reit, derweil kimmt d'Tagszeit.

*

Trud, Trud, du alte — I bitt um Gottes Gwalti — Kimm heut' Nacht net zu mir — Ent du bringst den Johannes mit dir — Und die Stutz und die Kruz und die Muz — Und den irdenen Häfendeckel, daß mi ka Hund und ka Katz net wuckt.

„Keil“ (Fischereigerät für Flüsse).

Von Hugo v. Preen, Osternberg.

(Mit 2 Textabbildungen.)

Vor kurzer Zeit wurde auf meine Veranlassung hin dem Ortsmuseum in Braunau a. I. ein interessantes Stück, ein sogenannter Keil, vom Fischereibesitzer Vogelmayr aus Osternberg a. I. übergeben. Dieser Gegenstand besteht aus einem Eschenholzscheit mit daranhängendem zirka 5 kg schweren Eisengewicht, welches durch seine eingeschlagenen Verzierungen und der Jahreszahl 1623 für unsere Gegend wertvoll ist. Dies Gerät dient

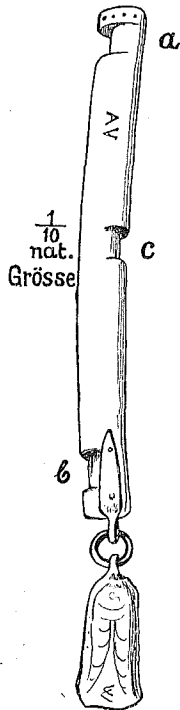


Fig. 51. „Keil“. (Fischereigerät aus Osternberg a. I.)

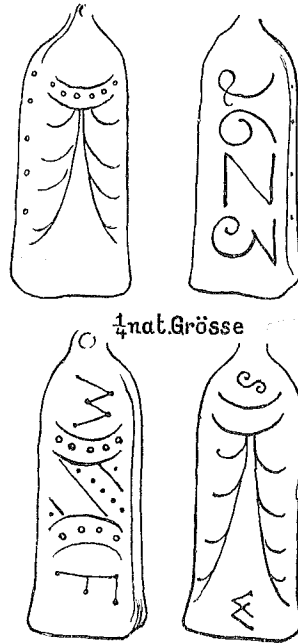


Fig. 52. Eisengewicht zum Versenken des Netzes.

noch jetzt den Fischern zum Anhängen des Schleppnetzes, und zwar (Fig. 51) bei *a* ward die obere Netzseite mit den Schwimmern, bei *b* die untere Seite mit dem Blei befestigt. Bei *c* knüpfte man die Leine an, welche das Ganze durch das Wasser ziehen mußte. Das Eisengewicht (Fig. 52) diente zum Versenken des Netzes. Die am Gewicht angebrachten Buchstaben konnten uns leider keine nähere Auskunft über die früheren Besitzer geben.

Der Hahnenschlag.

Von Anton Dachler, Wien.

Mit Bezugnahme auf meine diesfällige Nachricht in dieser Zeitschrift¹⁾ wurde mir von befreundeter Seite mitgeteilt, daß dieser Gebrauch im badischen Lande allgemein als sehr beliebtes Jugendspiel besteht und „Topfschlagen“ genannt wird. Wenn junge Leute einen schadhaften Topf erlangen können, so wird derselbe auf eine Stange aufgestülpt und Teilnehmer versuchen nun, denselben bei verbundenen Augen mit einem Knüttel zu zertrümmern. Man bringt sie vor Beginn durch Drehen des Körpers um die Zurechtfindung. Es ist dies wieder ein Beleg für die gleiche kulturelle Grundlage in heidnischer Zeit.

¹⁾ XVII, S. 217.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Die Ausstellung für Volkskunst, Hausindustrie und Hausfließ in Kimpolung, Bukowina. Aus Anlaß der feierlichen Einweihung und Eröffnung des neuerrichteten Gebäudes der k. k. Fachschule für Holzbearbeitung in Kimpolung wurde während der Zeit vom 1. August bis 1. Oktober 1912 in den Räumen derselben eine große Ausstellung für Volkskunst, Hausindustrie und Hausfließ nebst einer retrospektiven Abteilung aus dem Süden der Bukowina veranstaltet. Wie die lokale Presse und die Zeitungen aus dem benachbarten Königreich Rumänien berichteten, gehörte dieselbe unstreitig zu den reichhaltigsten bis nun im Lande veranstalteten Ausstellungen des rumänischen Volkes und ist dieselbe auch dem Fremdenverkehr im Lande sehr zugute gekommen. Das Schulgebäude selbst, als Utilitätsbau im Charakter der bodenständigen Bauweise ausgeführt, steht in günstigem Einklang mit dem umgebenden Landschaftsbild. Die Ausstellung wurde in neun geräumigen Sälen untergebracht. In den drei ersten Sälen waren Zeichnungen, Kopien, Entwürfe und Kompositionen im Charakter der Volkskunst und deren Weiterentwicklung ausgestellt. Charakteristische Bauernhäuser, angeknüpft an die ländlich-heimatliche Bauweise, altes bodenständiges Bauernmobiliar und Hausrat in ihrer typischen Eigenart waren hier besonders reichhaltig vertreten. In zwei anderen Sälen waren die Erzeugnisse der bäuerlichen Textilkunst, die von der jetzigen einseitigen Kulturströmung noch unberührt geblieben sind, zu sehen. Teppiche in eigenartigen naiven und doch sehr schönen Kompositionen, ausgeführt in zarten, harmonisch günstig wirkenden, lichtechten, dauerhaften Farbentönen und Stickereien mit ihrem unerschöpflichen Born von Motiven; bunte bodenständige Trachtenstücke, die sofort die Örtlichkeit ihrer Abstammung verrieten, altertümliche Webstühle und sonstige Utensilien für die Bauernweberei. Im Schulmuseum selbst, wo die Privatsammlung des Direktors Elias Weslowski, einen Flächenraum von 120 m² füllend, ausgestellt war, bemerkte man in der Mitte einen riesigen, mit schuppenartigen Kerben versehenen Bauernwagen, noch aus der Zeit stammend, da der Ort Kimpolung (Câmpulung) als selbständige Republik dem moldauischen Fürsten tributpflichtig war und zu damaliger Zeit mit solchen Vehikeln den Tribut in natura übermittelte. Alte Hochzeitstruhen in verschiedener Ausführung, typische Tische, eigenartige hohe Bettstätten, Tellerborte, Geschirrkästen, Bänke, Eiskästen, mit Zinn eingelegte Spinnstäbe und Reitgeräten, Hirtenstöcke, Hackenstöcke, Erzeugnisse der Hirtenkunst, geschnitzte, gravierte, mitunter auch mit Bronzenägeln verzierte Pulverhörner verschiedenster Form, Bauernbestecke, Flöten, Schalmeyen, bäuerliche Kirchenstühle, Handkreuze, Heiligenbilder, gestickte Hand- und Taschentücher, Gürtel, bunte, aus Perlen zusammengestellte Halsbänder, Trachtenstücke aus verschiedenen Gemeinden, Holz- und Zinnflaschen, Bauernkeramik, eine große Sammlung Ostereier etc. waren da in großer Menge zu sehen. Anschließend waren in mehreren Räumen Möbel und verschiedener Hausrat sowie Fremdenartikel, welche die charakteristische Weiterentwicklung des alten Bauernmobiliars und der sonstigen bäuerlichen Kunst zeigten, ausgestellt. Die Ausstellung wurde von über 5000 Personen besucht. Von den einzelnen Besuchern sind besonders hervorzuheben: Seine kaiserliche Hoheit der Herr Erzherzog Leopold Salvator, der Minister für öffentliche Arbeiten Dr. Ottokar Trnka, Exzellenz Erzbischof von Repta, Landespräsident Graf v. Meran, Landeshauptmann Baron Hormuzaki, die Sektionschefs Homann und Lauda, Ministerialrat Dr. Redl, Universitätsprofessoren, Hofrat und Güterdirektor Guzmann, Kreisgerichtspräsident Dr. Handl, die meisten rumänischen Reichsrats- und Landtagsabgeordneten der Bukowina, Vertreter der einheimischen und ausländischen Presse, viele auswärtige Gäste aus Rumänien und Rußland.

Steirisches Volksschauspiel. Aus Kindberg wird berichtet: Die Freude an schauspielerischen Darstellungen hat sich nicht nur in der Stadt erhalten und sich dort zum künstlerischen Genusse ausgebildet, sie blieb auch im Bauernvolk rege. Ein prächtiges Beispiel hierfür bietet das von Bauern aus der Umgebung der Sommerfrische Kindberg im schönen steirischen Mürztal schon seit vielen Jahren aufgeführte, aus dem 14. Jahrhundert

stammende Paradeis- und Schäferspiel. Dieses interessante Volksschauspiel wurde bis vor drei Jahren von Bauern nur den Bauern vorgeführt. Der um die Heimatsache verdiente Lehrer Anton Prettenhofer in Kindberg erkannte indessen den Wert dieser alten Stücke und er machte den Obmann des Vereines „Deutsche Heimat“ in Wien, Dr. Eduard Stephan, auf die Aufführungen, die bisher in Bauernstuben, Wirtshäusern etc. stattfanden, aufmerksam. Die „Deutsche Heimat“ nahm sich der Sache an und so konnten im Sommer 1911 in Kindberg in einem eigens erbauten Naturtheater vier sehr gut besuchte Vorstellungen gegeben werden, denen außer vielen Wiener Gästen auch der Statthalter und der Landeshauptmann von Steiermark, der ehemalige Landespräsident von Kärnten sowie der Dichter Rosegger beiwohnten. Die Aufführungen erregten bei allen Besuchern das tiefste Interesse. Die Spiele fanden heuer ihre Fortsetzung, und zwar fanden sie statt am 28. Juli sowie 11., 18. und 25. August und am 8. September.

Mährische Sammlungen. Die bekannten ethnographischen Sammlungen des Herrn Franz Kretz in Ungarisch-Hradisch hat das mährische Landesmuseum für K 80.000 definitiv angekauft. Das Ministerium für Kultus und Unterricht und der mährische Landesausschuß, die dadurch ein großes Interesse für die vaterländische Volkskunde gezeigt haben, haben mit der Gewährung dieser außerordentlich bedeutenden Ankaufssumme sich das größte Verdienst um die volkskundliche Forschung erworben. Denn in diesen Sammlungen liegt sehr viel unverarbeitetes Material, das uns gerade über die mährische Volkskunst und ihre Geschichte aufklären kann.

Prof. Josef Tvrđý.

Zum Stand der ethnographischen Museen in Belgrad und Sofia.¹⁾

Von Dr. Edmund Schneeweis.

(Mit 2 Textabbildungen.)

Die nachfolgenden Zeilen verdanken ihren Ursprung der freundlichen Anregung von Seiten des Herausgebers dieser Zeitschrift, des Herrn Direktors Dr. M. Haberlandt, der es für wünschenswert erachtete, etwas über den Stand der ethnographischen Museen in Belgrad und Sofia, durch welche Städte mich meine heurige Studienreise führte, mitzuteilen, umso mehr als über die Sammlungen dieser beiden in raschem Aufblühen begriffenen Institute bisher keine Kataloge erschienen sind. Begründet ist letzterer Umstand wohl darin, daß beide Museen vorläufig in provisorischen Räumlichkeiten untergebracht sind und infolge des Raummangels, der sich entsprechend dem verhältnismäßig jungen Interesse für Volkskunde ja auch in unseren Museen dieser Gattung fühlbar macht, nicht alle ihre Schätze auslegen und zur Geltung bringen können. Was nun das Belgrader Museum (Srpski etnografski muzej) betrifft, so besteht es erst seit zehn Jahren. Es ist im oberen Stockwerk eines Eckhauses zwischen der Birčanin- und der Knez Milošstraße untergebracht und umfaßt ein Arbeitszimmer für die Beamten, ferner sechs mittelgroße Zimmer für die ausgelegten Sammlungen. Mangels an Raum sind die Hausmodelle

¹⁾ Herrn Dr. Edmund Schneeweis, der mit Unterstützung des hohen k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht im Sommer 1912 durch mehrere Monate dialektische und volkskundliche Studien in Serbien, Bulgarien und Bosnien betrieb, hat über besondere Auforderung der gefertigten Redaktion und Museumsdirektion die ethnographischen Museen in Belgrad, Sofia und Sarajewo mit besonderer Gründlichkeit studiert, er hat zahlreiche volkskundliche Beobachtungen, unterstützt durch mehr als hundert photographische Aufnahmen in Serbien und Bosnien, gemacht und damit das Material für einige demnächst von ihm zu erwartende volkskundliche Arbeiten aus diesem Gebiet sichergestellt, und er hat endlich auch für die Sammlungen des k. k. Museums für österreichische Volkskunde eine interessante und wertvolle ethnographische Kollektion aus verschiedenen Orten Serbiens und Bosniens zusammengebracht. Für alle diese erfolgreichen Bemühungen gebührt ihm der wärmste Dank. — Zu den obigen Ausführungen des Herrn Berichterstatters wäre noch hinzuzufügen, daß in dieser Zeitschrift, Bd. XV, S. 207—210, bereits Herr Ingenieur Anton Dachler eine erste, sehr erwünschte Orientierung über die Volkskundemuseen im südöstlichen Europa, darunter diejenigen von Belgrad und Sofia, geliefert hat, wozu dann durch Herrn Prof. Dr. M. Murko ebenda Bd. XVI, S. 222 ff. Nachträge beigebracht worden sind.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

auf der Plattform der aus Zimmer VI ins Erdgeschoß führenden Stiege untergebracht. Ja sogar ein eingedeckter Teil des Hofraumes mußte für Bogumilensteine und Modelle von Hausanlagen herangezogen werden.

Wir unternehmen nun unter der freundlichen Führung des Herrn Direktors Trojanović, der im Verein mit seinem Assistenten Herrn Zegga in verhältnismäßig kurzer Zeit das Inventar auf 10.000 Stück gebracht hat, einen Rundgang durch die Sammlungen. Durch das geschmackvoll ausgestattete Vorzimmer, in dem unter anderem schön verzierte Kasten (musandra) aus Mostar aufgestellt sind, gelangen wir in das erste Zimmer. Rechts finden wir die verschiedenartigsten Erzeugnisse der Töpferei, vornehmlich aus Veles (in Altserbien), Drač (= Durazzo, serbische Kolonie), Prizren, Knjaževac (charakteristisch durch die aufgesetzten Figuren), Krupanj, Surdulica und Korenica (Čibuks). Die Mitte der rechten Seite ist vorbehalten für eine reichhaltige Sammlung von Ostereiern, von denen die schönsten (etwa 200 Stück) aus Šabac stammen. Besonders charakteristische und schöne Muster sind abgezeichnet und an Wandbildern ersichtlich gemacht worden. (Sowohl Ostereier als auch Töpferwaren sind für Tauschzwecke in mehreren Exemplaren vorhanden und sind verpackt im Erdgeschoß untergebracht.) An der Wand über der Eingangstür sind neben Sensen und Sicheln eigenartige Schnittergeräte aufgehängt: Verschiedene Formen der Palamarka, einer Art hölzerner Hand mit 2 dm langen, rechtwinkelig abstehenden Fingern. Die Palamarka dient vornehmlich zum Schutze der Hand gegen Stechpflanzen beim Aufräfen des Getreides, daneben auch dazu, mehr zu erraffen. (Zum Namen ist zu bemerken, daß sie eigentlich Palamidarka heißen sollte, zu palamida = eine Art Distel, *Serratula arvensis*.) Die linke Hälfte des ersten Zimmers zeigt uns hölzernen und eisernen Hausrat. Was mir als Philologen besonders gefällt und was ja für vergleichende Wort- und Sachstudien so notwendig ist, ist der Umstand, daß bei jedem Stück dessen volkstümlicher Name im betreffenden Fundorte vermerkt ist. In keinem slawischen Museum, auch nicht in den großtätig angelegten russischen Museen von Moskau und Petersburg, habe ich diese notwendige Forderung so konsequent durchgeführt gefunden wie in Belgrad. Besonders fallen ins Auge: tucalo, eine Vorrichtung zum Enthoden der Hengste und Stiere. (Die Hoden werden nicht herausgeschnitten, sondern zerklopft.) Verschiedene Gattungen von Stampfen (stupa); Spinnrocken und Spindeln, ferner Geräte zum Garnwickeln und Weben (dabei ein Bild: Slavonska predilja); krpļje, runde Schneeschuhe aus Montenegro; ein aus gespaltenen Ruten geflochtener Eßzeughälter (ložičnjak) aus Leskopolje; cednjak, eine viereckige, seichte Holzschüssel mit einer eingekerbten Abflußrinne, das Ganze auf Füßen. In diesen Cednjak wird frischer Käse hineingelegt, von oben mit Brettern und Steinen beschwert und so entwässert; teljig, eine Glocke für den Lithammel; zur Schafzucht gehörige Geräte; große und kleine aus Kürbissen hergestellte Gefäße, schön verzierte Feldflaschen (čutura); eine Gruppe von hölzernen Gefäßen verschiedenen Namens, wie: bucak (Altserbien), džban, karta, bokola (Montenegro), bakla, galjata, debe (zum Zerstampfen des Kaffees); Behelfe zum Fischfang; Siebgefäße, davon eines aus Dalmatien mit dem volkstümlichen Namen skandaleto (anstatt skaldaletto); Geräte zur Herstellung des Strohdaches; Beleuchtungsgegenstände; eiserne Grabinstrumente. Besonders interessant ist eine Gruppe von eisernen Werkzeugen, die in Kostolac an der Donau (in der Nähe von Požarevac) gefunden wurden und aus der Zeit der Völkerwanderung stammen sollen. An der rückwärtigen Wand sehen wir kleine Kunstwerke von Feldflaschen, eine davon ist hergestellt aus einer gewaltigen Krebschere; Pferdeschmuck; Ledersäcke zum Aufnehmen von Mehl, Getreide und Flüssigkeiten (kofa, tarčug).

In dem ins zweite Zimmer führenden Türraum hängen von einem altserbischen Bauern (Prizren) gemalte Bilder von hohem Alter, darstellend Szenen aus dem bäuerlichen Leben, natürlich in sehr naiver Ausführung.

1. Kolotanz mit Braut und gajdaš (Dudelsackpfeifer).

2. Brautraub.

3. Hochzeitsszene: Braut und Bräutigam begrüßen den Popen und Kum (Gevatter) mit Wein.

4. Schweinehirt (Türke) mit Herde.

5. Kolotanz türkischer Mädchen; als Koloführer funktioniert ein Mann, der mit der einen Hand einen Laib Brot über dem Kopfe, mit der anderen das eine Ende eines Handtuches hält, das die Verbindung zwischen ihm und den Mädchen herstellt, da er sie nicht berühren darf.

Für die Geschichte der Trachten und Gebräuche sind solche Bilder, besonders wenn sie Volksszenen wie die vorliegenden zum Gegenstand haben, von unschätzbarem Werte.

II. Zimmer. An der Wand rechts vom Eingang findet sich eine äußerst reichhaltige Sammlung von Spinnrocken in allen erdenklichen Formen: flache, aus Holz mit reicher Ornamentik, runde hölzerne, aus Ruten geflochtene, aus Schilfrohr hergestellte u. s. w. Daran schließt sich an der rechten Seitenwand eine hübsche Sammlung von volkstümlichen Stäben, von denen besonders interessant sind; ein viereckiger „pokojnički štap“, der aufs Grab gelegt wird, ferner ein Pubertätsstock, mit Wolle umwickelt; er wird vom Mädchen dem Burschen geschenkt, wenn er heiratsfähig wird (gewöhnlich mit 17 Jahren), der ihn dann wie einen Säbel umschnallt und damit tanzt. Es folgt eine Peitschensammlung, dann im rückwärtigen Teil eine schöne Sammlung von Musikinstrumenten, wie Pfeifen, Doppelpfeifen, gajde, gusle, tambura, gitara, saz (Saiteninstrument mit langem Hals), dann auffallend ein 2 m langes Blasinstrument, Duduk, hergestellt aus abgeschälter Weidenrinde (verbreitet nur in Südserbien). Der Mittelraum rechts ist ausgefüllt mit Vitrinen, enthaltend Stickereien und Brautschmuck. Die Wände zur Linken sind geschmückt mit kostbaren alten Porträts, wichtig wegen der daraus ersichtlichen altväterischen Trachten. Links in der Ecke in natürlicher Größe ein Kiridžija (Mietskutscher) samt Pferd aus Užice. Daneben Vorrichtungen und Geräte zur Teerbereitung; zum besseren Verständnis dient eine Photographie, darstellend einen Teerbrenner (Katrandžija) aus Zlatibor. Ferner Arten von Maus- und Rattenfallen, Kerbhölzer und ein schlankes Butterfaß (bučka). Links rückwärts eine Herdecke mit dazugehörigen Koch- und Speisegeräten. Eine Vitrine läßt uns kostbaren Brautschmuck aus dem Banat erblicken. Unter der rückwärtigen Tür hängen kleine, aus Stroh geflochtene Zierstücke.

III. Zimmer. Rechts ein Kasten mit verschiedenem Kopfputz. Daneben eine reiche Sammlung von Weihnachtsgebäck in allen erdenklichen Formen: Kika devojačka, ein kleiner, geflochtener Striezel; Košnica, Kuchen mit fünf Spitzen; Krstina, ein Kuchen mit sechs Kreuzen aus Teig; Njiva, Kuchen mit Sternen an einem Ende; Volovi, Ochsen mit Joch, von oben gesehen; Gumno; Kokoške, Kuchen mit Kammornamentik, ähnlich auch Čurkin kolač, Šaka, Kuchen in fünf Finger auslaufend u. s. w.

Es fehlt natürlich nicht der Weihnachtsfestkuchen (Božićni kolač). — Daneben ein Schrank mit gestickten Weiberhemden und Handtüchern. Rechts rückwärts eine Vitrine mit volksmedizinischen Objekten: Brotrinde mit Zeichen und Buchstaben gegen Nasenbluten, dann eine Menge von Votivgaben aus dem Kloster Sv. Jovan bei Nisch, Amuletten gegen Gefahren und Krankheiten, darunter auch der Fuß eines Hermelins. Weiterhin das Modell eines Fluchhügels (Prokletija) aus Svrlijig (aus dem Jahre 1850): nach einem Verbrechen, dessen Täter unbekannt geblieben ist, versammelt sich das ganze Dorf und wirft Steine auf einen kleinen dazu errichteten Hügel, wobei dem unbekanntem Übeltäter geflucht wird; handelt es sich um eine Brandlegung, so wird ein Kreuz aus dem halbverbrannten Holze des Hauses angefertigt und auf dem Hügel aufgepflanzt; bei Diebstahl wird ein Korb an einem Pfahl aufgehängt, bei Mord bleibt der nackte Hügel. Im Hintergrunde gewahren wir Modelle von Kähnen und Fischerbooten, einen Tisch mit Rauchzeug, Kinderspielereien, dann Modelle von Webstühlen, Schlitten, Stampfen, dann in hübscher Ausführung das Modell einer Getreidegrube (Žitna jama), über deren Herstellung und Verbreitung wir durch eine diesbezügliche Monographie von Direktor Trojanović unterrichtet sind. (Žitne jame u Srba, im „Sbornik po slavjanovėdėniju, III.“)

Die linke Hälfte des Raumes wird eingenommen von Vitrinen mit Stickereien, Strümpfen, Kopfputz, Schuhen u. s. w.

Die drei letzten Zimmer sind vorwiegend der Trachtenkunde gewidmet. Alle serbischen Landschaften sind in reichem Maße hier vertreten. Leider kommt infolge

des Raummangels dieser Reichtum an Puppen und Trachtenstücken nicht so zur Geltung, wie er es eigentlich verdienen würde. Hoffentlich ermöglicht es eine nahe Zukunft, diesen in bedrückender Enge aufgestellten Puppen ihre Bauernstuben anzuweisen und sie so nach Landschaften zu ordnen, wie wir das so schön im Prager Landesmuseum durchgeführt sehen. Eine Schilderung der einzelnen Trachten geht natürlich über den Rahmen dieses Berichtes hinaus. Ich begnüge mich daher hier mit einer bloßen Aufzählung.

IV. Z i m m e r. Rechts: 1. Männertrachten (an Puppen) aus der Mačva, Valjevo, Šumadija, Firof, Kruševac.

2. Weibertrachten: Požarevac (mit Wiege), alte Brauttrachten aus der Šumadija, Valjevo, Belgrad (Land).

3. Weibertrachten aus Mazedonien, vertreten sind: Bitolj, Ochrid, Kufalovo (bei Saloniki), Debar (Altserbien).

4. Weibertrachten aus Skoplje und Kosovo.

Links: 1. Weibertrachten aus der Krajina (rumänische Grenze), aus Jasenica und Vlasina (bei Vranja).

2. Vitrine mit Schürzen.

3. Schmucksachen.

4. Sammlung von Zubuni (Weibermantel) aus Serbien.

5. Schmucksachen. Unten Modelle von Bauernwagen und Pflügen.

6. Zubuni aus Bosnien.

7. Weibertrachten aus Rudnik.

8. Weibertrachten aus Belgrad (Land).

9. Schmucksachen.

V. Z i m m e r. Männertrachtenpuppen: Banat, Srem, Bosnien, Herzegowina, Kroatien, Montenegro, Dalmatien, Altserbien.

An der Türseite eine Waffensammlung, darunter Nadžak, Hammer mit langem Stiel; Kijak, langgestielte Keule; Calma, eine Keule mit Eisen beschlagen.

VI. Z i m m e r. Links: Alte Belgrader Tracht mit reichem Schmuck (Wert 2000 Dinar). Die Mitte des Raumes nehmen Kästen mit schönen Stickereien, meist aus Kroatien, ein. Rechts rückwärts Trachten aus Altserbien (angekauft aus dem Fond, der gestiftet wurde von Velimir, dem unehelichen Sohn des ermordeten Fürsten Michael).

Neben den aufgezählten Trachten besitzt das Museum noch 40 vollständige Kostüme, die verpackt aufbewahrt werden.

Außer diesen Trachtenstücken, welche uns die große Verschiedenheit der einzelnen Gegenden in bezug auf Volkstrachten vor Augen führen, besitzt das Museum noch Photographien und Aquarelle über Trachten und Volksleben aus allen in Betracht kommenden Gebieten. Von unschätzbarem Werte für die Geschichte der Trachten ist eine Schnittmuster-sammlung, vor mehr als 50 Jahren von einem Belgrader Schneidermeister, Nikola Arsenović, hergestellt, der 30 Jahre lang hungernd umherwanderte, die einzelnen Kleidungsstücke in Naturgröße abbildete und auch selber entsprechend bemalte, nicht ahnend, welcher großen Wert seine Liebhaberei einst für die Trachtenkunde haben werde.

Wir treten durch die Tür des VII. Z i m m e r s (Eingang fürs Publikum) auf die Plattform der Stiege, wo Hausmodelle und Hausgeräte aufgestellt sind. Hervorzuheben wären:

1. Ragjevska kuca aus Westserbien, ein 2 m hohes Modell, gearbeitet von einem Zimmermann; das mit Holzlatten gedeckte hohe Steildach trägt in der Mitte des Firstbaumes einen türmchenartigen, runden Rauchfang, oben mit einem Kreuze. (Diese Hausform habe ich auch auf meiner Wanderung von Užice nach Vardište beobachten können.)

2. Modelle einer Pletara, eines außerordentlich altertümlichen Gebirgshauses, wie es deren in Serbien nur noch sieben geben soll. Das Haus mit seinem bis auf den Erdboden reichenden Steildach steht inmitten eines hohen geflochtenen Zaunes. Der so entstehende Zwischenraum wird im Winter bis hinauf mit Stroh und Spreu zum Schutze gegen Kälte ausgefüllt. Das Innere ist noch ungeteilt (es besitzt noch keine oberdeutsche Stube und wird zugleich von Mensch und Vieh bewohnt). In der Mitte des Raumes liegt

der Herd, ringsum laufen Erderhöhungen als Bänke und Schlafstätten. Auf jeder Seite des Firstbaumes ragt ein Speiß auf, und zwar in der Richtung der Schmalseiten des Daches. (Diese Rogovi stehen also schief im Gegensatz zu dem gerade aufwärts ragenden Šiljeg des muslimanischen Hauses in Bosnien.)

3. Modell eines herzegowinischen Hauses, erbaut aus Steinplatten ohne Mörtel (daher der Name „suvomegja“). Das Dach besteht ebenfalls aus großen Steinplatten zum Schutz gegen die Bora. Durch die Türe gelangt man in eine Vorhalle, links davon der Stall, geradeaus der Herdraum. Das Bett besteht aus einer niedrigen Holzbühne. Der Raum darunter ist ausgegraben (wie beim großrussischen Niederhaus).

4. Modell eines kroatischen Hauses aus der Lika, aus Blockwerk auf Lehm oder Stein aufgebaut (kuća od brvana).



Fig. 53. Bogumilengrabstein aus dem 11. Jahrhundert in Lipenović.

Neben den Hausmodellen finden sich hier verschiedene Arten von Tischen, natürlich ohne Füße, darunter ein langer, an einem Ende sich kreisförmig erweiternd mit Höhlungen zur Aufnahme des Salzes. (Solche Tische sah ich auch in Bosnien, wo sie nur am Slavafest, dem Feste des Hausheiligen, gebraucht werden.) Ferner sehen wir hier Sessel, Körbe, einen Pflug mit einem Griff (Ralica), einen Stehsessel fürs Kind (Dubak genannt, in Bosnien Stalac), Nußknacker, schließlich ein Gestell, bestimmt zum Tragen der Heuschaber (Salandžak); in der Mitte ragt ein Pfahl auf, oft wird auch ein lebender Baum dazu hergerichtet. Bewundernswerte Proben der Holzschnitzkunst sind eine geschnittene Tür und ein schön verzierter Plafond. Durch das mit Trachtenbildern geschmückte Stiegenhaus gelangen wir hinunter in den Hofraum, wo uns vor allem eine interessante Gruppe von Bogumilensteinen in die Augen fällt. Die Ornamentik ist sehr schön erhalten. Sie stammen aus dem 11. Jahrhundert und sind 1904 aus Lipenović und Ragjevina ins Museum gebracht worden. Der auf dem Bilde (Fig. 53) abgebildete zeigt die übliche prismatische Form, die Reliefs sind schön und deutlich: An den Langseiten oben ein Schwert und ein Bogen, unten laufende Ornamente in einer Form, die heute in Bosnien auf Stickereien und Holzschnitzereien allgemein verbreitet ist. Die eine Schmalseite trägt einen Greif mit dreiteiligem Schwanz, die andere eine Tulpe. Zu jedem dieser großen sargähnlichen Grabsteine gehört ein daneben aufgestellter schlanker Grabstein, auf dem ebenfalls eine Tulpe abgebildet ist.

Diese Form der Grabsteine ist nach Direktor Trojanović verbreitet von Valjevo, Užice bis zum Adriatischen Meer.

Zu den interessantesten Objekten des Museums gehört auch der 110 *cm* lange und 81 *cm* breite Opferstein, oben mit sechs Vertiefungen, zwei konzentrisch herumlaufenden Rinnen und einer Abflußöffnung; die Unterseite weist zwei dreieckige Einschnitte auf, die wahrscheinlich für Pfosten gedient haben. (Berichtet haben über ihn Direktor Trojanović in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft“, 1909, S. 165 ff; Meringer kommt auf ihn in „Wörter und Sachen“, Band I, Heft 2 [1909] zu sprechen und stellt ihn in eine Reihe mit den Grabsteinen der Aegypter, dann mit dem Grabstein und der Altarplatte der christlichen Zeit. Beide genannten Zeitschriften bringen eine Abbildung unseres serbischen Rinnensteines, ferner eines ähnlichen bulgarischen.)

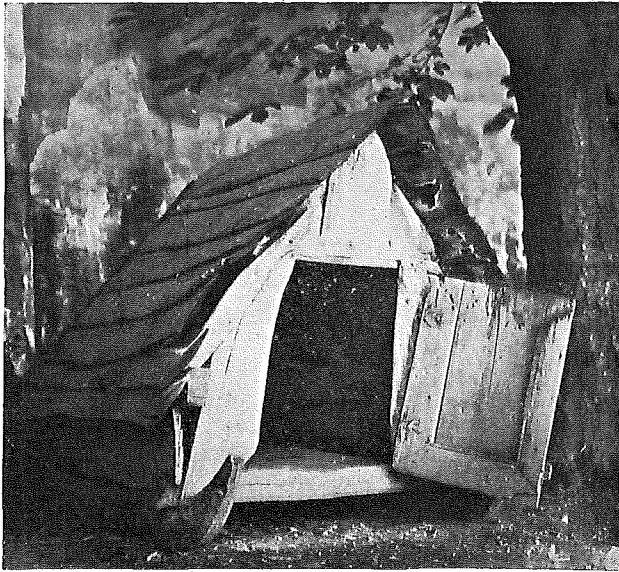


Fig. 54. Hirtenhütte auf Schlittenkufen.

Schließlich findet sich hier eine Hirtenhütte auf Schlitten (Ovčarska koliba), wie sie in Bosnien noch weit verbreitet sind (Fig. 54), dann ein Ambar aus der Mačva und ein sorgfältig ausgearbeitetes Modell einer Hofanlage vom Kosovo Polje: das Haus aus Lehmwänden mit Holzrahmen, gestuftes Strohdach mit beidseitigem ganzem Walm, zwei Rogovi. Im Hofraum befinden sich Schlafhütten (Vajat), Ambar und eine Hürde fürs Vieh; in der Mitte der Dreschplatz, ungedeckt, mit einem Pflöck, um den die Pferde beim Getreidedreschen herumlaufen.

Unser Rundgang ist beendet. Wir haben gesehen, wieviel in verhältnismäßig kurzer Zeit und bei mäßiger Dotation durch fleißige und sachverständige Arbeit geleistet worden ist. Möge sich das Museum in der bisherigen Weise weiter entwickeln und so das werden, was es sich zum Ziele gesetzt hat, ein „Slawisches ethnographisches Museum“.

Das Ethnographische Museum in Sofia.

Es wurde 1890 in Verbindung mit dem archäologischen gegründet und ist erst seit 1906 selbständig. Die Sammlungen, deren Stärke wiederum in den Trachten liegt, sind provisorisch in einem Privathause mit größtenteils recht kleinen und winkligen Zimmern gegenüber dem Denkmal des Bulgarenbefreiers Zar Alexander II. untergebracht. Die Leitung hat Herr Direktor D. Marinov, dem zwei Beamte zur Seite stehen. Herr Assistent Kostov hatte die Liebenswürdigkeit, mich zu führen.

Im Erdgeschoß, links vom Gang, sind zumeist Schmuckgegenstände, Metallgefäße und Waffen untergebracht.

I. Zimmer: Kopfschmuck (Trepki, Pođbradnici), Ohrgehänge, Brust- und Zopfschmuck. II. Zimmer: Gürtelschlüsse, die meisten mit byzantinischer Ornamentik, Perlen-gürtel. III. Zimmer: Gürtel aus Metall und gewebt, Tabakdosen, Kaffeeschalen und Uhren. IV. Zimmer: Feldflaschen aus Zinn, Kannen, kirchliche Gefäße (darunter auch Imitationen). V. Zimmer: Goldschmiedwerkstätte. VI. und VII. Zimmer: Alte Uhren und Waffen, die grüne Fahne aus dem Aufstand 1876, eine Kanone aus Kirschbaumholz.

Der erste Stock beherbergt in seinem rechten Trakt die Kanzleiräumlichkeiten, im linken die reichhaltige Trachtensammlung.

I. Zimmer: Jede Gegend (Okrog) ist durch einen Schrank vertreten, so: Vidin, Sofia (Brautpaar vor 20 Jahren), Čustendil, Vraca. II. Zimmer: Plöven, Plovdiv, Stara Zagora, Gabrovo (alte Trachten!), III. Zimmer: Burgas, Tyrnovo, Ruščuk. IV. Zimmer: Adrianopel (Braut), Šumenski okrog, Kleinasien, Varna, Rußland (Polovci). Interesse erweckt die Sammlung von Maskenkostümen, denen Marinov in den „Izvěstie na etnografičeskij muzej“ 1907 god. einen reichillustrierten Aufsatz widmet: „Kukovi ili kukeri.“ V. Zimmer: Kavaldžija aus Varna (Waffenschmied), dann eine reichhaltige Pfeifensammlung. VI. Zimmer: 19 Trachtenpuppen aus Mazedonien, davon die meisten mit schönen Stickereien in Weiß und Rot (rote Bulgaren!); links sind alte Stickereien und eine alte Tracht aus Silistrensko ausgelegt. VII. Zimmer: Ostereier, Kultgetäck, dann einzig in ihrer Art eine volksmedizinische Sammlung, angelegt von einem Mönch in Gabrovo. Die heilkräftigen Pflanzen sind schön getrocknet, doch nicht gepreßt, aufbewahrt, ersichtlich gemacht ist der volkstümliche und der lateinische Name, dann die zu heilende Krankheit.

Der zweite Stock führt häusliches Leben und Arbeiten vor Augen, und zwar in der Weise, daß Trachtenpuppen mit den Geräten arbeitend vorgeführt werden. Diese Art der Aufstellung gehört mit zu den Hauptvorzügen des Museums. Durch einen Vorraum, in dem wir die älteste bulgarische Buchdruckmaschine (aus dem Jahre 1838) sehen, auf der Kovastojanov heimlich im Keller die ersten Drucke lieferte, treten wir in das I. Zimmer. Es stellt eine Bauernstube aus Vraca mit interessanter Ausstattung dar. Die Familienmitglieder sitzen beim Essen um den niedrigen runden Tisch herum. II. Zimmer: Links sehen wir sehr instruktiv die einzelnen Phasen der Hanfbearbeitung dargestellt: Ein Weib bricht den Hanf, die zweite kämmt ihn aus, die dritte bürstet ihn, die vierte spinnst, die fünfte und sechste weben. Eine Wahrsagerin aus Vidin mit einem zweispießigen Hirschhorn. Ein Weib, das die Baumwollkapseln zerdrückt, neben ihr ein Mann, der die Baumwolle klopft. Eine Gürtelweberin aus Šumen bei der Arbeit. Auf der rechten Seite dieses geräumigen Zimmers wird uns in ähnlicher Weise die Verarbeitung der Schafwolle vor Augen geführt: eine kämmt die Wolle, zwei spinnen, eine vierte wickelt Garn, eine fünfte webt.

III. Zimmer: Einzelne Geräte und Gefäße, die sich auf die Milchwirtschaft beziehen; bemerkenswert ist die Ausnützung der Wasserkraft beim Butterschlagen.

IV. Zimmer: Die Kraft der Sturzbäche, an denen ja Westbulgarien sehr reich ist, sehen wir hier in ausgedehntem Maße verwertet und in den Dienst mannigfacher kleiner Betriebe gestellt:

a) Modell eines hölzernen Hammerwerkes, durch das Gewebe aus Ziegenhaaren geglättet werden.

b) Stampfen mit Wasserbetrieb.

c) Modell einer Mühle.

d) Modell eines Sägewerkes.

e) Modell einer Garnwinde (Čekrk).

V. Zimmer: Die Anfertigung von Schnüren wird in den einzelnen Teilarbeiten vorgeführt.

Auch das Museum in Sofia hat sich, wie man aus meiner knappen Aufzählung entnehmen kann, jugendlich rasch zu einer reichen ethnographischen Schatzkammer entwickelt. Bald wird es darangehen können, seine Basis zu erweitern und seinem Programm gemäß die Sammlungen zu einem „Ethnographischen Balkanmuseum“ auszugestalten.

Zwittau, im Oktober 1912.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

13. Otto Rank: Der Mythos von der Geburt des Helden. Versuch einer psychologischen Mythendeutung. Leipzig und Wien 1909. 5. Heft der „Schriften zur angewandten Seelenkunde“, herausgegeben von S. Freud.

Die Arbeit von Rank, die meines Erachtens von großer Bedeutung für die Mythenforschung ist, zeigt eine gewisse geistige Verwandtschaft mit dem Buch von Laisner, „Rätsel der Sphinx“, in dem darauf hingewiesen wird, daß Märchen, Mythen und Sagen vielleicht durch poetische Stilisierungen jener typischen Träume entstanden seien, die fast von allen Menschen irgendeinmal geträumt worden sind. Auf diese Art würden sich die merkwürdigen Übereinstimmungen in den Mythen der verschiedensten Völker der Erde erklären und gewiß wird man gerne zugeben, daß manche Träume sich in der auffallendsten Weise mit bekannten Sagenmotiven decken. Dies gilt zum Beispiel vom Alptraum, der in unzähligen volkstümlichen Traditionen verwertet wurde sowie vom Prüfungs- oder Fragetraum, der an das Motiv vom „Rätsel der Sphinx“ erinnert, und auch die Sage vom Schatz, der um die Geisterstunde schweigend gehoben werden muß, geht wohl auf ein lockendes Traumbild zurück, das der Schlafende selbst verschleucht, wenn er, von der eingebilddeten Pracht geblendet, einen Ruf ausstößt und erwacht.

Gibt es aber nicht noch eine andere Kategorie von Träumen, die vielleicht auch poetische Gestaltung erhalten haben? Wir träumen doch auch bei hellem Tage in wachem Zustande und entschädigen uns auf diese Weise schrankenlos für alle Enttäuschungen, die das Leben bringt. Obwohl die Menschen solche Phantasien meist ängstlich geheim halten, hat doch meines Wissens noch niemand, der darüber befragt wurde, geleugnet, zu irgendeiner Zeit seines Lebens in solch ehrgeizigen und beglückenden Träumereien geschwelgt zu haben, in denen er selbst Held und Sieger war. Sind vielleicht auch diese Träume typisch und bilden jene Phantasien, die wir für unser persönlichstes Schicksal und unser geheimstes Gut halten, ein unsichtbares Band, das die Menschen verbindet, ohne daß sie es ahnen? Von dieser Möglichkeit geht Rank aus, nachdem er über die Geburt- und Jugendgeschichte von Sargon, Moses, Ödipus, Perseus und vieler anderer berichtet hat. Die Uebereinstimmungen in diesen Sagen veranlassen den Autor, eine Durchschnittssage zu formulieren (S. 6), die folgende Grundzüge zeigt:

Der Held ist das Kind vornehmster Eltern, meist ein Königssohn, der gewöhnlich auf Veranlassung seines Vaters oder der ihn vertretenden Person zur Tötung oder Aussetzung bestimmt wird. In der Regel wird er in einem Kästchen den Fluten übergeben.

Er wird dann von geringen Leuten gerettet und aufgezogen.

Herangewachsen, findet er nach wechselvollen Schicksalen die vornehmen Eltern wieder, rächt sich einerseits am Vater, wird andererseits anerkannt und gelangt zu Macht und Ruhm.

Einzelne Teile dieser Durchschnittssage treten in den zahlreichen Versionen des Mythos in verschiedenartigen Kombinationen auf. Wie findet nun Rank den Weg, der von jenen Phantasiegebilden zu seinem Thema führt?

Ein Anhaltspunkt ist nicht schwer zu entdecken. Das Motiv von dem Königskinde, das von fremden Leuten aufgenommen wird, läßt eine verwandte Saite in uns erklingen, denn viele, vielleicht sogar die meisten, erinnern sich daran, daß sie in ihrer Kindheit einmal geglaubt haben, sie seien nicht die echten Kinder derjenigen, die sie Vater und Mutter nennen, sondern angenommene oder Stiefkinder, aber ich glaube nicht, daß man sich im allgemeinen daran erinnern dürfte, woher diese merkwürdige Vorstellung stammt. Wir verstehen auch nicht, warum Geistesranke so häufig mit der größten Bestimmtheit versichern, sie stammen von Kaisern oder Königen, man habe sie aber unrechtmäßigerweise der Obhut niedriggestellter Leute, die sich für ihre Eltern ausgeben, anvertraut, was sie natürlich nicht hindern könne, eines Tages ihre Ansprüche auf eine Krone

geltend zu machen, ein Zug, der wiederum an unsere Sage erinnert. Die Lösung dieses Problems ist von medizinischer Seite gekommen, und zwar von jener psychiatrischen Schule, die man die psychoanalytische nennt und deren Erfolge in wissenschaftlicher und therapeutischer Hinsicht geeignet sind, auch skeptische Denker zu interessieren. Freud und seine Schüler haben in den Phantasien von Geisteskranken Kindheitsträume erkannt, die nicht wie bei den normalen Menschen überwunden werden, sondern in riesenhafter Vergrößerung fortwuchern. Auf indirektem Wege gelangten die Psychoanalytiker, zu denen auch Rank zählt, so zu bestimmten Ansichten über das Seelenleben des Kindes, die später durch direkte Beobachtung von Kindern bestätigt wurden.

Da es aber viel zu weit führen würde, auf die geistreiche und komplizierte Methode einzugehen, die zu jenen Entdeckungen geführt hat, müssen wir uns hier mit der Anführung der für unser Problem wichtigsten Tatsachen begnügen, wozu ausdrücklich bemerkt wird, daß alles, was hier gesagt wird, nicht nur für die Phantasietätigkeit von Geisteskranken gilt, sondern in etwas reduzierter Form auch für diejenige des Kindes.¹⁾

Über die Art, wie wir in unserer Kindheit zu der Vorstellung gelangen, wir seien angemommene oder Stiefkinder, lehrt die Psychoanalyse folgendes: Gegenstand höchster Verehrung und Quelle aller Autorität sind für das kleine Kind seine Eltern, und zwar handelt es sich hier nicht um das Verhältnis eines besonders liebevollen Kindes zu besonders zärtlichen Eltern, sondern um einen allgemein menschlichen seelischen Vorgang, was ja begreiflich ist, wenn man bedenkt, wie sehr das selbständige Handeln der Eltern auf das hilflose Kind den Eindruck höchster Machtvollkommenheit machen muß. Ein solcher Glaube an ein mächtiges und gütiges Ideal muß wohl selig machen, aber später unbedingt zu Enttäuschungen führen, denn das heranwachsende Kind beginnt die Schwächen seiner Eltern kennen zu lernen, es hört von anderen Kindern, die vornehmere Eltern besitzen und es erwacht der begreifliche Wunsch in ihm, ebenfalls von so vornehmer Abstammung zu sein, und da Wünsche und Gedanken nichts kosten, ist es wohl am schönsten, von Kaisern oder Königen zu träumen, mit denen man so nahe verwandt ist. Ein erhöhtes Interesse für so vornehme Persönlichkeiten konnte ich in meiner Eigenschaft als Lehrerin konstatieren, wenn in der französischen Konversationsstunde von gekrönten Häuptern die Rede war. Um aber träumen zu können, man sei von so hoher Geburt, muß man wohl seine wirklichen Eltern unter dem Vorwande verleugnen, man sei von ihnen nur adoptiert, und alle weiteren Phantasien werden natürlich darauf gerichtet sein, zu den vornehmen Eltern zurückzukehren und damit zu Glanz und Ruhm zu gelangen. Die Grundzüge unserer Sage beginnen bereits hervorzutreten, aber noch manches bedarf der Erläuterung, ehe wir der Ansicht des Verfassers, der in dem Mythos den Niederschlag von Tagträumen sieht, beistimmen dürfen.

Bei vielen wird vor allem die Untreue des kindlichen Gemütes gegen die Eltern Unglauben, vielleicht sogar Entrüstung hervorrufen, was aber nicht berechtigt wäre, denn es ist eine erwiesene Tatsache, daß die Kinder das vornehme, imaginäre Elternpaar unbewußt mit den Zügen des Realen ausstatten, das heißt das Kind sehnt sich so sehr in die glückselige Zeit zurück, in der ihm die Eltern als der Inbegriff aller Hoheit erschienen sind, daß es den sogenannten Familienroman dichtet, um noch länger in den Gefühlen schwelgen zu können, die es in der ersten Entwicklungsperiode beglückt haben. Auf die erstaunte Frage, die längst allen Lesern auf den Lippen schwebt: Wie kommt es, daß wir den Familienroman mit Ausnahme des Details der Adoption so vollständig vergessen konnten? lautet die Antwort, daß uns eine gütige Natur jene Vorstellungen vergessen ließ, die uns für die Anforderungen des realen Lebens untauglich gemacht hätten, wie das Schicksal jener Geisteskranken beweist, die den Familienroman nicht rechtzeitig überwunden haben.²⁾

¹⁾ Für alle, die sich für das Studium der Psychoanalyse interessieren, empfiehlt sich das Studium der Traumdeutung von Freud, 3. Aufl., Leipzig 1911.

²⁾ Welche Kräfte befähigen aber den Mythendichter, seine Kindheitserinnerungen zu einem Kunstwerk umzugestalten, während andere Erwachsene durch das Fortwuchern nicht überwindener Kinderträume dem Wahnsinn verfallen? Auf diese Frage habe ich bis jetzt nirgends eine befriedigende Antwort erhalten.

Wir werden also in dem Mythos von der Geburt des Helden, der von den vornehmen Eltern entfernt wird, dann in die Obhut inferiorer Personen kommt und schließlich wieder zu den hochgestellten Eltern zurückkehrt, den Kindheitsraum der ganzen Menschheit erkennen; außerdem betonen wir, daß die Feindseligkeit des Helden gegen den Vater, die stets in unserer Sage durchleuchtet, ihre Parallele in der leidenschaftlichen Auflehnung des Knaben gegen den Vater findet, die die Psychoanalytiker mit Staunen konstatiert haben. Die Gefühle für die Mutter sind hingegen meist sehr zärtlich, eine Gefühlseinstellung, die in der Ödipus-Sage ihren krassesten Ausdruck gefunden hat. Die feindliche Gesinnung des Helden¹⁾ gegen den Vater kommt im Mythos auch dadurch zum Ausdruck, daß stets der Vater für die Aussetzung verantwortlich gemacht wird.

Was die Aussetzung anbelangt, die meist in der Weise erfolgt, daß das Kind in einem verschlossenen Kästchen den Fluten übergeben wird, so hat Rank ausführlich darüber gehandelt, wobei er von der Ansicht ausgeht, daß eine Parallelisierung von Familienroman und Mythos nur dann vollen Wert erlangen könne, wenn sie uns die Möglichkeit bietet, gewisse konstant wiederkehrende Details des Mythos, die einer besonderen Erklärung bedürfen, zu deuten. Die Art der Aussetzung, wie sie in unserer Sage geschildert wird, war in Zeiten primitiver Kultur sehr beliebt, so daß wir uns nicht darüber wundern müssen, wenn wir sie in dem Mythos wiederfinden, der ja häufig primitive Kulturzustände schildert; dies schließt aber natürlich nicht aus, daß neben der kulturhistorischen Deutung auch eine psychologische möglich wäre, wie Rank sie versucht und zu deren Erklärung wir etwas weiter ausgreifen müssen. Wir wissen alle, daß die Dinge in unserem Vorstellungsleben eine doppelte Rolle spielen können. Ein im Frühjahr knospender Baum erscheint uns nicht nur als solcher, sondern wir können ihm noch eine besondere Bedeutung verleihen. Er erinnert uns an das erwachende Leben, das heißt er kann für uns zum Symbol des erwachenden Lebens werden. Dieser und ähnliche Fälle werden wohl nicht bestritten werden, da wir uns dieser Symbolisierung bewußt sind, weniger bekannt dürfte es sein, daß auch unbewußte Symbolisierungen in unserem Seelenleben eine große Rolle spielen, das heißt wir können einen Gegenstand sehen, der für unser bewußtes Denken als das Objekt erscheint, das es ist, das Unterbewußtsein aber tönen bei dem empfangenen Eindruck mit, ähnlich wie eine dunkel klingende Begleitung zu einer klaren Melodie, und fügt ein „ist gleich“ hinzu, mit anderen Worten, irgendein Gegenstand, ein Baum, eine Blume u. s. w. kann für unser unbewußtes Seelenleben etwas ganz anderes bedeuten als für unser bewußtes Denken. Wann aber wird diese geheimnisvolle Sprache vernehmbar werden? Im Traum, denn dieser ist der Ausdruck unserer unbewußten Regungen, und der heutige Stand der Psychoanalyse ermöglicht es, die Symbole des Traumes zu kennen. Wasserträume sind Geburtsträume, was vielleicht weniger befremdend klingt, wenn man bedenkt, daß nach einem alten Aberglauben das Leben aus dem Wasser stammt, cf. Storchsage, Wasser des Lebens, Gefäße, Körbchen und Kästchen sind Symbolisierungen des Mutterleibes (ein Gegenstand des höchsten Interesses für die kindliche Phantasie), so daß die Aussetzung des Kästchens im Wasser ein natürlich unbewußtes Symbol des Geburtsvorganges bedeutet, gewiß ein Thema, das gut in einen Mythos paßt, der sich mit der wunderbaren Herkunft und Abstammung eines Kindes beschäftigt. Das Tertium comparationis, das der Symbolisierung zugrunde liegt, wäre der dunkle, verschlossene Raum, in dem das Kindlein ruht wie in einem verschlossenen Kästchen; daß das Wasser in Geburtsträumen eine so große Rolle spielt, erklärt sich daraus, daß ja auch bei der Entbindung das Ausströmen des Geburtswassers den Vorgang einleitet. Es ist eine interessante Tatsache, daß die Alten das volle Verständnis für die Symbolik des Traumes besessen haben, was der Traum beweist, den der Großvater, noch schlagender in der Ktesianischen Version die leibliche Mutter des Kyros vor seiner Geburt träumt; aus der Schwangern Schoß fließt so viel Wasser, daß es, einem ungeheuren Meere gleich,

¹⁾ Die Phantasietätigkeit der Mädchen scheint in dieser Hinsicht schwächer zu sein (Rank, S. 65), doch findet sich auch ein weiblicher Typus unseres Themas. So wird zum Beispiel von Semiramis erzählt, ihre Mutter, die Göttin Dereko, habe sie ausgesetzt (Rank, S. 91, Anm.).

ganz Asien überschwemmt. Überraschenderweise deuteten die Chaldäer diese Wasserträume ganz richtig als Geburtsträume, wie ja diese Träume selbst gewiß aus der Kenntnis einer uralten, allgemein gebräuchlichen Symbolik heraus gebildet sind und aus einer dunklen Ahnung der Beziehungen und Zusammenhänge, welche die Freudsche Traumlehre als wissenschaftliche Erkenntnis darbietet (Rank, p. 71).

Endlich möge noch ein Einwand widerlegt werden, der sich leicht aufdrängen könnte, aber wohl nicht berechtigt wäre. Der Geburtsvorgang kann als ein Herauskommen aus dem Wasser betrachtet werden, in der Sage hingegen wird das Kästchen in die Fluten versenkt, so daß eine deutliche Umkehrung der tatsächlichen Verhältnisse vorliegt. Solche Umkehrungen spielen im Traumleben eine große Rolle (Freud: „Traumdeutung“, 2. Aufl., S. 199) und bilden geradezu eines der beliebtesten Darstellungsmittel, die dem Traumleben zur Verfügung stehen.

Wenn das, was hier gesagt wurde, geeignet ist, Widerspruch und Unglauben zu erregen, so mögen alle Skeptiker bedenken, daß durch die Psychoanalyse Geistesranke geheilt wurden, die ohne die Hilfe dieser Wissenschaft wahrscheinlich dem Irrenhause verfallen wären, und daß die Psychoanalytiker einen ruinierten seelischen Apparat wohl nicht in Ordnung bringen könnten, wenn ihnen die Gesetze desselben nicht bis zu einem gewissen Grade bekannt wären.

Im übrigen wird die Klarheit und Sachlichkeit der Arbeit von Rank am meisten dazu beitragen, manche zu überzeugen und viele zum Nachdenken anzuregen.

Dr. Alice Sperber.

14. Die Wachau in Wort und Bild. Photographisch aufgenommen und herausgegeben von Martin Gerlach. Text von Josef Wichner. Verlag von Gerlach & Wiedling, Wien und Leipzig.

Mit großem künstlerischen Geschmack ist hier ein geradezu prächtiges Erinnerungs- und landschaftliches Erbauungsbuch geschaffen, der Wachau, dieser Perle Niederösterreichs, gewidmet. Auch der Volkskundler kommt von seinem besonderen Standpunkt in diesem schönen Büchlein auf seine Rechnung. Nicht wenige der mit bekannter Meisterschaft von M. Gerlach aufgenommenen Bilder spiegeln altertümliche Haus- und Dorfanlagen, reizvolle Einzelheiten aus dem alten zünftigen Leben dieser Donaulecken ab; der schwungvoll geschriebene Text macht uns mit der reich bewegten Vergangenheit dieses Gebietes und mit der noch immer in schönen Resten erhaltenen Eigenart dieser Gegend vertraut. Das Buch darf bestens empfohlen werden.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

15. Das Kärntnervolk in seinen Gebräuchen. Anhang: Über Sage und Land. Von Karl Krobath. Einbegleitet von Dr. Alex. v. Peez. Zweite vermehrte Auflage. Klagenfurt bei Joh. Heyn, Kleinoktav. 169 S.

Krobaths Büchlein, 1909 zuerst erschienen, stellt eine lediglich unterhaltend plaudernde Charakteristik kärntnerischen Volkslebens dar. Es bietet wohl dem Volkskundler natürlich manche Anregung, scheint mir aber für eine ernstgemeinte volkskundliche Darstellung zu salopp und tändelnd, selbst im Stil; das Liebäugeln mit dem Leser, die bis ins Fehlerhafte verkünstelte Sprache, kurz, diese ganze geschmacklose Geziertheit verleidet einem die Sache fast. Krobath geht das Bauernjahr mit seinen hervorstechenden Feiern durch und schildert diese nach Sitte und Glauben (Rauhnächte, Klagewoche, Ostern, Pfingsten, Fronleichnam, Sonnenwende, Frauentage, Kirchweih, Allerseelen); ferner spricht er über die Hochzeit und wie sie zustande kommt, übers Rankeln, übers Schimmleinreiten zur Brechelzeit (eine Darstellung, die durch die anregende Studie Dr. Grabers in diesen Blättern [1911] überholt ist), schildert Totenmahle, gibt Einblick in ein Hexenbüchl und bringt ein Krippenspiel, ein Weihnachtsspiel und ein Dreikönigsspiel; den Schluß bilden zwei Aufsätze über Sagenmotive in Kärnten und über das Länd als Landschaft. Auch slowenische Sitte ist berührt, hie und da findet sich ein Ausblick auf Analogien in anderen Ländern; im ganzen bringt das Buch nicht viel Neues, es mag als Beitrag zur Materialsammlung willkommen sein.

Dr. Alfred Webinger.

16. Paul Schlosser: Der Sagenkreis der Poštela. Mit 3 Abbildungen. Marburg a. d. Drau; Herausgabe und Verlag: Museumsverein in Marburg 1912.

Diese kleine, aber inhaltsreiche Schrift des über einen reichen volks- und sagenkundlichen Stoff bezüglich des Bacherengebirges verfügenden Verfassers beschäftigt sich nach einem geschichtlichen Überblick über das Sagengebiet der Reihe nach mit den geschichtlichen, den Natur-, Zauber- und Schatzsagen, bringt auch Märchen bei und liefert in einem Anhang in sehr nachahmenswerter Weise einen genauen Quellennachweis für das vorgelegte Material. In volkskundlich vertiefter Weise erläutern die Anmerkungen die näheren Verhältnisse und einzelne auffallende Züge der Sagen. Die Schrift ist mit großer Einsicht, Belesenheit und Liebe zur Sache geschrieben und aufmerksamsten Studiums wert.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

17. Peasant art in Russia. Special Autumn Number of „The Studio“. 1912.

Die in präziser Aufeinanderfolge erscheinenden Publikationen über europäische Volkskunst, welche der „Studio“ in erster Linie einem breiten kunstliebenden Publikum darbietet, haben von Anfang an das ungeteilte Interesse auch des zünftigen Volkskundlers gefunden, der in ihnen vielfach einen ersten Anlauf zur näheren Orientierung in dem ungeheueren einschlägigen Material erblicken darf. Es muß mit Anerkennung hervorgehoben werden, daß die Redaktion des „Studio“ mit großer Konsequenz an dem Gedanken festhält, daß nur ein auf wissenschaftlicher Basis fundierter Text den künstlerisch ja auch an sich reizvollen und wirksamen Abbildungen das volle Verständnis sichern könne. In dem uns vorliegenden Bande über „Russische Volkskunst“ wurde die Textbearbeitung verschiedenen Autoren übertragen, wie denn auch aus naheliegenden Gründen eine Teilung des gesamten Stoffes tunlich erschien.

Fürstin Alexandra Sidamo Erstoff und Fräulein N. v. Chabelskoy behandeln die Volkskunst Großrußlands, beginnend mit einer Übersicht über die ältesten Hausindustrien dieses Gebietes. Es folgt eine recht umsichtige Analyse der Stickereimotive, die freilich nicht gar so sehr als charakteristisch für die Artung der Volkskunst daselbst angesehen werden dürften. Auch mangelt die entsprechende chronologische Vertiefung. Recht gut ist dagegen die Entwicklung der Textilkünste und die Verwendung ihrer Erzeugnisse zusammengefaßt. Auch das Hauswesen erfährt eingehende Behandlung. Die Abbildungen reichen jedoch weit über das im Text Gebotene hinaus. Die zahlreich publizierten Holzarbeiten dokumentieren einerseits unverkennbare Beziehungen zum gemeineuropäischen Zierstil, andererseits einen engeren stilistischen Zusammenhang mit dem skandinavischen Norden, was bei den prähistorischen und historischen Beziehungen beider Gebiete kaum verwunderlich erscheinen kann. Manches wäre auch über die Metallarbeiten u. s. w. zu sagen gewesen.

Weitaus gleichmäßigere Durcharbeitung des Materials bezeugt die Arbeit M. Bilachevskys über die Ukraine, deren erster Teil sich nach einer kurzen Erörterung der musealen Tätigkeit in der Ukraine und der modernen Hausindustrialbewegung daselbst hauptsächlich wieder mit den Textilerzeugnissen befaßt. Freilich erscheinen auch hier die Punkte, auf die es ankommt, nicht genügend herausgearbeitet. Es handelt sich in der Textilornamentik zunächst offenbar um eine primäre geometrische Ornamentschicht prähistorischen Ursprungs, welche über ganz Rußland verbreitet war; sie hat sich nur in den verkehrsärmeren Gebieten erhalten (Karpathenländer, Weißrußland, finnische Gebiete), anderwärts ist abendländischer Einfluß herrschend geworden, am frühesten und intensivsten rings um die Kulturzentren Großrußlands; daß sich im Süden nur pflanzliche Ornamente durchzusetzen vermochten, hat seinen Grund wohl in der hier immer stärker werdenden Wirksamkeit türkisch-islamischer Stilprinzipien. Ausführliche Darstellung erfahren ferner die Tracht, Hausbau und Hausrat, die verschiedenen heimischen Industrien, wobei mit Recht auf die vielfältige Abhängigkeit der kleinrussischen Volkskunst von den Stilformen Mitteleuropas hingewiesen wird. Möge aber die russische Volkskunde darum nicht unterlassen, die Spuren, welche zum heimischen Primitivbesitz des Volkes führen, zu verfolgen.

Als eine unmittelbare Fortsetzung westlicher Kulturgüter erscheint die Volkskunst Russisch-Polens, wie M. Wawrzeniacki mit Recht hervorhebt; die litauische Volkskunst, ursprünglich zweifelsohne mit der finnischen und skandinavischen Volkskultur in Zusammenhang, ist denselben Einflüssen unterlegen wie die russisch-slawische Kunst; doch ist es ein Irrtum des Verfassers (M. Brensztejn), zu glauben, das gemeineuropäische Motiv der Tulpe sei für Litauen und Bosnien (!) charakteristisch; die Spinnradnadel kommt außer in Litauen auch in Vorarlberg und Kärnten vor.

Es wäre außerordentlich wünschenswert, wenn die Redaktion des „Studio“ sich nunmehr entschliesse, die Volkskunst der romanischen Länder, vornehmlich Italiens, zu behandeln; erst dann würde der Kulturgang Europas in seinem ganzen breiten Zuge von Südwesten nach Nordosten zu überschauen sein.

Dr. A. Haberlandt.

18. Die steinzeitliche Technik und ihre Beziehungen zur Gegenwart. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeit. Von Dr. Ludwig Pfeiffer. Jena, G. Fischer, 1912.

Wie der Titel andeutet, sucht uns der Verfasser in großen Zügen eine Technologie des steinzeitlichen Menschen in Europa zu vermitteln. Er erreicht dies einerseits durch eine genaue, auf Experimente gestützte Analyse der Verwendungsmöglichkeiten der überlieferten steinzeitlichen Werkzeuge, andererseits durch möglichst nabeliegende Erweiterungen des Beobachtungsmaterials auf Grund von Analogieschlüssen aus dem Bereiche moderner primitiver Handfertigkeiten (Fellbereitung, Holzverarbeitung, Korbflechterei u. s. w.). Besonderes Gewicht legt der Verfasser dabei auf Rudimente solcher Tätigkeiten in Europa; bezüglich des in Verwendung kommenden Handwerksgerätes wurden die einschlägigen musealen Sammlungen, auch die des k. k. Museums für österreichische Volkskunde in Wien, ausgiebig zum Vergleich herangezogen. So sei das Buch auch dem, der sich für den gegenwärtigen Betrieb mancher alten Handwerksübung interessiert, als übersichtliches Nachschlagewerk bestens empfohlen.

Dr. A. Haberlandt.

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

a) Verein.

1. Subventionen und Spenden.

Der warme Appell, den die Museumsleitung in dieser Zeitschrift, XVII, S. 200, und direkt an unsere großmütigen Gönner und Stifter gerichtet hat, um die bedeutenden finanziellen Kosten für die im großen Stil betriebene Sammlungstätigkeit der letzten Jahre zu decken, ist nicht ungehört verhallt. Mit unbegrenzter Dankbarkeit und großer Genugtuung verzeichnen wir den Eingang einer Reihe von sehr namhaften hochsinnigen Spenden. Es haben für die Zwecke des Museums überwiesen: Herr Dr. med. et phil. Rudolf Trebitsch K 15.000, Seine Durchlaucht Fürst Johann von und zu Liechtenstein K 3000, Herr Philipp Ritter v. Schoeller K 5000, Herr Bergrat Max Ritter v. Gutmann K 200, Herr Anton Dreher in Schwechat K 1000. Die Museumsleitung hat den hochsinnigen Spendern bereits den geziemenden Dank abgestattet und bringt denselben auch öffentlich in wärmster Weise zum Ausdruck. Durch die Höhe dieser Widmungen wurde es nicht nur möglich, die hohen Erfordernisse der heurigen großzügigen Sammelkampagne im Betrage von zirka K 16.000 zu bestreiten, sondern auch sämtliche in den Jahren 1897 bis 1900 dem Hausfonds entnommenen Darlehen im Betrage von K 8900 vollständig rückzuerstatten, womit der Hausfonds des Museums wieder auf seine volle Höhe gebracht erscheint.

An Subventionen sind eingelaufen: von der Ersten österreichischen Sparkasse K 100, vom Bankhaus S. M. v. Rothschild K 100.

2. Schriftentausch.

Um Einleitung des Tauschverkehrs hat angesucht: der Verein für sächsische Volkskunde in Dresden.

3. Mitgliederbewegung.

Seit dem letzten Ausweis ist verstorben das Mitglied Fräulein Anna Zillner in Salzburg; ausgetreten ist ein Mitglied. Neu eingetreten sind: Hofrat Friedrich Diehl (lebenslänglich mit einem Betrag von K 100); Fräulein Marianne Schmidl; Dr. O. Menghin in Wien.

b) K. k. Museum für österreichische Volkskunde.

1. Übernahme des Direktors in den Staatsdienst.

Dem Direktor sind anlässlich seiner Übernahme in den Staatsdienst überaus zahlreiche Glückwünsche und kostbare Sympathiebeweise für das k. k. Museum für österreichische Volkskunde zugekommen. Es gratulierten unter anderen: Gräfin Leopold Berchtold, die Geheimen Räte Dr. W. Exner und Artur Graf Enzenberg, Hofrat Doktor Ed. Leisching, Hofrat Dr. J. Strzygowski, Hofrat Dr. V. Ritter v. Jagić, Hofrat Dr. Toldt, Sektionschef Dr. Ad. Müller, Hofrat Baron Weckbecker, Hofrat Dr. J. Querner, Zentraldirektion der k. k. Schulbücherverlage, die Zentraldirektion des k. k. Versteigerungsamtes, das Präsidium des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines, das Präsidium des Niederösterreichischen Gewerbevereines, die Direktion der k. k. Kunstgewerbeschule, die Direktion des k. k. Technologischen Gewerbemuseums, die Direktion des k. k. Gewerbeförderungsamtes, Hofrat Dr. A. Vetter, Prof. Dr. M. Dworžak, die Direktionen der Landesmuseen in Graz, Innsbruck, Laibach, die Direktion der Städtischen Sammlungen, der Vorstand des Sebastian Hann-Vereines in Hermannstadt, Direktor Emil Sigerus, Erzherzog Rainer-Museum in Brünn, Kaiser Franz Josefs-Museum in Troppau, Professor Dr. M. Hoernes, Prof. Dr. M. Ritter v. Rešetar, Regierungsrat A. K. Romstorfer, Notar Dr. E. Frischau, Direktor Dr. M. Vancsa, Kunstverlag A. Schroll & Ko., Hofkunstverlag J. Löwy, Sektionschef Dr. Breycha, Prof. Dr. R. Sieger, Regierungsrat Dr. Dreger, Professor Fr. Kulstrunk (Salzburg), Prof. Dr. K. Zsigmondy, Regierungsrat Dr. R. Schlesinger, Archivdirektor Dr. K. Neisser, Prof. Dr. A. v. Weilen, Prof. Dr. Arnold, Generalsekretär Dr. Lick, Truchseß Kommerzialrat O. Edler v. Höfft, Hofrat Dr. J. v. Wiesner, Hofrat Prof. Dr. v. Hañn, Baronin Stephanie v. Rubido-Zichy, Prof. Dr. O. Abel, Prorektor Prof. Edm. Ritter von Hellmer, Hofrat K. Haberkalt, Vorstand des Hagenbundes Dr. Junk, Regierungsrat J. C. Poestion, Prof. Karl Mayreder, Hofrat Dr. E. Löbl, Chefredakteur der kaiserlichen „Wiener Zeitung“, Regierungsrat Prof. Dr. J. Kubitschek, Direktor Alfred v. Walcher, Direktor Dr. Alex. Spitzmüller, Regierungsrat Franz Ritter, Oberbaurat Koch, Hofrat Freiherr v. Drechsel, Regierungsrat Prof. v. Larisch u. A.

Die Direktion beehrt sich, auch an dieser Stelle für diese vor allem auch unserer guten Sache geltenden Sympathiebeweise den wärmsten und verbindlichsten Dank abzustatten.

2. Kündigung der Museumsräumlichkeiten.

Anlässlich der für Maitermin 1915 sicherstehenden Kündigung der Museumsräumlichkeiten hat sich das Vereinspräsidium mit den entsprechenden wohlmotivierten Eingaben an Seine kais. und kön. Hoheit den durchlauchtigsten Herrn Erzherzog-Protektor sowie an Ihre Exzellenzen den Herrn Ministerpräsidenten Grafen K. Stürgkh und den Herrn k. k. Minister für Kultus und Unterricht Dr. M. Ritter v. Hussarek gewendet, in welchen unter Berufung auf die Dringlichkeit dieser Angelegenheit, welche geradezu die Lebensfrage für unser gemeinnütziges und patriotisches Institut bedeutet, nachdrücklichst um entsprechende Maßnahmen der hohen Regierung ersucht wird. Auch mit der Gemeindevertretung der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, welche naturgemäß das größte Interesse daran nehmen muß, eine derartige Sehenswürdigkeit ersten Ranges zu erhalten, wurde in Verbindung getreten. Mögen alle berufenen Faktoren

zusammenwirken, um die Zukunft dieses der wissenschaftlichen Erforschung und Darstellung sämtlicher österreichischer Nationalitäten dienenden Instituts baldigst in würdiger Weise sicherzustellen.

3. Ausstellung der Neuerwerbungen.

Am 27. Oktober d. J. wurde in Anwesenheit des Unterrichtsministers Dr. Ritter v. Hussarek und eines zahlreichen distinguierten Publikums die sehr reichhaltige Ausstellung der Neuerwerbungen aus dem Sommer 1912 eröffnet. Es waren unter anderen, zumeist mit ihren Damen, erschienen: Hofrat Freiherr v. Weckbecker, für das Oberstkämmereramt, die Hofräte und Herrenhausmitglieder Dr. Ritter v. Jagić und Professor Dr. K. Toldt, die Hofräte Dr. A. Vetter vom Gewerbeförderungsamte, Direktor G. Lauböck vom Technologischen Gewerbemuseum, Oberbaurat L. Erhart vom Technischen Museum, Hofrat Dr. Ritter v. Foerster und Sektionsrat Dr. Leithe vom Unterrichtsministerium, Regierungsrat Romstorfer vom Arbeitsministerium, Direktor Ritter v. Walcher, Kommerzialrat W. Neuber für die Handels- und Gewerbekammer, Ingenieur F. Wilfort für den Ingenieur- und Architektenverein, Bildhauer Fr. Seifert, Kommerzialrat A. Herzfeld. Ihr Fernbleiben hatten entschuldigt: Exzellenz Sektionschef Dr. Czwiklinski, Hofrat Dr. E. Leisching, Hofrat Doktor J. Querner. Der Unterrichtsminister Dr. Ritter v. Hussarek sprach zu wiederholtenmalen seine Bewunderung über die außerordentliche Reichhaltigkeit und den wissenschaftlichen wie volkskünstlerischen Wert der Sammlungen aus und stellte dem Museumsdirektor Regierungsrat Dr. M. Haberlandt die tatkräftigste Unterstützung der Regierung für eine künftige würdige und entsprechende räumliche Unterbringung des Museums in Aussicht, das berufen ist, eine der größten wissenschaftlichen Sehenswürdigkeiten der Residenz zu werden. Zur Ausstellung waren die in Heft IV/V dieser Zeitschrift, S. 130 f., S. 199 ausgewiesenen viele Hunderte von Objekten aus verschiedenen österreichischen Volksgebieten gelangt. Mitte Dezember d. J. mußte diese Ausstellung Raummangels halber wieder abgeräumt werden, wobei selbst die nur depotweise Unterbringung der zahlreichen Gegenstände fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete.

4. Vermehrung der Sammlungen.

(Schluß.)

Ethnographische Hauptsammlung.

a) Ankauf:

- 39. Aus Niederösterreich: Hausrat, Kacheln, Kostümstücke; 9 Nummern.
- 40. Aus Oberösterreich: Bettinrichtung, bedruckte Tücher, Hausrat, Gmundner Keramiken, Werkzeuge; 34 Nummern.
- 41. Aus Steiermark: 4 Nummern.
- 42. Aus Tirol (Oberinntal, Südtirol): 106 Nummern.
- 43. Aus Vorarlberg: Alphorn, Tabakschneider, zwei bewegliche Puppen.
- 44. Aus Krain: Christusfigur, Lampe.
- 45. Aus Dalmatien: Silberne Gürtelschnalle mit Doppeladler und Markuslöwe, Ragusaner Arbeit.
- 46. Aus Mähren: Keramische Bodenfunde des 17. Jahrhunderts, Majoliken; 19 Nummern.
- 47. Aus Bosnien und Albanien: 83 Nummern, darunter 75 bemalte Ostereier.
- 48. Aus Siebenbürgen: 3 Nummern.

b) Geschenke.

- 24. Doppelmaßkrug und Papierschablone der Hafner, Gmunden. Von Herrn Direktor *Alfred Walcher Ritter v. Molthein*.
- 25. Sammlung volkskundlicher Objekte aus dem Gasteiner Tal: Holzschnitzwerke, Kuhschmuck, Keramiken, kirchliche Schmiedearbeiten, Kostümstücke, zusammen 94 Nummern. Geschenk des Herrn Realitätenbesitzers *Heinrich Hirth und dessen Frau Gemahlin*.

26. Sechs Objekte aus Oberthemenau, Niederösterreich. Geschenk der Frau *Oberlehrerswitwe Anna Kroboth* in Oberthemenau aus dem Nachlasse ihres verstorbenen Gatten Benjamin Kroboth.

27. Osterratsche aus Maihofen bei Schönau. Von Herrn Direktor *Prof. Gustav Funke* in Wien.

28. Neuer Bauernkalender 1913, aus Steiermark. Von Herrn Ingenieur *Anton Dachler*.

29. Breverl, aus dem Passeiertal, Tirol. Von Herrn *Dr. O. Menghin*.

c) Durch Tausch:

4. Krug, 1687, aus dem Egerland, Habanerteller, Bärmutter von Sulden, zwei Rübzahlfiguren aus Nordböhmen, vom *Niederösterreichischen Landesmuseum*.

5. Sieben Nummern von Herrn Architekten *A. Müller* in Wien.

Der Gesamtzuwachs der Sammlung beläuft sich daher im Jahre 1912 auf 2559 Nummern.

Photographien und Abbildungen.

An Photographien wurden seit 30. Juni d. J. 185 Nummern, an sonstigen Abbildungen 94 Nummern erworben, darunter Geschenke von *Dr. G. Kyrle*, Frau *M. Thirring*, *Dr. O. Menghin*, *phil. R. Koller*, *Fr. Ravenegg*, *K. Wohlgemuth*, Direktor *Professor G. Goebel*, Musiklehrer *J. Weber*, *R. Nayer*, Fräulein *Th. Strigl*, *G. Sagmeister*, *Dr. med. R. Heller*, Fräulein *stud. E. Goldstern*, *Prof. Dr. Jordan*, *Dr. E. Schneeweiß*, Hofrat *Dr. M. Höfler*, *C. Dapoz*, *Dr. K. Toldt jun.*, Fräulein *Hella v. Schürer*, *phil. R. Herlinger*.

Bibliothek.

Der Zuwachs der Bibliothek seit dem letzten Ausweis beträgt 43 Nummern, darunter Geschenke des *Ungarischen Nationalmuseums* in Budapest, *Prof. Dr. J. Pommer*, *Dr. W. Pessler*, *Dr. M. Höfler*, des *Museumvereines in Iglau*, Ingenieur *Anton Dachler*, *Prof. Dr. M. Haberlandt*, Fräulein *E. Goldstern*.

Sämtlichen Spendern wird der verbindlichste Dank für ihre wertvollen Zuwendungen ausgesprochen.

5. Museumsarbeiten.

Vorstehender reicher Einlauf wurde ordnungsgemäß gebucht und zum Teil in der vorerwähnten Ausstellung der Neuerwerbungen zur Aufstellung gebracht, um nach Schluß der Exposition magaziniert oder in Kisten verpackt zu werden. Um die Ausstellung ermöglichen zu können, wurde die Bretonische Stube abgeräumt und das gesamte Mobiliar derselben samt der ganzen zugehörigen Sammlung magaziniert. Die auf Seite 131 namhaft gemachte, ebenfalls durch ein Halbjahr der Besichtigung zugeführte hochinteressante volkskundliche Sammlung aus der Römischen Campagna mußte Raummangels halber ebenfalls magaziniert werden. Nur ein geringer Bruchteil der bedeutungsvollen Neuerwerbungen des Jahres 1912 konnte nach Schluß der Ausstellung in die Aufstellung durch Auswechslung mit anderen Gegenständen einbezogen werden.

Die Galerie wurde elektrisch beleuchtet.

Die Überweisung eines zweiten Depots in den Souterrainlokalitäten, dank dem entgegenkommen der Hausinspektion, ermöglichte eine bessere Ordnung der Magazinsammlungen.

Die Direktion erstattete Seiner kaiserlichen Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn *Erzherzog Franz Ferdinand*, dem *hohen Ministerium für Kultus und Unterricht*, dem *Niederösterreichischen Landesmuseum*, dem Kunstverlag *A. Schroll & Co.* verschiedene Gutachten in einschlägigen Fragen.

6. Publikationen.

Das Museumswerk: „*Textile Volkskunst aus Österreich*“ wurde von Ihrer Hoheit der durchlauchtigsten Frau *Herzogin Sophie von Hohenberg* mit verbindlichstem Dank entgegengenommen. Das hohe k. k. Ministerium für öffentliche Arbeiten hat die Anschaffung dieses Werkes den Direktionen der Lehranstalten für Textilindustrie, der Fachschule für

Weberei und Wirkerei, der in Betracht kommenden weiblich-gewerblichen Berufsschulen und der Bildungsanstalten für Lehrerinnen dieser Schulen zur Anschaffung für die Anstaltsbibliothek in dankenswertester Art empfohlen.

Die Direktion bereitet die Herausgabe einer im Verlag der k. k. Hofkunstanstalt J. Löwy erscheinenden periodischen Veröffentlichung: „*Werke der Volkskunst*“ vor. Dieselbe wird mit Beginn 1913 in Vierteljahrsheften mit zusammen 40 Lichtdrucktafeln (Format 4°, sechs bis acht färbig) und 100 Seiten illustriertem wissenschaftlichen Text erscheinen (Preis: K 50). Der diesem Hefte beigegebene bezügliche *Prospekt* wird den Freunden, Gönnern und Mitarbeitern unseres Museums zur *gefälligen Beachtung auf das Wärmste und Dringendste ans Herz gelegt*. Das hohe k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht hat das Erscheinen dieser Zeitschrift durch gütige Gewährung einer Subvention ermöglicht, wofür der geziemende ergebenste Dank abgestattet wird.

7. Museumskurse.

Auf Einladung der Sektion Waidhofen a. d. Thaya hat Herr Museumsassistent Dr. Arthur Haberlandt daselbst im November und Dezember d. J. einen Kurs von fünf Vorträgen über „*Volkskunde und Volkstum in Österreich*“ unter großem Zuspruch der dortigen Bevölkerung abgehalten. Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 2. November d. J. beschlossen, fallweise über besonderen Wunsch der Gemeindevertretungen oder Volksbildungsvereinssektionen in Niederösterreich derartige Vortragszyklen (zu fünf oder drei Vorträgen) oder Einzelvorträge durch jüngere Fachgelehrte abhalten zu lassen, um auf diesem Wege in der Bevölkerung das Verständnis für unsere Bestrebungen zu erwecken und zu vertiefen und damit zugleich dem Heimatschutze zu dienen.

8. Besuch der Sammlungen.

Der Besuch und die Benützung der Sammlungen und namentlich auch die Besichtigung der vorerwähnten Ausstellung unserer Neuerwerbungen waren erfreulich rege. Außer den zur Ausstellungseröffnung erschienenen Persönlichkeiten seien besonders genannt die Gräfinnen L. Berchtold und Karolyi, Fürst und Fürstin Palffy, Graf V. Latour, Hofrat Fr. Diehl, kais. Rat Präsident Dr. Julius v. Hortenau, Oberbaurat L. Erhard, Professor F. Outes (Buenos Aires), Direktor K. Haller, Prof. K. Degner, Oberbergrat K. Kronfuß, Prof. Dr. R. Much, Prof. Dr. M. v. Rešetar, Direktor Prof. Dr. O. Lauffer (Hamburg), Kustos Alfons Haupolter in Salzburg, Sektionsrat Dr. K. Scheimpflug, Prof. Dr. F. Ed. Sueß, M. Verdet (Paris), J. Neumann (Agram), Prof. Dr. R. Stettiner (Hamburg), Prof. Dr. Halra, Vizedirektor des Bayrischen Nationalmuseums in München, Dr. F. Winkler, das Direktorium der Adria-Ausstellung und andere mehr. Die Mitglieder des akademischen Verbandes für Architektur an der k. k. Technischen Hochschule, Oberbaurat Prof. Fr. Ohmann mit seinen Hörern, die Zöglinge der k. k. Kunstgewerbeschule, das Ethnographische Seminar der k. k. Universität fanden sich zu Studienzwecken in wiederholten Besuchen ein. An die „Wiener Mode“, den Verlag Ch. Belsler in Stuttgart (zu Zwecken des Werkes „*Mein Österreich, mein Heimatland*“), die „Urania“ wurde Sammlungs- und Abbildungsmaterial für Publikationen und Vorträge zur Verfügung gestellt.

Korporative Besichtigungen erfolgten durch folgende Schulen:

52. K. k. Fachschule für Holzschnitzerei in Zakopane.
53. K. k. Zentrale für Frauengewerbe.
54. Korps der k. k. Sicherheitswache in wiederholten Partien.
55. Neue Wiener Handelsakademie.
56. Fortbildungsschule der Kleidermacher, II. Blumauergasse 21.
57. Fortbildungsschule der Kleidermacher, II. Schwarzringergasse 4.
58. Fortbildungsschule der Kleidermacher, III. Eslargasse 23.

Sachregister zum XVIII. Band.

- A**berglauben, rumänischer, 115.
Abfahrt von der Alm, 176.
Ackerbaugeräte, 124.
Alpbacher Möbel, 55.
Andree, 52.
Antike Heilkräuter, 141.
Antlaßtritt, Brixental, 213.
Ausstellung rumänischer Volkskunst, 222.
- B**achstelzennamen, 49.
Backglocke, rumänische, 95.
Backofen in Vigo, 25.
Backofen, rumänischer, 91.
Baldrian, 150.
Baselguem, 152.
Bau des Herdes, 93.
Bauernhaus der Rumänen, 81.
Bauernhaus in Kroatien, 59.
Bauernleben, oststeirisches, 122.
Bauernuhr, Tirol, 57.
Bayrisch-österreichische Mundart, 188.
Beleuchtung, rumänische, 112.
Bergerlaub, 126.
Bewerfen der Stubendecke, 48.
Bischarlbindn, 3.
Bockhäuteln im Innviertel, 220.
Bogmilengrabsteine, 227.
Brautaufordern, 16.
Brautschau, Niederösterreich, 1.
Brautstehlen, 5.
Brautsuchen, 3.
Brautzeit, Niederösterreich, 2.
Brennende Liebe, 158.
Bretzelkirmes, 136.
Brombeeren, 157.
Brüdergefäße in Mähren, 32.
Brunnen, 110.
Brunnengraben, 110.
- C**zenstochau, 36.
- D**ach des rumänischen Bauernhauses, 101.
Dachlucken, 103.
Dickmilch, Nordschweden, 127.
Diluvialmensch, 197.
Dreißigerkröte, 159.
Dreißigsteier, 158.
Donnerknopf, 150.
Dünger, 51.
- E**ckholzverbindungen, 97.
Edelraute, 153.
Eichenblätter, 155.
Einheirat, 2.
Einheitshäuser in Vigo, 22.
Einrankenblume, 158.
Einstubenhäuser, Bukowina, 81.
Eiserne Kühe, 161.
Eisern Vieh, 162, 175.
Entwicklung des Bauernhauses der Rumänen, 82 f.
Enzian, 152.
Erbrecht der Bauern, 2.
Erdhütten, 87.
Eschbellen im Innviertel, 220.
Ethnographische Museen in Sofia, 218.
Ethnographische Museen in Belgrad, 223.
Ewiggänse, 163.
Ewiglasten, 164.
- F**ackelbeleuchtung, 112.
Fenster aus Tierhäuten im rumänischen Bauernhaus, 99.
Festgebäcke der Rumänen, 93.
Festgerichte, 48.
Fladenbrot, rumänisches, 94 ff.
Fledermausnamen, 50.
Frauendreißiger, 133.
Frauenmantelkraut, 180.
Fruchtgruben im rumänischen Hause, 104.
- G**ebirgsdörfer von Ostschlesien, 184.
Gebirgshaus in Serbien, 226.
Geburt des Helden, 230.
Geflochtene Häuser, 88.
Geflochtene Wände im rumänischen Bauernhaus, 98.
„Geige“, Volksbrauch, 212.
Geranium, 154.
Gesundheitstrinken, 15.
Glockenriemen, 181.
Glücksgarben, 139.
Glücksorakel bei der Hochzeit, 6.
Großbauern, 2.
Grummet, 52.
Grundrisse der rumän. Bauernhäuser, 84.
Gürtler, 149.

- H**abanerkeramik, 201.
 Hafnerordnungen der Habaner, 203 f.
 Hahn, 43.
 Hahnenschlag, 221.
 Haselstaude, 155.
 Haus der Herzegowina, 227.
 Hauseinrichtung in Vigo, 25.
 Hausmalereien in Vigo, 23.
 Hausrat in Serbien, 227.
 Hausverstecke, 106.
 Hauswände im rumänischen Bauernhaus, 95.
 Heilmittel, 187.
 Heil- und Donnerkräuter, 141.
 Heimatschutz, 120.
 Herdanlagen im rumänischen Bauernhaus, 89.
 Herdsäulchen, rumänische, 92.
 Herzkreuz, 159.
 Himmelbrandblüh, 144.
 Himmelfahrtsblümle, 155.
 Himmelfahrtsfasten, 135.
 Hirtenhütte auf Kufen, 228.
 Hirtenkunst, Tirol, 55.
 Hoamblasen, 20.
 Hochzeit, Niederösterreich, 1.
 Hochzeitsessen, 19.
 Hochzeitsladen, 3.
 Hochzeitsmahl, Niederösterreich, 8.
 Hochzeitstisch, Sitzordnung am, 7.
 Hochzeitszug, Niederösterreich, 4.
 Hoftore, 107.
 Holzapfeltanz, 136.
 Holzschnitzer in Vigo, 28.
 Honigweizen, 47.
 Hutterische Brüder, 202.
Indogermanenproblem, 123.
Johannesbeeren, 157.
Kamille, 146.
 Keil, Fischereigerät, 221.
 Keramik in Tirol, 56.
 Kessel der Rumänen, 89.
 Kesselschwinge der Rumänen, 90.
 Kinderspielwaren, Mähren, 57.
 Kleebüte, 156.
 Klöppelspitze, Tirol, 56.
 Kochgeschirr der Rumänen, 89.
 Kolonenbauten in Vigo, 22.
 Kranewitbeeren, 157.
 Kranzblumen, 142.
 Kroboth Benj., 119.
 Kuhschmuck, Pustertal, 180.
 Kuhstall, Nordschweden, 127.
 Kukuruzkörbe, 105.
Lahmheit, 143.
 Landesmuseum, niederösterreichisches, 53.
 Lauben im rumänischen Hause, 104.
 Lebendes Feuer, 89.
 Lehmbereitung, 94.
 Leonhardiritte, 191.
 Liebstöckel, 152.
 Löffel, 51.
Maisfelder, 105.
 Majolika, Polnische, 201.
 Majolikaerzeuger in Mähren, 32.
 Majolikaskalen, 204.
 Maler, Fassaner, 23.
 Malve, 153.
 Maria Himmelfahrt, 133.
 Maria im Ährenkleide, 137.
 Marienlieder, polnische, 45.
 Märsche, 4.
 Maskierte bei der niederösterreichischen
 Hochzeit, 11.
 Milchgericht, Nordschweden, 127.
 Milchhütte, Nordschweden, 127.
 Milchwirtschaft, Nordschweden, 127.
 Minze, 152.
 Möbel in Tirol, 55.
 Museum für österreichische Volkskunde,
 64, 78, 130, 198, 236.
 Museum für Tiroler Volkskunst, 56.
 Museum, walachisches von Rožnau, 57.
 Mythus, 230.
Oberintaler Möbel, 55.
 Ofen im rumänischen Bauernhaus, 92.
 Öllämpchen, 112.
 Opferbrote der Rumänen, 93.
 Opferstein aus Serbien, 228.
 Opfertierfigur, 167.
 Ornamentik, 113.
Palamarka, Mähergerät, 223.
 „Paß“, 12.
 Pfahlbauten, rezente, 197.
 Pferde, weiße, 43.
 Pfingstreiten, 189.
 Pfingstreiten, Trachten beim, 189.
 Pflanzen, volkstümliche, Egerland, 218.
 Pflüge der Indogermanen, 128.
 Plankenzäune, 107.
 Prähistorischer Kupferbau, 197.
 Primitivhütten der Rumänen, 81.
 Pygmäen, 197.
Quendekraut, 147.

- R**ainblume, 149.
 Rainfarn, 149.
Rank J., 57.
 Rauchmantel des rumänischen Herdes, 90.
 Rechrätter, 28.
 Ringelblume, 153.
 Ruhebank im rumänischen Bauernhaus, 95.
 Ruthenische Bräuche, 46.
 Rutenzäune, 107.
- S**agenkreis der Poštela, 234.
 Salbei, 150.
 Samielsagen, 46.
 „Sangen“, 139.
 Sängenbaum, 151.
 Sängenkraut, 146.
 Sammlungen, Mährische, 223.
 Schafgarbe, 145.
 Scheuer, rumänische, 109.
 Schindeldächer, 102.
 Schlehenbeere, 156.
 Schnadahüpfel, 9.
 Schnitthahn, 136.
 Schwarze Schnur, 118.
 Seelengeister, 135.
 Seelentiere, 159.
 Seidelbast, 150.
 Sennhütte der Rumänen, 85.
 Sommerhütte der Rumänen, 85.
 Spielmannslügen, 14.
 Sprüche auf Totenbrettern, 217.
 St. Christophusbilder, 24.
 St. Johanneskraut, 148.
 Ställe, 109.
 Ständer- und Bohlenbau, 97.
 Steinopferstätte, 46.
 Stubendecke, 102.
- T**anzlieder, 18.
 Tausendguldenkraut, 151.
 Technik, steinzeitliche, 235.
 Teschener Bewohner, 189.
 Testamente, altböhmische, 59.
 Teufel in der Twardowski-Sage, 40.
 Tonpfeifen mit mytholog. Darstellungen, 37.
 Totenbretter, Südtirol, 27, 215.
 Totenbretter, Verbreitung der, in Tirol, 28.
 Tracht in Vigo, 25.
 Trudenspruch, 220.
- Türen des rumänischen Bauernhauses, 99.
 Twardowski, 36.
- U**mzäunungen, 106.
- V**egetationsgeister 135.
 Verein für österreichische Volkskunde 66,
 77, 128, 198, 235.
 Virgilsage, 44.
 Verschanzungen in Niederösterreich, 58.
 Vierberger Lauf, 126.
 Vigo di Fassa, 21.
 Volkskunde des Böhmerwaldes, 57.
 Volkskunde, Troppauer, 186.
 Volkskundliche Ausstellung, 120.
 Volkskunst der Kleinrussen, 234.
 Volkskunst der Großrussen, 234.
 Volkskunst, rumänische, 222.
 Volkskunst, Tirol, 56.
 Volkskunstaussstellung, 120.
 Volksmärchen, österr., 120.
 Volkssagen, oberösterr., 121.
 Volksschauspiele, steirische, 222.
 Volkstrachten von Salzburg, 120.
 Volkstrachten von Serbien, 226.
- W**achau, 233.
 Wagenhäuser, 88.
 Wasserweihe der Ruthenen, 46.
 Wegsperrern, 5.
 Wegerich, 150.
 Weihnachtbräuche der Ruthenen, 47.
 Weihnachtsspiele im Böhmerwald, 191.
 Weibraute, 153.
 Weißes Nichts, 187.
 Wermut, 153.
 Wiedertäufer in Mähren, 34.
 Wiedertäufer, 202 f.
 Wiegenholzführen, 20.
 Wirkteppiche, Tirol, 56.
 Wohlgemut, 154.
 Wohnanlage, getrennte, in Vigo, 22.
 Wohnhaus von Vigo, 21.
 Wohnhütten, Nordschweden, 127.
- Z**ahl 7 und 9, 140.
 Ziehbrunnen, 111.
 Zigeunerhütten, 87.
 Zillertaler Möbel, 55.
 Zwölfnächte, 47.
 Zinsstier, 173.